Die Töchter des Fürsten.

Roman

von

Paul Sziglávy.

= Baronin Borsch

Zweiter Band.

Wien.
Verlag der Ed. Hügel'schen Buchhandlung.
1876.

Druck und Papier von Leopold Sommer & Comp. in Wien.

Buch II.

Capitel I.

Die Eisenbahn ging damals nur bis Szolnok. An der Station wartete der bestellte Wagen des Grafen Ungváry, ein ziemlich absonderliches, alterthümliches Fuhrwerk mit einem geflickten Dach, hohen Rädern und vier mageren Pferden, das ungarische Zügelwerk mit Stricken ausgeflickt.

Der Graf blickte etwas melancholisch darauf hin und sagte, sich entschuldigend, indem er seine junge Frau auf den schmalen, hohen Sitz hinaufhob:

„Wir müssen uns erst einrichten, liebe Elsa, der Wagen stammt von meinem Großvater her und seit mehreren Jahren verwüsteten Bachhusaren*) das Gut.“

Die Pferde setzten sich in Trab, viel schneller, als es ihr Aussehen versprach, und liefen mit unzähligen anderen Gespannen, welche den Reisenden zur Verfügung gestellt waren, um die Wette. Dichte Staubwolken umfingen alsogleich den primitiven Corso, so daß man kaum zehn Schritte um sich sah.

„Ist es in Ungarn immer so staubig?“ frug Elsa, die sich seufzend in die Ecke des holpernden Wagens drückte und mühsam auf dem Sitze festhielt.

---

*) Beamte unter dem Regime des Ministers Bach.

„O nein," erwiderte der Graf, „es ist häufig auch sehr morastig, man versinkt sogar öfters im Straßenkoth. Gottlob, daß wir guten Weg haben."

„Du nennst das guten Weg?"

„Allerdings, mit diesem Weg sind wir morgen Abend zu Hause."

„Hm," dachte Elsa, „am Ende ist Ungarn doch nicht so romantisch, als ich dachte." Beide setzten ihre schweigsame Reise fort.

Gegen Abend kehrte man in einem Beamtenhaus ein, das der Kutscher anwies. Die Familie des Hofrichters*) eines benachbarten Gutsbesitzers empfing den Grafen mit Thränen und Jauchzen, zugleich küßte man ihm weinend die Hände und schrie dann durcheinander vor Freude. Der Bruder des Hofrichters hatte lange unter dem Vater des Grafen gedient. Man küßte auch der jungen Gräfin die Hände, aber mit scheuer Ehrfurcht, wie einer Fremden. Die Frau des Hauses sprach gebrochen deutsch und bemühte sich, so gut es ging, sich verständlich zu machen.

Graf Ungváry blickte mißmuthig auf seine junge Gefährtin, er hatte eine Frau, die nicht ungarisch verstand, eine Deutsche, — er schämte sich.

Bald nach Ablauf der freudigen Begrüßung wurde zur Tafel gegangen, zu einem Nachtmahl mit acht Gängen, Braten, Mehlspeise, Früchte ohne Ende. Elsa war hungrig, sie that dem Mahle alle Ehre an und befriedigte die Hausfrau, die neben ihr saß und die besten Bissen des verschiedenartigsten Geflügels, das am vorigen Abend sein Leben eingebüßt hatte, sorgfältig für ihren hohen Gast selbst auswählte.

*) Gutsverwalter.

Die junge Gräfin blickte freundlich um sich herum, und da sie nicht sprechen konnte, so lächelte sie und nickte mit dem Kopfe; die beiden Fräulein lernten den Schnitt ihres Kleides auswendig, es mußte der neueste sein, denn sie hatten noch nichts Aehnliches gesehen; im Ganzen gefiel sie Allen, obwohl sie eine Deutsche war; ihre vornehme Erscheinung, ihre einfache Art und ihre große Jugend vereinten sich, die Herzen zu gewinnen.

„Ach, Euer Hochgeboren müssen nicht Heimweh kriegen bei uns in Ungarn, es ist doch auch schön und gut in Ungarn," sagte die Frau Hofrichterin. „Die Leute haben gute Herzen und werden alle Euer Hochgeboren verehren."

„Ich hoffe es," wiederholte Elsa, „ich werde auch recht schnell und fleißig ungarisch lernen."

„Mein Gott!" rief die dicke Frau entzückt, „Kinder, habt Ihr gehört, die liebe, kleine Gräfin will ungarisch lernen!" Sie küßte ihr den Aermel und häufte Zuckerwerk auf den Teller.

„Ich kann das nicht mehr essen, liebe Frau, ich werde es mitnehmen auf die Reise."

„Mein Gott!" schrie die dicke Alte wieder, „da geben wir schon Anderes mit, einen gebratenen Indian, einige Hühner, auch einen Hasen, ich hab' ihn in der Kammer, und natürlich Kolacsen und Bogacsen."*)

„Genug, genug," lachte Elsa vergnügt.

„Woher haben Herr Graf die kleine Frau her mit den großen Augen, die so herzlich lacht und noch so jung aussieht wie ein Kind?" fragte der Hofrichter.

„Aus Böhmen, mein Alter," seufzte der Graf.

---

*) Kuchen.

„Darf ich um den Namen bitten?"

„Die Tochter des Fürsten Kleisten."

„Eine Fürstin!" rief der Alte laut.

„Wer, Papa?" fragten die beiden Fräulein auf einmal.

„Unser Gast," flüsterte der Vater.

Es folgte eine Pause schweigender Ehrfurcht.

„Ah was," meinte dann die gute, dicke Hofrichterin, „ob Gräfin oder Fürstin, jetzt ist sie eines ungarischen Magnaten Frau, das ist besser als alle Fürstentitel."

„So ist es," erwiderte Elsa ruhig, „ich gehöre von nun an nach Ungarn und sehe es auch schon als meine Heimat an."

„Was sagt sie?" fragte der Hausvater.

Der am untersten Ende des Tisches sitzende Schreiber, der deutsch verstand, übersetzte halblaut und die Tafelrunde wischte sich Thränen der Rührung aus den Augen.

Nach einer Weile zupfte der Hausherr den Grafen beim Rocke. — „Die kleine Fürstin mit den großen Augen, hat sie Geld?"

„Ein wenig," erwiderte der Graf.

„Ich weiß," sagte der Hofrichter, „im Böhmerland ist Alles Majorat — wie viel bringen der Herr Graf mit?"

„Fünfzigtausend Gulden!"

„Nicht übel, aber wird aufgehen; unser armes Hidfalva ist stark hergenommen und verwildert, sie haben böse darauf gewirthschaftet! Die junge Frau, vermuthe ich, kommt aus einem großen Schloß in ein kleines Haus, das obendrein verwüstet und verfallen ist."

Elsa wurde schläfrig; die Hausfrau geleitete sie in ein geräumiges Zimmer. Babi, ein Bild des Jammers, aber

trotzdem gut gesättigt, wurde zur Nachttoilette herbeigerufen, und bald darauf versank die Tochter des Fürsten Johann Nepomuk auf hohen Federkissen in tiefen Schlaf.

Die erste Nacht auf ungarischer Erde; sie schlummerte ermüdet sogleich ein; aber im Traume wogten bunte Bilder vor ihr, eines durch das andere, wie im Kampfe miteinander, zuletzt aber schwebte ein Engel über das weite Land und reichte ihr einen Kranz von Eichenlaub und es herrschte Frieden allenthalben.

Früh am Morgen drängte der Graf zur Weiterreise um noch vor Abend Hidfalva zu erreichen; der Wagen fuhr, unmittelbar nach dem Frühstücke vor.

„Ist Alles schon gepackt, hochgeborne Frau!" rief die Hofrichterin, „der Indian, der Hase, zwei Hühner und Kolacsen und Bogacsen, auch einige Gläser eingesottenes Obst habe ich mitgegeben und eingesäuerte Gurken; wer weiß, ob die Herrschaften gleich bei der Ankunft gut zu essen bekommen, immer besser, man hat vorgesorgt, immer besser."

Der Wagen holperte unter Segenswünschen durch einen Hof, den Geflügel, Schweine und Hunde in Freundschaft miteinander theilten.

„Gibt es überall so viel zu essen im Lande?" fragte Elsa.

„O ja," sagte der Graf, „dieser Ueberfluß ist fast eine Schattenseite; zu viel Gastfreundschaft! aber mein Magen hat sich in der Fremde entwöhnt, jedenfalls werde ich heute fasten."

„Aber der Indian, der Hase, die zwei Hühner, Kolacsen

und Bogacsen sammt Früchten und Gurken, was thun wir damit?"

„Das lassen wir auf morgen."

„Ganz recht, lassen wir's auf morgen! Es sind gute Leute, nicht wahr, Tibor? Und mein Debut im Lande ist nicht übel ausgefallen." — Sie blickte ihm kindisch, schelmisch und vergnügt in's Gesicht. O, hätte er sie in seine Arme geschlossen, aber er antwortete mit kaltem Ernst:

„Du mußt ungarisch lernen, mein Kind!"

„Ich werde mich bestreben," seufzte Elsa und unwillkürlich, sie wußte selbst nicht warum, schlich sich eine Thräne in ihr Auge; sie wandte sich ab, sie zu verbergen, und blickte in die lange Straße des Dorfes. Die fremden Trachten und Gestalten erregten ihr Interesse und sie fing an mit der alten Babi zu schwätzen.

„Sieh! die Leute gefallen mir, sie sind viel hübscher als in Böhmen. — Ach, mach' doch kein so saures Gesicht, hast du die Sprache verloren? Wir werden uns hier zu Lande ganz wohl befinden."

„Ein entsetzliches Land," jammerte die Babi, „mitten unter Räubern, ich werde es nicht lange überleben!"

„Und ich werde nicht ermangeln, die Ueberreste meines Opfers nach Böhmen zurückzusenden," meinte der Graf.

Der lang verhaltene Groll der alten Dienerin löste sich in leidenschaftliches Weinen auf.

„Du bist kindisch, alte Babi," sagte Elsa betrübt, „du wirst dich wohl schwer gewöhnen, schwerer als ich, das macht mich traurig."

„Im Falle sie sich nicht gewöhnt," bemerkte der Graf,

„schicken wir sie retour nach Ringelsheim. Ich bin kein grausamer Tyrann, der die Leute wider Willen zurückhält."

„Satan!" dachte die Alte, ihre Thränen trocknend, „ich werde aufpassen, der Tag der Rache kommt auch noch für mich und für die arme, junge Prinzeß."

Die Fahrt ging den ganzen Tag fast ohne Aufenthalt und die Sonne neigte schon ihre Strahlen, als ein ziemlich großes Dorf sich am Horizont zeigte, beleuchtet von röthlich-gelben Lichtstreifen.

„Das ist Hidfalva dort," sagte der Graf hinweisend.

„Nun Gott sei Dank," erwiderte seine junge Gefährtin, „denn aufrichtig gestanden ich bin müde, es ist eine lange Fahrt, doch bald sind wir zu Hause."

„Und wie werde ich dieses Zu-Hause wiederfinden?" begann der Graf nach einer kurzen Pause. „Ich fürchte, Elsa, sehr ungleich mit Ringelsheim; denn wie mir der alte Hofrichter erzählte, hat man dort arg verwüstet und Vieles verdorben. Einst, zu meines Vaters Zeiten, war's ein hübsches Haus, zu damaliger Zeit sogar mit vieler Bequemlichkeit eingerichtet, jetzt aber halb zerfallen, wie ich höre."

„Wir müssen es wieder aufbauen," sagte Elsa etwas beklommen.

„Im Jahre 1848, so viel ich weiß, hausten dort nacheinander Oesterreicher und Russen und seitdem fremde, schlecht überwachte Beamte."

Der Himmel wurde indessen immer röther, als umfinge ein Feuerreif die Erde.

„Das ist schön," meinte Elsa, nach der eigenthümlichen Färbung emporblickend, „die Ebene bietet einen merkwürdi-

gen Anblick, die weite Aussicht nach allen Seiten hin, soweit die Sehkraft geht, es gefällt mir sehr! Der Staub hat auch in den letzten Stunden glücklicherweise nachgelassen, der Himmel glüht ordentlich. Ich las schon oft von diesen unermeßlichen Weiden, nun dehnen sie sich in Wirklichkeit vor mir aus. Es muß herrlich sein, hier zu reiten. Meine neue Heimat gefällt mir, ich werde Ungarn lieb haben, ich fühle es schon, Tibor!"

Es war ein schöner, klarer Herbsttag, die weite Ebene des Alfölds schöner, grüner denn sonst; die Wälder in der Ferne zeichneten sich wie dunkle Streifen an dem strahlenden Horizonte ab. Das Dorf wurde deutlicher, die Häuser wurden bereits sichtbar; der Wagen fuhr an einem Fluß mit hohen Ufern dahin; auf den Lehmdämmen wuchsen einzelne hohe Grashalme, niederes rankendes Dorngestrüpp am Boden, abwechselnd mit großen Flecken von röthlichbraunen Kräutern oder eine kleine Gruppe von verkümmerten Weiden, hie und da ein paar junge Pappeln und eine einzige riesige Eiche, stolz und einsam mitten in einem gerodeten Felde stehend.

Je mehr man sich dem Dorfe näherte, desto dichter wurden die Heerden, welche heimwärtskehrend den hohen Flußdamm ab und auf durch das Wasser kamen, dann die Straße überfüllten und den Wagen umgaben; die Pferde drängten mitten unter Kühen in Gesellschaft eines großen Stieres tapfer vorwärts.

Einige Hütten, bestehend aus einem Dach, halb aus Lehm, halb aus Stroh zusammengeknetet, und vor der Oeffnung derselben ganz oder halb nackte Kinder, bezeichneten die Behausungen der Zigeuner, vom Dorfe mit einem tie-

sen, halb mit Wasser angefüllten Graben getrennt, welcher unmittelbar vor der Straße eine große Wasserlache bildete; nach der etwas holperigen, aus Brettern zusammengelegten Brücke folgte eine breite Straße, von beiden Seiten ziemlich gute Häuser, jedes mit einem Holzgang versehen und von einigen Acacienbäumen beschattet. Männer, Weiber und Kinder liefen heraus, neugierig nach dem Wagen blickend; man hatte ihnen gesagt, der Sohn des in der Verbannung gestorbenen Grafen Ungváry kehre heim, aber jeder demonstrative Empfang sei von Seite der Behörde aus strengstens untersagt. Die meisten Leute hatten, den Behörden trotzend, ihre Feldarbeiten eingestellt, harrten schon seit Mittag tapfer, um den Wagen nicht zu verfehlen, und grüßten schweigend.

In den Augen des jungen Grafen glänzten Thränen, die er nicht verbarg, dann bog der Wagen um die Ecke in eine andere ebenso breite Straße; dort hatte sich ein Haufe junger Bursche zusammengefunden; der Eine davon, kecker als die Uebrigen, trat vor und schrie den Hut schwenkend aus voller Kehle „Éljen!“ Da schwenkten die Andern auch die Hüte und schrien ebenso laut „Éljen!“ Der Ruf wurde plötzlich von allen Seiten wiederholt, das Volk lief zusammen und schrie mit lautem Jubel, den Wagen begleitend.

Graf Ungváry schwenkte nun ebenfalls mit dem Hute und grüßte mit der Hand, er wischte sich die Thränen aus den Augen. Elsa, deren Nerven ebenfalls vor Ermüdung und Erregung zitterten, theilte seine Rührung, und da sie dem jubelnden Volk nachschaute, bemerkte sie gar nicht, daß der Wagen in einen von einer Dornenhecke

umgebenen, breiten Raum einfuhr und vor einem Hause stille hielt, das wie alle übrigen, obwohl es viel größer war, ein Strohdach und einen hölzernen Gang vor dem Eingang hatte.

Eine ältliche Frau und ein junger Mann standen vor der Stiege; die alte Frau weinte und lachte durcheinander; der junge Mann nahm, nachdem er dem angekommenen Grafen die Hand geküßt, das verschiedenartige Gepäck dienstfertig in Empfang.

„Kennen mich Graf Tibor noch?" frug, noch immer lachend und weinend zugleich die Frau.

„Sári Neni," *) rief der Graf, ihr in die Arme stürzend; sie küßte ihn wiederholt.

Elsa stieg mit Hilfe des jungen Mannes aus dem Wagen und stand erwartend da.

„Sári Neni, hier ist meine junge Frau," sagte endlich der Graf, „und ich kann nichts Besseres thun, als sie Ihrer Obhut anzuempfehlen, bis sie sich halbwegs an Land und Sitten gewöhnt haben wird."

Die alte Frau nahm die dargereichte Hand in die beiden ihrigen und sprach: „Ich stehe mit Allem und Jedem zu Diensten, so gut ich eben kann; ich habe den Grafen Tibor auf den Armen gehabt, da er erst ein paar Stunden zählte, und seine liebe Mutter gut gepflegt."

„Ja wohl, liebe Elsa, das ist unsere gute Muhme Sári, sie wohnt drüben über der Straße in einem kleinen Hause, die beste Freundin meiner seligen Mutter; sie ist uns auch durch ihre Großmutter anverwandt."

---

*) Muhme.

„Gott zum Gruß und Gottes Segen daheim bei uns, kleine Gräfin;“ sie küßte Elsa auf die Stirne.

„Ach, mein armer Tibor,“ fuhr sie fort, „das Haus sieht übel aus, obschon ich auch seit einigen Tagen fegen und putzen lasse; die deutschen Beamten sind erst unlängst fort, und zum Schlusse nahmen sie selbstverständlich mit, so viel sie konnten. Dieser junge Mann ist Ispán,*) ich kann ihn empfehlen. Die Zimmer sind gut, aber es stehen kaum noch die nöthigen Möbel darin. Betten ließ ich herübertragen bis auf weiters, und für's Essen sorgte ich ebenfalls.“

Sie nahm Elsa bei der Hand und führte sie die Treppe hinauf durch den schmalen Gang in ein ziemlich geräumiges Zimmer, in dessen Mitte ein gedeckter Tisch und einige Stühle verschiedener Gattung herumstanden, — die Wände sahen leer und kahl auf die Ankommenden herab. — Elsa konnte sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren.

„Und der Indian, der Hase, die Hühner und so weiter?“ fragte sie, zu scherzen versuchend, obwohl ihr nicht ganz wohl dabei zu Muthe war.

Der dienstfertige, junge Mann in einem verschnürten Rocke und hohen Stiefeln, gefolgt von einem kräftigen Bauer in weiten Leinenkleidern, legte Koffer, Reisesäcke, Plaids und kleine Päckchen nebeneinander ordentlich in die eine Zimmerecke auf den Boden. Es dunkelte bereits, — die Tochter des Fürsten Kleisten trat an's Fenster und blickte hinaus in den scheidenden Tag. In der zunehmenden Dämmerung gewahrte sie einen weiten Hof, gegenüber ein auf hölzernen

---

*) Gutsbeamter.

Pfosten gestütztes, halb verfallenes Gebäude, welches vielleicht ein Stall sein sollte, in der Mitte des Hofes einen hölzernen Brunnen und unmittelbar daneben einen Bretterverschlag, der noch unlängst als Schweinebehälter diente. Eine schlecht gehaltene Dornenhecke umgab das Ganze, ein schiefes Thor aus Brettern sperrte den Eingang ab. — Das hervorspringende Strohdach warf einen tiefen Schatten um das Haus und die Holzsäulen des Ganges waren so krumm, daß sie in der Dämmerung zu tanzen schienen.

Die Tochter des Fürsten Kleisten dachte an Ringelsheim mit seinen stolzen Zinnen, breiten Steinterrassen, vergoldeten Gittern, den herrlichen Blumen, den mit wahrer Pracht eingerichteten Gemächern, den großen Sälen, den schönen Gängen, den heimlich trauten Zimmern. Jede Magd im Hause ihres Vaters wohnte besser als hier seine Tochter — sie legte die Hand auf's Herz und flüsterte sich selber zu: „Kraft und Muth, ich habe mein Schicksal selbst gewählt!"

„Muhme Sári," sagte Graf Tibor in bester Laune, „zünden wir die zwei Lichter auf dem Tische an und essen wir, denn, meiner Treu, ich bin wieder hungrig ungeachtet der Gastfreundschaft der dicken Hofrichterin von gestern Abends. Die Luft ist frisch, die Fahrt war lang, dann führen wir Elsa mit ihrer treuen Babi in das beste Gemach, auf daß sie der Ruhe pflegen können, wir Beide aber, wir bleiben auf und plaudern bis Mitternacht."

Capitel II.

Es war Mittag, als Elsa am nächsten Tage die Fenster ihres Gemaches öffnen ließ, draußen prangte die helle Sonne. Zum Glück ein schöner Tag! — Die goldene Sonne verleiht Hütten und Palästen ein fröhliches Aussehen und zaubert einen goldenen Rahmen selbst über Trümmer und Wüsteneien.

„Babi!“ rief sie, „sag', wie sieht es draußen aus bei Tag?“

„Barmherziger Gott, Prinzeß Elsa, noch entsetzlicher als des Abends, jeder Meierhof in Ringelsheim ist ein Paradies, verglichen mit dieser Behausung.“

Elsa trat an's Fenster; eine lange Nacht gesunden Schlafes, ausgeruhte Glieder, ein froher Sinn und sechzehn Jahre bewirkten Vieles; dazu noch eine starke Dosis hoch-aristokratischen Stolzes mit dem Bewußtsein selbst gewählt zu haben und noch obendrein die düstere, verzweifelte Miene ihrer treuen Dienerin — und die junge Fürstentochter brach, als sie hinausblickte in den öden, schlecht erhaltenen Hof, in ein helles Lachen aus.

„O alte Babi, was machst du für ein komisches Gesicht? Darum wohl, weil unser Haus nicht gar so schön aussieht? Tröste dich, wir werden bauen lassen und das Haus

einrichten, es soll uns die Zeit vertreiben; um das Strohdach wird es uns leid thun, das ist gar zu originell. — Fürstin Elisabeth v. Kleisten unter einem Strohdach, in einem kleinen Haus, in einem schmutzigen Hof, worin weit und breit nichts zu sehen ist als ein hölzerner Brunnen. — Rüttle dich auf und lache mit mir! Schnell, mach' mir die Zöpfe, ich bin hungrig, ich will essen. Wo ist der Indian, der Hase, die Hühner, Kolacsen und Bogacsen, das eingesottene Obst und die eingesäuerten Gurken, sie liegen pêle-mêle in der Ecke des Speisesaales. Mach' geschwind."

Babi mußte unwillkürlich ein bischen mitlachen, aber sie seufzte auch gleich wieder darauf, da sie sagte: „Wie beneidenswerth ist Ihr froher Sinn, Prinzeß Elsa! O, das kann nur die Jugend!" Sie flocht die langen, dichten Zöpfe ineinander. Elsa sang froh und laut, daß es hinausklang in den leeren Hof.

Als sie aus ihrem Zimmer trat, fand sie Frau v. Hegyesy ihrer harrend, den Strickstrumpf in der Hand.

„Das Frühstück wartet schon lange," sagte diese vergnügt, „ich werde sogleich auftragen lassen," und während des Frühstücks plauderte sie:

„Sie sind wohl an Besseres gewöhnt, kleine Gräfin, verlieren Sie ja nicht Ihren frohen Muth und singen Sie dazu. Das Leben bringt manchen Wechsel mit sich und wir müssen uns dagegen stählen, und je früher, desto besser, die Kraft in uns selber suchen, um die mannigfaltigen Wechselfälle des Lebens zu ertragen. Als Sie Tibor heirateten, dachte Ihre Familie sicherlich, Sie wären prächtig versorgt mit dem großen Gute unten in Ungarn; aber, ach, das große Gut ist arg verwüstet und es wird wohl Jahre brauchen, um es

wieder in Stand zu setzen. Ich fürchte sehr, unser armer Tibor hat noch so manche bittere Erfahrung, manche bittere Stunde vor sich; da muß ihm denn seine junge Frau treulich zur Seite stehen und den guten Muth nicht verlieren, ihn trösten und erheitern an manchem Tage der Entmuthigung und der Plage, bis später in Zukunft auch wieder Alles in Ordnung kommt. Ich glaube, es ist besser, sich die Wahrheit gleich anfangs einzugestehen und ihr muthig in's Gesicht zu schauen; denn ich fürchte, meine gute, kleine Gräfin, die ersten Jahre Ihrer Ehe werden einfach und einsam sein. Nachbarschaft ist kaum in der Gegend, und die Revenuen des wirklich großen Gutes werden noch jahrelang sehr gering sein. Sie werden sparen müssen, sonst geht es weiter abwärts, und das darf nicht sein."

Elsa blickte ernst und erstaunt in das Gesicht der Sprecherin; diese Sprache war ihr neu, einfache Wahrheit und einfache Moral; sie antwortete dann: „Tibor hat Geld mitgebracht, Papa hat ihm welches gegeben, eine hübsche, runde Summe, wir müssen das Haus herstellen, denn wirklich, es sieht arg aus; ein Strohdach!" Sie lachte auf's Neue. „Wenn Papa das wüßte, der gute Papa, er schenkte uns gleich ein neues Dach, und der Stall drüben wackelt und wankt! Ich glaube, der Hof ist nicht mehr gefegt worden seit Menschengedenken. Wie viel Stühle gibt es wohl im Hause? Sechs Stühle und zwei Tische, nicht wahr?" Sie lachte dazu.

Sie nimmt es von der heiteren Seite, dachte die alte Frau, desto besser, und laut fügte sie hinzu: „Es wird allerdings gut sein, eine kleine Summe auf das Haus zu verwenden, und einiges Hausgeräthe zu kaufen; denn es fehlt an Allem."

„Wie viel Zimmer hat das Haus?“

„Acht Zimmer, und Küche und Kammern sind gut, die Oefen heizen für den Winter; wenn die kleine Gräfin wünschen, werde ich mich um Dienerschaft umsehen.“

Der Graf trat eben zur Thüre herein. „Liebe Muhme Sári,“ rief er, „am liebsten wäre mir, Sie kämen herüber, bei uns zu wohnen und meiner Frau ein wenig die Wirthschaft zu lehren. Sie ist fremd im Land und noch so jung, und an bessere Verhältnisse gewöhnt.“

„Ich werde der Gräfin gerne zur Hand sein und es ihr erleichtern, so gut ich kann; tagsüber so viel als möglich hier sein, ich wohne ja ganz nahe und liebe meine heimische Klause, mein Refugium seit Jahren.“

„Tibor,“ unterbrach die junge Gräfin das Gespräch, „ich will hinaus in den Wald reiten, der Wald gefällt mir, er muß riesengroß sein, ich will ihn kennen lernen.“

Graf Tibor's Stirne zog sich in Falten. „Ich hoffe, Elsa, du wirst vor Allem lernen weniger zu wollen. Vielleicht führte dich ein günstiges Schicksal hieher; die Unmöglichkeit wird deinen Eigenwillen von selbst brechen, für heute muß ich dir leider mittheilen, daß wir keine Reitpferde haben, keinen Damensattel und so weiter.“

Elsa's Augen blitzten, aber sie schwieg, eine innere Scheu, die sie früher nie empfunden, hielt sie zurück. Sie schämte sich vor Frau von Hegyesy, und nach einigen Minuten des Schweigens verließ sie das Zimmer.

„Meine Frau ist jung und verwöhnt,“ meinte der Graf entschuldigend, „sie wird hoffentlich mit der Zeit und unter guter Leitung vernünftiger werden. Meine gute Muhme, auch Ihr Einfluß wird von Nutzen sein.“

Muhme Sári dachte: „Die Heirat macht Einem den Eindruck, als wäre nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen. Wo ich helfen kann, — so hilf mir auch Gott dazu, — ich thue es gerne, mit Eifer und mit Liebe.“

Sie ging, um der Wirthschaft nachzusehen, Elsa aber war mit ihrer treuen Dienerin zu Fuß in den Wald spaziert und kam erst spät nach Hause, da es schon finster wurde. Sie blickte weder nach rechts noch links, sondern ging geradeaus in ihr Zimmer.

Nach einer Weile rief sie der Graf. „Ich habe mit dir zu sprechen, Elsa,“ seine Stimme klang ernst und böse. „Ich habe eine Frage an dich zu richten.“

„Frage,“ sagte sie ironisch die Achsel zuckend.

„Sage mir, da es dir auf dem schönen Schloß Ringelsheim so wohl erging, unter dem Schutze deines guten Vaters, warum bist du heimlich davon gelaufen? Warum bist du gegen allen Anstand und Sitte zu mir gekommen?“

Elsa ließ sich langsam auf einen Stuhl niedergleiten, und legte ihr Gesicht in ihre auf die Lehne des Stuhles ineinandergeschlungenen Hände.

„Antworte mir, ich bitte dich.“

Sie antwortete nicht.

„Du weißt es vielleicht selbst nicht, so werde ich es dir sagen: es war nicht aus Liebe zu mir, es war aus Trotz. Man hatte dem verwöhnten, ungezogenen Mädchen ein Spielzeug entzogen, und es wollte sich dafür rächen, gleichviel wie viel Menschen dabei zu Leide kämen, gleichviel ob der Name ihrer Familie und ihre eigene Ehre darunter litt. Du hast nur eine Entschuldigung für

dich, Elsa, deine Jugend, du bist noch ein halbes Kind, und deine Erziehung war vollkommen verfehlt. Was ich empfand, als uns der Priester traute, in Ketten geschlagen so ganz gegen meinen eigenen Willen, ich kann es nicht mit Worten ausdrücken. Ich habe mein Schicksal als Mann ertragen, um den Makel zu verwischen, den dein kindisch launenhafter Trotz über deine Familie und dich selbst gebracht. Umsonst wärest du zurückgekehrt in deines Vaters Haus, der Makel wäre an dir haften geblieben. Ich habe Erbarmen gehabt, ich habe gethan, was mir das Schrecklichste dünkte, ich habe eine Deutsche geheiratet. Was nützt mir deine Fürstenkrone? Ein ungarisches Edelfräulein, zugleich eine gute Hausfrau, mit den Landesverhältnissen vertraut, wäre mir gegenwärtig eine bessere Gefährtin; sie ginge Hand in Hand mit mir an's Werk, um das verwüstete Erbe meiner Väter wieder in Stand zu setzen. Statt dessen habe ich ein ungezogenes, verwöhntes Kind mit mir gebracht, und wenn ich nicht sogleich seinen Launen willfahre, denen ich oft gar nicht werde willfahren können, so trotzt es mir den ganzen Tag über. Wahrlich, die Zukunft lacht mir unter den obwaltenden Umständen nicht zu. Plage, Mühe, Sorgen und nirgends Trost, noch Hilfe, wenn nicht bei der alten, guten Muhme Sári."

Mit von Thränen erstickter Stimme flüsterte Elsa: „O habe Erbarmen mit mir!"

„An Mitleid fehlt es mir nicht," sprach der Graf mit mildem Ton, „ich bedauere dich vom Herzen so sehr, daß ich dir beinahe rathen möchte, deinem Vater zu schreiben und zurückzukehren nach Ringelsheim; du kannst ja jetzt dahin zurück als meine Frau, um dort in luxuriösen Ver-

hältnissen, wie ich sie dir niemals werde bieten können, abzuwarten, bis ich hier dieses Haus wieder bewohnbar werde gemacht haben. Ueberlege es dir!"

„Es bedarf keiner Ueberlegung," sagte die junge Frau, den Kopf erhebend und ihre Thränen trocknend, „ich habe mein Schicksal selbst gewählt und ich werde es tragen, gleichviel wie es sich gestalte. Ich werde trachten dir zu helfen, wenn du mir angibst, auf welche Weise ich es thun kann. Ich sehne mich nicht zurück nach der Pracht von Ringelsheim; was mir dort fehlte, gebe Gott, ich möchte es hier finden — ein bischen Liebe!"

Warum öffnete der Graf nicht die Arme nach ihr? Aber es fiel ihm gar nicht ein, er sagte eben so trocken als früher:

„Es gibt nichts Häßlicheres in dem Charakter einer Frau als Trotz, nichts Abstoßenderes, nichts Unweiblicheres. Trotze nicht, Elsa, es wird mich vollkommen von dir entfernen. Sanftmuth, Fügsamkeit, Ergebenheit, ja selbst Gehorsam dort, wo er zur Pflicht geworden ist, das sind die Zierden des weiblichen Gemüthes jedes Standes bis zur Fürstin hinauf; das sind die Eigenschaften, womit Frauen die Herzen fesseln."

Der Graf sprach wie ein Buch und war mit sich selbst zufrieden, aber die Worte, die nicht vom Herzen kamen, konnten auch nicht zum Herzen dringen.

„Ich weiß es selbst am besten," fuhr er fort, „daß du wenig Wohlgefallen finden kannst an dem Haus, an dem Ort, wohin ich dich führte, der jetzt deine neue Heimat sein soll. Ach, es war nicht so wie jetzt damals, als ich fortzog, ein junger Bursche, in den Kampf für's Vaterland

und nie hätte ich es mir so arg vorgestellt, als ich es wiederfinde; nicht nur das Haus, das ganze Gut ist verwüstet."

„Du irrst, Tibor," erwiderte die junge Frau stolz und traurig, „es ist nicht dieses zerfallene Haus mit seinem Strohdach, das mich abschreckt, ich werde mich daran gewöhnen, obwohl ich in einem der schönsten Fürstenschlösser des Reiches aufgewachsen bin. Ich glaube, man kann auch in einer Hütte glücklich sein, in einer Hütte, worin die Liebe wohnt. Wir sind Beide jung, wir können warten und arbeiten, bauen und verbessern. Ich fürchte mich nicht vor Mühe und Plage, möge es uns Beiden die Zukunft lohnen."

Sie endete mit einem tiefen Seufzer. Er dachte auch jetzt nicht daran, sie in die Arme zu schließen; aber der traurige Ton, in dem sie sprach, fiel ihm auf, und ohne selbst den rechten zu finden, antwortete er:

„Auch ich hoffe, die Zukunft wird Vergangenheit und Gegenwart ausgleichen; wir wollen Beide trachten in Frieden und Eintracht dafür zu schaffen und zu arbeiten!"

Sie klammerte sich einige Augenblicke an seine dargereichte Hand an, und er neigte sich zu ihr hin, ihre Stirne zu küssen, mit aufrichtiger, brüderlicher Theilnahme, dann zog er seine Hand zurück und verließ das Zimmer.

Elsa blieb auf ihrem Platze, still und traurig, mit bleierner Schwere lagerte die Vorahnung eines jahrelangen Jammers über ihr. Sie hatte Vaterhaus und Vaterland verlassen, ein sorgenfreies, glänzendes Leben, sie war in die Ferne gezogen, in ein fremdes Land, dessen Sprache sie nicht verstand, dessen Sitten sie nicht kannte, um in eine Hütte einzukehren an der Seite eines Mannes, der sie

nicht liebte. Liebeleer blieb für sie Hütte, wie Palast, das Sehnen ihres Herzens erfüllte sich nicht. Wie kalt, wie grausam, wie erbarmungslos er sprach dieser Mann, an den ihr Leben gebunden war. Und sie noch so jung, mit einer langen, so unermeßlich langen Zukunft vor sich! — Ida, ihre Schwester, fiel ihr plötzlich ein; wenn sie ihr Elend kennen würde? Welche Freude, welcher Triumph für diese herzlose Schwester! Aber nein, nein, sie durfte es nie erfahren. Lieber noch tausendmal mehr dulden und schweigen. Ja, wie groß auch das Leiden wäre, nie sollte ein Wort davon nach Ringelsheim dringen, ihr gediegener Stolz stemmte sich dagegen. Ida trug die Schuld, den Triumph sollte sie aber dennoch nicht haben; sie hatte sie vertrieben aus ihres Vaters Haus, sie war ihr nachgekommen, sie war an ihrer Seite gestanden während jener absonderlichen, düsteren Vermälungsfeier, die noch immer mehr die Form eines Traumes als die der Wirklichkeit trug, eines schweren Traumes, noch schwerer zu tragen nach dem Erwachen, und sie hatte ihr zum Abschied gesagt: „Meine Schwester wird nicht die Erste sein, welche den Namen ihres fürstlichen, seit Jahrhunderten hochgeachteten Geschlechtes beflecken wird!"

Mit noch unklaren Umrissen, aber mit centnerschwerer Last lagerte sich das Geschick über die junge Frau; sie mußte damit ringen, was es auch koste an Schmerz und Kraftanstrengung, wie schwer und hart es sich auch gestalte, sie durfte unter der Last nicht erliegen; ihre junge Seele rief nach Kraft und Muth und dennoch dachte sie: „Wenn man heute Abend schlafen gehen könnte, um nicht wieder zu erwachen, wie wäre das gut!"

„Theure Mutter, wenn du kämest dein Kind zu holen, das Kind, das du auf Erden über Alles geliebt, um es mit dir zu nehmen, hinab in die kühle Gruft zur ewigen Ruhe; wie wäre das gut! Siehst du mich aus dem Sternenlande droben, einsam, verlassen, traurig, mit schmerzerfüllter Brust, du hast mich geliebt, Niemand sonst als du, Niemand wird mir diese Liebe im Leben ersetzen. Mein Herz ruft darnach mit heißer Sehnsucht, mein armes Herz, es thut so weh'. Die schönen Tage, da ich zu deinen Füßen saß, theure Mutter, dich zu pflegen, da ich zu dir sprach, oder deinen Worten lauschte, als ich dir die Lieder, die du liebtest, leise vorsang, oder die Verse vorsagte, die dir gefielen. O die schönen Tage meiner Kindheit! Meine Hand in der deinen, Blumen blühten um uns in Paradiesespracht, zum Fenster lachte der Himmel herein, klar und blau. Mutter, meine Mutter, steige herab aus verklärten Höhen, komme mich zu holen, laß mich nicht hier einsam, todesmüde, es ist so kalt und traurig ringsum und Niemand hat mich lieb. Ich bin an ihn gebunden für's Leben, o Gott der Barmherzigkeit, ihm lebenslänglich zur Last!"

Elsa weinte, wie sie noch nie geweint hatte im Leben, nicht einmal nach dem Tode jener heißgeliebten Mutter, zu der sie jetzt um Hilfe rief. Der leidenschaftliche Schmerz, der sie ergriff, machte ihre zarten Glieder zittern, während das Schluchzen ihre Brust zusammenschnürte.

„Wie waren sie schön, diese Zimmer, worin meine Mutter wohnte. Die Blumen blühten, die Vöglein sangen, die Sonne schien hell auf die zusammengehäufte Pracht, auch nachher noch, nach dem Tode meiner geliebten Mutter.

Jahrelang nachher mein trautes Heim, meine sichere Zuflucht! Mein Gott, wann werde ich sie wieder sehen, so weit, so weit davon! O wie konnte ich sie je verlassen!"

Elsa blickte um sich in den öden, leeren Raum und es schüttelte sie dabei innerer Frost, dann ließ sie wieder den Kopf auf den Tisch sinken und weinte bitterlich.

Da der Graf nach einer Stunde wiederkehrte, fand er seine junge Frau in derselben Weise, in der er sie verlassen, er stellte das Licht auf den Tisch in der Meinung, sie schlafe, dann legte er die Hand auf ihre Schulter und rief ihren Namen. Sie schreckte auf und blickte ihn mit rothgeweinten Augen erstaunt und traurig an, er dachte dabei: „Armes Kind, wenn sie doch etwas hübscher wäre!"

Er sagte theilnehmend: „Elsa, du zitterst vor Kälte, du mußt nicht in solch' leichter Kleidung des Abends bei offenem Fenster sitzen, du bist das Klima nicht gewohnt und kannst leicht krank werden. In Unter-Ungarn herrscht das Wechselfieber und ergreift die Fremden leicht, das ist ein unangenehmer Gast. Nimm dich besser davor in Acht."

Er ging und holte selbst einen warmen Shawl. Sie hüllte sich gehorsam darin ein, ohne ein Wort zu sprechen; eine namenlose Ermattung betäubte ihren Seelenschmerz; das böse Fieber hatte sich bereits in die Glieder der jugendlichen Fremden eingeschlichen, ihre innere Erregung und eine nahe Pfütze vereinten sich, das Uebel herbeizurufen; die neue Heimat lächelte der jungen Gräfin nicht zu, sie sandte ihr mit einem Male alle ihre Plagen.

„Meine arme, arme Prinzeß," jammerte die alte Babi. „O das verfluchte Land! Räuber oder Fieber, man muß darin zu Grunde gehen."

Das war der erste Tag zu Hause, der erste Tag in jener Heimat, nach der sie sich so sehr gefreut, die ihrige nun für's Leben an der Seite des Mannes, den sie erwählt; das war der Anfang jenes Bundes, von dem Priester eingesegnet, nach den Gesetzen ihrer Religion — unzertrennlich.

Capitel III.

Der Graf überlegte einige Tage, dann faßte er einen Entschluß und begab sich mit dem der Situation angemessenen Ernst in das Gemach seiner Frau, sie um eine Unterredung zu ersuchen; sie, der letzten noch eingedenk, erbleichte sichtlich und nickte nur bejahend mit dem Kopfe, aber die Stimme des Grafen klang diesmal nicht so hart, ja man hätte sogar aus ihr einige Verlegenheit entnehmen können, die sich im Verlaufe der Erörterungen noch steigerte; diese Erörterungen gingen dahin, daß, nachdem er sein zehntausend Joch großes Gut nach allen Seiten hin durchritten hatte, er allen Forschungen, Erkundigungen, Berechnungen und Nachdenken zu Folge zur Ueberzeugung gelangt war, es würde in dem actuellen Zustande so viel als gar keine Revenuen abwerfen.

„Wir müssen sparsam leben," sagte Elsa, glücklich über die Wendung des Gespräches. Die pecuniären Verhältnisse ihrer Heirat gingen ihr ebenso wenig zu Herzen, als sie auch nicht das geringste Verständniß dafür hatte; das war Tibor's Sache; sie kümmerte sich nicht darum; bis jetzt hatte sie ihr Taschengeld immer den Armen gegeben, leider mußte das nun aufhören, da sie keines mehr bekam. Uebrigens in Un-

garn gab's ja keine Armen wie in Böhmen, in Ungarn hatten alle Leute zu essen.

„Ich weiß nicht, ob du mich verstehst," setzte der Graf seine Erklärungen weiter fort, „aber die Sache ist so: Der größte Theil des Gutes ist noch Wald, und dabei nach allen meinen Erkundigungen die vollkommenste Unmöglichkeit vorhanden, irgendwie Holz zu verkaufen; gleichwohl ist es nicht leicht möglich, viel Feld zu verpachten, mithin müssen Rodungen auf eine bessere Zeit verschoben werden. Aus Nachlässigkeit ließ man die Felder eingehen, und es sind daraus Weiden geworden. Diese kann man aber nur zu sehr niederem Pacht vermiethen, und somit trägt das ganze Gut gegenwärtig, die Steuern und sonstigen Lasten abgerechnet, kaum das alltägliche Leben. Um Revenuen zu erzielen, muß ich selbst wirthschaften, und um selbst zu wirthschaften, muß ich das Gut instruiren, es fehlt an Allem; die Wirthschaftsgebäude sind zu Ruinen geworden, Alles, was zu Zeiten meines Vaters da war, ist verschwunden; verstehst du mich, Elsa?"

„Ich verstehe ganz gut," erwiederte Elsa aufmerksam zuhörend und ihre großen, intelligenten Augen auf ihn gerichtet.

„Um ein Gut zu instruiren," setzte der Graf fort, „braucht man Geld, braucht man ein Capital," der Graf sprach sehr eindringlich, „und Geld bekommt man nur zu hohen Zinsen. Ich wüßte auch im Augenblick gar nicht wie — und um dir Alles einzugestehen, ist auch noch eine Schuld auf Amortisation auf dem Gute, ich wußte nichts davon. — Elsa, gibst du mir dein Geld? Ich begehre es nur als Darlehen zur Instruction des Gutes; ich werde dich selbst-

verständlich gleich auf Hidfalva intabuliren lassen; aber ich thue es nicht ohne deine Einwilligung."

„Ich bin einverstanden!" rief Elsa freudig, „das versteht sich von selbst, Tibor, mache das wie du willst, wie du es für gut findest; in Geldangelegenheiten verstehe ich nichts und ich setze das unbedingteste Vertrauen in dein Verständniß wie in alle deine Handlungen."

Der Graf fühlte sich gerührt, er schloß seine junge Frau zum ersten Male seit seiner Verheiratung in die Arme. Sie bezahlte die Umarmung mit 50.000 Gulden.

„Wir müssen auch bauen, liebe Elsa," sagte er dann, „in diesem Haus kannst du nicht wohnen, es muß wenigstens für dich etwas Comfort hergezaubert werden; ein neues Dach vor Allem, ein Stall, um Pferde unterzustellen; du sollst auch ein eigenes Reitpferd haben. Möbel müssen wir gleich bestellen, es fehlt ja auch im Hause an Allem, wir wollen miteinander das Nothwendigste aufnotiren und den Ueberschlag machen; ich nehme 40.000 für die Instruction des Gutes und 10.000 für die Herstellung des Hauses."

„Ist das viel?" fragte Elsa.

„Es ist nicht sehr viel, aber es genügt; ich werde sehr sparsam zu Werke gehen und sehr fleißig arbeiten, unverdrossen, ich verspreche es dir."

Frau von Hegyesy wurde herbeigerufen und der Abend verging in fröhlicher Laune mit der Aufzeichnung einer langen Liste der nothwendigsten Sachen. Manches wurde dann auch wieder weggestrichen, um die Summe nicht zu überschreiten. Elsa verstand zwar nicht viel davon, aber sie unterhielt sich dabei und als sie gute Nacht wünschte, hatte

sie den Muth, sich auf die Fußspitze zu stellen und ihren Mann zu küssen.

„Ach, Tibor, du bist so groß!"

Er lachte in guter Laune und dachte, da er sich in sein fast leeres Zimmer zurückzog: „Meine kleine Frau hat ein gutes Herz, nur die Erziehung war verfehlt; sie ist jung, es kann nachgeholt werden, ich werde selbst den Schluß der Erziehung übernehmen. Nun bin ich ihr Schuldner und wer weiß, wann ich zurückzahlen kann, obwohl ich ernstlich arbeiten werde im Schweiße meines Angesichts; von Scheidung, das heißt von Annullirung unserer Ehe, an die ich bei der ersten Ueberrumplung dachte, kann natürlich nicht mehr die Rede sein. Es wäre schreiend undankbar von mir; denn es läßt sich nicht leugnen, ich verdanke dieser Heirat wider meinen Willen die Zurückgabe von Hidfalva, unser armes verwüstetes Hidfalva, wo ich geboren, wo ich aufgewachsen — ja, ich werde arbeiten, unverdrossen, es wieder herzustellen, das Uebrige überlassen wir getrost der Zeit. Elsa ist ohnehin noch ein Kind!"

Die arme Elsa wurde ernstlich krank; die mannigfaltigen Aufregungen, die sie in kurzer Zeit nacheinander durchgemacht, das fremde Klima, ihre kaum noch ausgebildete Constitution unterlagen. Ein schleichendes Fieber stellte sich ein, welches ungeachtet Arzt und Arzneien in kürzeren und längeren Pausen immer wiederkehrte und den langen Winter hindurch anhielt. Der Winter kam früher als sonst; das Haus, schlecht genug verwahrt, konnte nicht mehr gebaut werden; mit Mühe konnte der Graf noch Oefen in den Zimmern setzen und die angekauften einfachen Möbel von

dem drei Stunden weit liegenden Städtchen herbeischleppen lassen, denn der Staub verwandelte sich bald in den berüchtigten ungarischen Morast.

Babi erhielt ein wohleingerichtetes Zimmer neben dem der jungen Gräfin; aber demungeachtet erneuerte sich ihr Jammer an jedem Morgen, bis Erstere endlich bei ihrer alten Dienerin dasselbe Mittel anwendete, welches bei ihr selbst sich von so drastischer Wirkung zeigte; sie trug ihr mehrmals nacheinander an, sie nach Ringelsheim zurückzuschicken.

„Prinzeß Elsa wollen mich fort haben?“ weinte sie dann.

„Nein, liebe Alte, aber ich will dich nicht leiden sehen, du bist hier gar zu unglücklich.“

„Prinzeß Elsa könnten ohne mich leben, o das thut weh!“

„Dein Jammer thut mir auch weh.“

„Von heute an werde ich schweigen.“

Das Schweigen ging nicht so leicht und Ringelsheim mußte noch mehrmals erwähnt werden; endlich als die neugekauften Möbel ankamen und es im Hause zu schaffen gab, wurde sie besserer Laune und machte sich geschäftig.

Frau von Hegyesy führte die Wirthschaft und pflegte Elsa, so viel es ihr die alte Babi erlaubte. Der Winter verging langsam und eintönig, Elsa konnte kaum hinaus, sie lag tagelang im Fieber, es schwächte sie immer mehr und mehr. Sie ertrug es mit unsäglicher Geduld, sie klagte nie und überwand das Uebel, so gut sie konnte, besonders in Gegenwart ihres Mannes, der zwar die aufrichtigste Theilnahme zeigte, aber wirklich zu viel zu thun hatte, um sich mit ihr zu beschäftigen. Er hatte sich sogleich ernstlich

an die Arbeit gemacht, und versprach ihr Genesung mit der zurückkehrenden besseren Witterung. Beides, Genesung und schöne Tage, ließ unermeßlich lange auf sich warten.

Die alte Babi pries die Güte und Engelsgeduld ihrer geliebten Prinzeß und erzählte von der fürstlichen Pracht in Ringelsheim.

Frau von Hegyesy dachte: „Es ist guter Fond vorhanden in der jungen Frau, möge er sich auch gut ausbilden; es ist Charakter da, und darauf kann man bauen, viel Verstand, Verstand aber ist eine edle Gabe Gottes; viel gute Eigenschaften, möchten sie zum Heile gedeihen! Es ist allerdings auch Unkraut damit vermischt, möge es die eigene Kraft herausreißen; ich glaube, die Schule wird etwas hart sein hier in unserer unwirthlichen, einsamen Gegend, sie kann aber zugleich auch heilsam werden für das verwöhnte Fürstenkind. Ach, wer weiß, ob sie uns nicht in Zukunft noch ein kostbarer Schatz wird, diese Blume aus dem Norden!"

Aus Ringelsheim kam die Kunde von Ida's Verlobung. Der Fürst schrieb selbst an seine Tochter; er machte ihr keinen Vorwurf, aber sie empfand ihn nur um desto schärfer in der unendlichen Freude, die ihm Ida's Heirat verursachte. Der Fürst schrieb nach einiger Zeit noch einmal; er erzählte von Ida's glänzender Vermälung, und wieder von seiner großen Freude darüber; dann bemerkte er noch daneben, daß er bei Herstellung von Ida's Ausstattung auch an seine jüngere Tochter gedacht und eine Anzahl Kisten nach Ungarn abgesandt hätte. Selbstverständlich konnte es nicht dieselbe Ausstattung sein, wie die der Fürstin Löwenfeld, sondern den Verhältnissen angemessen, auch hatte der

Fürst bei Zurückgabe von Hidfalva viel zahlen müssen. Gräfin Clara, mit gewohnter Güte, besorgte praktische Wäsche und Kleider.

Elsa dankte mit warmen Worten und mit aufrichtiger Liebe. Sie schrieb ihm von Zeit zu Zeit, nicht häufig, und erhielt Antwort oder auch nicht; sie fühlte die Entfremdung immer mehr; es lag eine tiefe Kluft zwischen jetzt und damals, zwischen Ringelsheim und Hidfalva, als wären ebensoviel Jahre als Wochen vergangen; der Unterschied in den Verhältnissen vermehrte noch dieses Gefühl, aber über ihre Lippen kam keine Klage. Von der alten Tante und den Schwestern erhielt sie keine Nachrichten, sie waren für sie verloren, manchmal stimmte es sie traurig, manchmal grollte sie ihnen.

Welche Herzlosigkeit, oder hatte sie ernstlich Unrecht gethan? Sicher ohne böse Absicht. Tibor sagte: „Es war ein thörichter Kinderstreich und seine Folgen unabänderlich, was sich auch noch in Zukunft daraus entwickelte.“

Sie hatte genug Zeit zum Nachdenken, wenn sie dalag stundenlang, müde, matt, mit schmerzenden Gliedern, sie gewöhnte sich unwillkürlich nachzudenken. Wie viele Gedanken stießen da einander herum in dem kleinen Kopfe, noch ungeläutert, oft gar bunt durcheinander; aber es ist schon an und für sich ein Vortheil, denken zu lernen, nachdenken zu können; denn nach und nach klären sich die Gedanken und nehmen bestimmte Richtungen an. Dazu war Elsa einstweilen noch zu jung.

Draußen sah es häßlich aus; Schnee und Regen, vom Wind gepeitscht, und so viel Schmutz, man konnte kaum in den Hof hinaus. Ach, die schöne Terrasse von Ringelsheim,

mit weißem Sand, Winter und Sommer gleich sorglich gepflegt, und die langen Gänge zum Herumlaufen. Doch das Kind mußte ja auch ernster werden, und Elsa blieb im warmen Zimmer, denn sie war krank; Holz zum Heizen hatten sie genug, der Winter schien so lange wie noch nie.

Graf Tibor machte sich an die Arbeit und er arbeitete fleißig; er instruirte das Gut, er stellte die Gutsbeamten an, Schnee, Regen und Sturm trotzend, ging er hinaus und blieb draußen viele Stunden lang, dann kam er nach Hause, müde und hungrig, froh über sein warmes Zimmer und die von Frau von Hegyesy besorgte Mahlzeit. Er zeigte für Elsa stets die herzlichste Theilnahme, aber er hatte so viel zu thun; manchmal saß er halbe Tage lang in seinem Zimmer und stellte die Ziffern zusammen und rechnete. Er seufzte dazu: „Es geht schlecht mit dem Gelde, aber im Sommer wollen wir doch ein neues Dach über unsere Häupter bauen!“

Die von Fürst Kleisten angekündigten Kisten mit der Ausstattung für seine Tochter ließen lange auf sich harren. Der Weg blieb zu schlecht, um Pferde auf die Station zu senden. Wochen, Monate vergingen darüber, Elsa hatte sogar einmal mit dem Fuße gestampft und ausgerufen: „Es ist unerhört, das garstige Land!“ Aber ein Blick ihres Mannes genügte, sie schwieg; denn noch unausgesprochen klangen die Worte in ihren Ohren: „Warum bist du davongelaufen und zu mir gekommen!“

Endlich trocknete die Straße; Bauernwagen wurden nach den Kisten gesandt und brachten sie binnen Verlauf von acht Tagen nicht ganz unbeschädigt daher; Elsa klatschte

in die Hände, als sie den Zug erblickte, und die alte Babi vergoß abermals sehr viele Thränen, da sie in den Sachen herumwühlte, für die es übrigens keine Kästen gab. Schöne Wäsche und einfache Kleider, etwas Schmuck und Silber, guter Pelz, der kam zu spät für heuer; Küchengeräthe und häusliche Kleinigkeiten; Nützliches, aber auch Vieles zu schön und unbrauchbar für Hidfalva. Zum Schlusse wurde Alles wieder eingepackt und die Kisten in die leeren Zimmer gestellt.

„Ob man jemals in dieser zerfallenen Klause wird Ordnung schaffen können,“ dachte Elsa halblaut.

„Sicherlich, kleine Gräfin,“ erwiederte Frau von Hegyesy, „aber Alles im Leben braucht Geduld, Ausdauer und vernünftiges Denken vor dem Handeln. Wir haben ja lange Zeit vor uns.“

„Ja, wir haben Zeit vor uns,“ seufzte Elsa, „ich bin erst sechzehn Jahre alt, ein Kind, wie Tibor stets auf's Neue versichert.“

„Die Jugend ist ein Fehler, Gräfin Elsa, der sich mit jedem Tage bessert.“

Nur eine der Kisten die von Ringelsheim kamen, wurde sorgfältigst ausgekramt, und diese enthielt Elsa's Zurücklassenschaft daselbst. Man hatte ihr Alles gesandt, ihre Kleider, die schönen, breiten Bänder, Babi's ehemaligen Stolz, ihre seit Kindheit aufbewahrten Schätze und ihre Bücher. Elsa hatte nie viel zusammengescharrt, aber das Hergesandte genügte vollkommen, um ihr einfaches Gemach in Hidfalva auszuschmücken.

Ein großes Madonnenbild wurde über das Bett gehängt und der kostbare Rahmen desselben sah fremdartig aus auf den

weißgetünchten Mauern, der Schreibtisch, bis jetzt von einem einsamen Tintenzeug beherrscht, erhielt verschiedene Gegenstände von nicht unbedeutendem Werth; denn die Geschenke, welche Fürst Johann Nepomuk seinen Töchtern bei jedesmaligem Besuch mitbrachte, kosteten mehr als in Hildfalva eine Zimmereinrichtung. Einige wirklich kostbare Albums sahen ebenfalls so fremdartig aus, daß sich Elsa entschloß, sie einstweilen bis auf Weiteres in dem Kasten aufzubewahren. Ihre Bücher begrüßte sie mit lauter Freude, sie waren ihr am meisten abgegangen, Erzählungen für die reifere Jugend in verschiedenen Sprachen, Gedichte in großer Anzahl, einige Werke von wirklichem Werthe, Gebetbücher in reichem Einband. Das eine davon schenkte ihr einst ihre Mutter. Auf den Elfenbeindeckel fiel eine Thräne, die sie rasch hinwegwischte. O welch glänzendes Los hatte damals Fürstin Marie vom Himmel für ihr Lieblingskind erfleht!

Sie blieb gedankenvoll mitten unter den ausgekramten Sachen stehen und drückte das Buch an ihre Brust.

„Nun, Elsa, bist du zufrieden mit deinen Schätzen?" fragte der Graf herbeitretend, „hast du dabei nicht Heimweh nach Ringelsheim? Ach leider, ich muß es wiederholen, ich werde dir solch' fürstliche Pracht niemals bieten können."

„Hidfalva ist meine Heimat geworden, Tibor, ich bleibe zu Hause."

„Bis die kleine Gräfin gesund und draußen schönes Wetter wird, dann soll es uns nicht mehr bange sein," meinte Frau von Hegyesy. „Ah, das ist wohl ein Bild von Ringelsheim? Welch' prachtvolles Schloß!"

„Ja," sagte Tibor düster, „ein prachtvolles Schloß, Thürme und hohe Zinnen, vergoldete Gitter, die fürstlich

Fahne stolz aufgehißt, das fürstliche Wappen in Stein gehauen, eine breite herrliche Terrasse mit der Aussicht über die weiten Parkanlagen, Gemächer, in denen sich die Erinnerungen und der Stolz von Jahrhunderten mit dem Comfort und Luxus unserer Tage vereint, herrlich, fürstlich in der That! Ich entsinne mich, als ich das erste Mal die breite Straße hinauf und durch das Thor einritt, wie prachtvoll schön dünkte es mir, ich hielt mein Pferd an und sah bewundernd darnach hin — und das ist Elsa's Wiege gewesen und daraus ist die kleine Thörin entflohen, um sich ein Nest zu suchen, das arme kleine Vöglein, unter Trümmern in einem fremden wilden Lande."

„Wer weiß," sagte Frau von Hegyesy ernst, „weshalb? Die Wege der Vorsehung sind erst in ihren Folgen klar. Wer weiß heute schon, warum es sie hinausdrängte? Es war eben ihre Bestimmung, wer weiß wozu? Dort mitten in dem glanzreichen Leben gab's für sie nichts zu schaffen, hier kann sie viel, sehr viel Gutes thun; auch unter Trümmern wachsen Blumen, aus Trümmern kann man bauen. Ach, es ist ein armes Land unser Ungarland, noch lastet schwer darauf des Eroberers drückende Hand, wir brauchten gar manchen guten Genius, der herbeigeflogen käme, uns zu helfen. Ist denn unsere kleine Gräfin nicht schon ein guter Genius für uns gewesen? Wir verdanken ihr durch den Einfluß ihres Vaters Tibor's Zurückkunft nach Hidfalva und Gott segne sie dafür, unser Aller Herzen schlugen froh und dankbar ihr entgegen, da er sie mit sich zu uns herbrachte.

Thränen standen in Elsa's großen Augen, diesmal Thränen der Rührung, sie schämte sich ihrer nicht und sie perlten langsam über ihre Wangen, indem sie flüsterte:

„Sári Neni, ich lerne es wohl bei Ihnen am besten, des Hauses guter Genius zu werden, nicht wahr, Tibor?"

„Ja wohl," antwortete dieser ebenfalls gerührt und ihr die Hand hinreichend.

Capitel IV.

Endlich kam der Frühling mit seinem grünen Schmuck, seinen duftenden Blüthen; ach, welche Freude! Welche Freude, als draußen die Knospen sprangen nach dem langen, monotonen, im Zimmer einkerkernden Winter! Welche Freude, als die warmen Sonnenstrahlen draußen den tiefen Schmutz der Straße nach und nach austrockneten, und man wieder hinaus konnte auf Flur und Feld; welche Freude, als das junge Korn in die Höhe sproß und sich ausdehnte einem unermeßlich grünen Teppich gleich; wie lustig sprang das Vieh hinaus auf die saftige Weide, welch' üppiges Grün überall! Welche Freude, da sich die Eichenbäume schmückten mit neuem Laub, die prächtigen, Jahrhunderte alten Bäume, mit hohen Gipfeln, mit breiten Aesten, die Aeste gewölbt einem Zelte gleich, hoch und breit, die grünen Blüthen der Eichen herabhängend, leicht bewegt in der lauen Frühlingsluft, und dazwischen die wilden Obstbäume, mit weiß und rosarothen Blüthen, jeder ein Blumenstrauß für sich, herausstechend aus dem dichten dunklen Grün der Eichen.

Welche Freude, als die junge Gräfin hinaustrat in die warme Sonne und emporblickte in den blauen Himmel!

Der garstige, lange, traurige Winter war vorüber; sie konnte wieder im Freien herumstreichen, jede Blüthe, jedes frische Blatt begrüßend. Sie ging in den Wald und pflückte Maiglöckchen und brachte sie frohlockend nach Hause. Hinter dem Hause dehnte sich ein Stück Land, einer Wildniß gleich, mit allerlei Gesträuchen und Bäumen. Es war einmal ein Garten gewesen, jetzt wucherte und blühte Alles durcheinander, eigenthümlich schön, zuerst die weißen Prunusbäume, dann der überreiche Flieder, Schneeballen und Goldregen, und bald darauf die ersten Pfingströschen.

Elsa wurde wieder gesund, ihre müden Glieder gewannen neue Kraft, ihre Wangen färbten sich leise, doch meinte der Graf für sich, die lange Krankheit habe nicht beigetragen, sie zu verschönern; sie gewann etwas von ihrer alten Lebhaftigkeit zurück und sprang im Hofe herum. Aber im Vergleich zu früher war sie nun doch um Vieles ruhiger geworden, manchmal fiel es ihr selbst auf, da sprach sie nachdenklich für sich:

„Tibor liebt es nicht, und ich werde älter."

Der Graf hielt sein Versprechen und kaufte ein Pferd für sie und sie jubelte laut vor Freude; kaum ein Jahr vorher stand ihr noch der Marstall ihres Vaters zu Gebote! Sie pflegte und hätschelte den hübschen Eisenschimmel selbst, und brachte ihm die Mahlzeiten eigenhändig; denn irgendwie mußte sie sich doch die Zeit vertreiben, dann ritt sie hinaus in den Wald. Der Graf nahm einen im Dorfe vorgefundenen alten Soldaten zur Wartung des Stalles auf, und um mit der jungen Gräfin in den Wald oder über die Felder hinauszureiten. Elsa war zufrieden, sie schwätzte

mit dem Alten, sie ritt in dem Wald kreuz und quer, sie galoppirte über die Felder und kam in guter Laune nach Hause.

Die von ihrer Mutter angeerbte Vorliebe für Blumen erwachte wieder, sie erbat sich den Garten als ihr eigenes Gebiet und ließ darin arbeiten; es brauchte Wochen und Monate, bis die üppige Wildniß, die je mehr es Sommer wurde, desto mehr emporwucherte, endlich überwältigt werden konnte; ja es brauchte in der That einen zweiten Sommer, um erst dann den Garten mit Blumen zu schmücken, es mußte vorläufig genügen, Wege zu zeichnen und durchzuführen, Gebüsche auszurunden, einzelne Partien auszuschlagen, um größere Bäume wieder zur Geltung zu bringen. Das Gras? Was war das für ein Gras, mannshoch, rohrartig, man hätte alle Wochen mähen lassen müssen. Elsa's Personal bestand aus einem Gärtner, der niemals die Gärtnerei erlernte, und kleinen, in Taglohn aufgenommenen Zigeunerbuben; desto mehr mußte sie selbst nachsehen; sie hatte versprochen, fleißig mitzuarbeiten, und nach ihrem Gutdünken arbeitete sie fleißig mit, so daß ihr die Zeit nur zu schnell verging.

Das Haus erhielt ein neues Dach, und gegenüber wurde ein Stall erbaut, in dem Pferde und Kühe gemüthlich die Wohnung theilten. Der Hof wurde gefegt, mit Sand beworfen und die Löcher in der Dornhecke zugeflickt; zu weiteren Verschönerungen aber ging dem Grafen das Geld aus. Im Hause drinnen blieb es, wie es war, die Zimmer etwas leer, das Meublement sehr einfach und etwas unordentlich durcheinandergestellt. Das Nothwendigste war gekauft worden und mußte genügen.

Es gewöhnt sich das Auge nach und nach an Einfach-

heit, wie an Luxus. Der Graf arbeitete im Felde, die Gräfin im Garten, er mit Ernst, sie zum Spiel; sie gewöhnten sich Beide an das armselige Aussehen ihres Hauses und dachten nicht mehr darüber nach. Die Kisten mit Effecten, die der gute Fürst gesandt, harrten nach wie vor besserer Zeiten, um ausgepackt zu werden.

Die Haushaltung ging von Frau v. Hegyesy auf die alte Babi über, die sich etwas tröstete, als sie endlich eine Köchin vorfand, die deutsch sprach und durch deren Vermittlung sie den übrigen Dienern befahl. Die Köchin stahl nach Belieben, und die alte Babi drückte die Augen zu, um mit ihr schwatzen zu können. Seitdem sie das Obercommando in Hidfalva an sich gerissen, versöhnte sie sich damit. Der Graf und die Gräfin kamen zu unregelmäßigen Stunden nach Hause, aber immer sehr hungrig; sie freuten sich über die vorgesetzten Speisen und kümmerten sich nicht weiter darum. — Im Hofe tummelten sich Mägde und Knechte die Menge herum und der ehemalige Privatdiener des Grafen fungirte in den Ueberresten seiner Uniform als Oberaufseher.

Frau von Hegyesy meinte, die Wirthschaft wäre gar zu unordentlich; aber wie sollte das fremde Fürstenkind es besser verstehen? Ein Glück noch, daß sie sich so heiter darein fügte. Die Eifersucht der alten Böhmin erlaubte keine Einmischung mehr, des Abends saß sie mit dem Strickstrumpf und in Gesellschaft der Köchin als Cerberus auf den Stufen des Holzbalcons und erzählte von den Herrlichkeiten in Ringelsheim.

Der Graf bemerkte einmal, daß, wenn der Haushalt so hoch käme, er keine Verbesserungen im Hofe unternehmen könne, sonst sagte er nichts.

Der Frühling, der Sommer, der Herbst folgten einander. Elsa wurde gesund und kräftig, das Leben in Hidfalva schlug ihr vortrefflich an, die Bewegung in freier Luft, das mildere Klima, das sorgenfreie, einförmige Leben; sie dachte immer weniger an Ringelsheim, nur dann, wenn sie ihrem Vater schrieb, was sie regelmäßig alle sechs Wochen that, und worauf sie gewöhnlich eine kurze Antwort erhielt.

Wenn der Fürst seine Tochter gesehen hätte, mit hängenden Zöpfen, mit aufgeschürztem Kleide, in der Erde grabend im glühenden Sonnenschein, in Sturm und Regen!

Elsa trug ihre alten Kleider, sie wurden ihr zu kurz und zu eng, aber das that nichts, es kam kein Fremder jemals nach Hidfalva. Wenn der Fürst seine Tochter gesehen hätte mit zusammengeflickten Kleidern und einem großen, runden Strohhut, wie ihn die Bauernmädchen trugen, lachend auf einem Bauernwagen hinausfahrend auf's Feld, um ihrem Mann etwas kalte Küche mitzubringen, denn oft kam er erst spät Abends nach Hause.

Elsa hatte stets Vorliebe gehabt für das Wilde und sie gestand sich gerne ein, daß sie sich noch niemals so wohl gefühlt hatte, als im Verlaufe dieses Jahres, da sie ungestört thun konnte, was sie wollte, ohne Vorwurf und ohne Klage. Hidfalva wurde ihr lieb, es kümmerte sie nicht mehr, ob die Zimmer armselig aussahen im Vergleiche zu den Gemächern von Ringelsheim. Mit Tibor lebte sie in bester Cameradschaft, sie fuhr hinaus oder sie ritt hinaus und besuchte ihn in der Wirthschaft, sie brachte das Essen mit sich, dann legte sie sich in's Stroh und schaute der Arbeit zu, wenn die Pferde im Kreise liefen, das Korn auszu-

treten, oder sie stand dabei und half ihm beim Abmessen der Frucht stets mit der regsten Theilnahme; sie hatten keinen Streit mehr miteinander gehabt, jedes ging seiner Wege. Er baute einen Meierhof und arbeitete wirklich im Schweiße seines Angesichts von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, übermüdet des Abends, so daß er gleich nach dem Nachtmahl zu Bette ging. Elsa folgte seinem Beispiele, früh auf und früh zur Ruhe.

Frau von Hegyesy dachte: „Auf diese Weise wird der verfehlten Erziehung nicht nachgeholfen, aber sie ist ja noch so jung unsere kleine Gräfin, lassen wir sie spielen, meistens folgt der Ernst bald nach. Gönnen wir der Jugend ihre Spiele, das Leben bringt den Wechsel mit sich und meistens auf recht schmerzliche Weise, nach Freud' kommt Leid."

In Einsamkeit und Einförmigkeit fliegt die Zeit am schnellsten dahin, und als die ersten Schneeflocken fielen, konnte es Elsa nicht begreifen, daß schon ein zweiter Winter kommen sollte; aber dieser stellte sich sehr ungleich dem ersten ein, und wie es manchmal im südlichen Ungarn der Fall ist, als eine Art Fortsetzung des Herbstes. — Elsa konnte reiten und im Garten arbeiten und sich im Freien herumtummeln.

Eines Tages aber, da sie einen Kasten öffnete, fielen ihr alte Noten in die Hand, eine Anzahl Lieder, die sie früher gesungen; sie ergriff eine Feder und schrieb:

„Lieber Papa! O, bitte, sende mir ein Clavier, ich werde dir vom Herzen dankbar sein; hier zu Lande bekommt man keines, und es ist auch zu theuer für uns; ich vergesse Alles, was ich in Ringelsheim lernte, auch sind wir immer allein und der Winter ist wieder da."

Der Fürst dachte, als er den Brief erhielt: „Arme kleine Elsa, wie mag es ihr wohl ergehen, seitdem sie von mir davonlief? Ach, es war ein dummer Streich, doch plagt sie mich nicht seitdem; sie hatte eine schöne Stimme.“

Er kaufte einen prachtvollen Flügel, das Instrument gelangte glücklich nach Hidfalva und wurde in dem sogenannten Salon aufgestellt, worin sich nebstdem ein Tisch, mehrere Stühle und ein zerrissener Divan befanden.

„Der neue Flügel sieht aus, als ob er nicht hieher gehörte,“ lachte Elsa, „vielleicht gewöhnt er sich mit der Zeit an die Gesellschaft. Wir wollen ihm seine Decke lassen, da geht's noch an; ach, der gute Papa, der Flügel war gewiß recht theuer. — Wann werden wir neue Möbel kaufen, Tibor?“

„Bis ich Geld zusammengespart habe, Elsa; jetzt habe ich wahrlich keines, es geht ohnedem im Hause mehr auf, als sein sollte.“

Das Clavier besaß einen wundervollen Ton. Elsa brachte nun die langen Abende vergnügt mit Musik zu; sie spielte nur einfache Weisen, sie sang die alten Lieder, ihre Stimme klang voll und rein, sie entzückte damit ihr kleines Auditorium. Frau von Hegyesy verstand etwas von Musik und konnte sich daran nicht satt hören; sie pries Elsa's Stimme, obwohl sie ihr auch manchmal Ausstellungen machte. Tibor wußte nie, was man spielte oder sang, aber er sagte, die Musik wäre so angenehm, sie beruhige seine Nerven; im Ganzen wurde er immer verstimmter und klagte über mannigfaltiges Unglück in der Wirthschaft. Trotzdem verging der Winter fast ebenso schnell als der Sommer, ein Tag dem andern gleich.

Mit den ersten Frühlingstagen begann Elsa Blumen zu pflanzen, denn sie wollte den ganzen Sommer über Blumen um sich sehen, wenn auch nicht exotische Sprößlinge wie in Ringelsheim; sie schaffte mit dem Gärtner und den taglöhnernden Buben vom Morgen bis zum Abend.

Frau von Hegyesy mußte Samen herbeischaffen; sie dachte dabei: „Lassen wir sie spielen, so lange sie noch spielen mag."

Elsa spielte sorglos mit ihren Blumen, sie pflanzte ihren Garten voll mit Veilchen, Maiglöckchen, Tulpen, duftenden Hyazinthen, Rosen und Nelken, im nächsten Jahre sollte dann eine prachtvolle Rosenflur im Hofe zusammengestellt werden. Die Blumen wucherten unter dem Einfluß des südlichen Klimas viel üppiger als in Böhmen, sie brauchten keine andere Pflege, nur das Unkraut galt es auszujäten.

Elsa fuhr wie im vergangenen Jahre oft hinaus in die Wirthschaft; der Meierhof stand fertig da, aber Tibor's düstere Stirne erheiterte sich nicht, er sprach immer weniger, und wenn er sprach, so klagte er nur: „Der Weizen war mißrathen, die Dürre machte die Weiden zunichte, das Holz bekam keine Preise, eine Seuche nach der anderen decimirte das Vieh; Hagelschläge waren niedergefallen und zerstörten den Wein;" er verzweifelte an Allem, Sonne und Regen und alle Elemente verschworen sich gegen ihn; zum Glück zahlten die guten Patrioten der österreichischen Regierung keine Steuern mehr. Die Jahreszeiten wechselten, die Verstimmung des Grafen hielt an.

Es war ein stürmischer Novembertag, der Wind pfiff um das Haus und zu den Fenstern herein, vergebens prasselte das Holz im Kamin, es wollte nicht warm wer-

den, die Fenster und Thüren wurden zuletzt mit Lappen und Plaids verhängt, die Thüren klapperten.

Die junge Frau saß nachdenklich da, die Hände müßig in den Schooß gelegt, sie hatte zu singen versucht, aber das Pfeifen des Windes stimmte nicht dazu. „Tibor,“ sagte sie plötzlich, „heute ist mein Geburtstag, ich bin achtzehn Jahre alt.“

„Arme Elsa,“ seufzte der Graf, „deine Jugend hat in der That wenig Freuden.“

„Ich habe noch nie geklagt,“ erwiderte sie.

„Arme Elsa,“ begann der Graf wieder, „es war ein dummer Streich davonzulaufen aus dem prachtvollen Schloß deines Vaters, wo jeder deiner Wünsche in Erfüllung ging. Was hast du hier gefunden? Mangel überall, ja Armuth fast, und es will nicht besser werden, umsonst plage ich mich, umsonst arbeite ich im Schweiße meines Angesichts, es ist kein Segen in meinen Bemühungen, das Unglück verfolgt mich.“

„O Tibor, warum bist du so verzagt?“

„Elsa, wenn du willst, schreibe ich deinem Vater, besuche ihn doch einmal wieder, du hast ihn lange nicht gesehen; gehe nach Ringelsheim auf einige Monate, dort herrscht Comfort und Luxus, hier pfeift der Wind bei Thür und Fenster herein.“

Elsa weinte. „Du schickst mich fort, du willst mich nicht bei dir haben, was habe ich dir gethan? Ich bin nicht trotzig und böser Laune, ich bin heiter und zufrieden, ich klage nie!“

„Ich schicke dich nicht fort, aber ich bedaure dich, ja wahrlich, Elsa, du thust mir leid, du bist noch so jung! In

deinem Alter haben Andere mannigfaltige Freuden, sie tanzen und unterhalten sich, du bist hier einsam und verlassen, wie eingesperrt. Bei deinem Vater wäre es dir besser ergangen, er hätte dich in die Welt geführt gleich deinen Schwestern. Ich kann nichts, gar nichts für dich thun; darum meine ich, du solltest den Winter über nach Hause reisen, den öden, langen Winter hindurch, der nun schon wieder vor der Thüre unheimlich stürmt."

„Mein Zuhause, Tibor, ist hier in Hidfalva und bei dir, ich werde den öden, langen Winter ausharren wie die früheren. Ringelsheim ist übrigens im Winter nicht mehr bewohnt, meine Zwillingsschwestern sind in Prag, Ida im Ausland, mein Vater bringt den Winter in Wien zu, und zwar in einer kleinen Wohnung, er hat mich nicht geladen, ich bleibe hier."

„Das mag recht und edel gehandelt sein, Elsa, aber es drückt mich schwer, und du zwingst mich damit, dir nicht länger die Wahrheit zu verhehlen."

„Sprich ungescheut."

„Ich wiederhole, vergebens habe ich mich geplagt, habe ich gearbeitet im Schweiße meines Angesichts. Das Unglück verfolgt mich, alle Unternehmungen mißlingen, was ich anbaue, das geräth nicht, wenn ich Vieh ankaufe, so geht es zu Grunde, das Wasser bedroht meine Weiden, meine besten Aecker, daraus kann unermeßlicher Schaden werden; komm morgen hinaus mit mir und überzeuge dich selbst. Ich kann nicht anbauen, Jahre müssen vergehen, um den Schaden zu repariren; ich besitze allerdings 10.000 Joch Grund und Boden, tritt aber die Ueberschwemmung ein, so macht sie mich fast zum Bettler; ich muß dann Geld auf-

nehmen, aber Geld ist furchtbar theuer, und ist man einmal in Schulden gerathen, ist alle Sicherheit des Besitzes dahin. Arme Elsa, was wird aus dir werden, wann werde ich dein Geld zurückzahlen können? Du bist arm wie ich selbst. Ich kann den Hausstand nicht mehr erhalten, wie er jetzt ist, er kostet zu viel Geld."

Elsa war langsam näher gekommen, sie kniete am Boden nieder und legte ihren Kopf auf seine Knie, sie blickte in sein trostloses Gesicht und sagte leise:

„Tibor, du hättest mir das Alles früher sagen sollen. Ich sehe ein, daß ich unrecht handelte, ich habe die Zeit vertändelt und verspielt und niemals ernstlich nachgedacht, und doch hatte ich dir versprochen, mit dir zu arbeiten, und doch wollte ich redlich Freud und Leid mit dir theilen. — Verzeihe mir und verzage nicht. Du leidest an bitteren Enttäuschungen sicherlich; so viel Mühe, so wenig Lohn; aber in der Landwirthschaft wechseln böse und gute Zeiten, wir haben jetzt die bösen Jahre, später dann kommen die guten. O verzage nicht, wenn auch der Anfang entmuthigend ist! Wir wollen miteinander sparen, du hast Recht, das Haus kostet viel zu viel Geld, ich habe mich bis jetzt gar nicht darum gekümmert; das war unrecht, verzeihe mir, ich werde mich bessern. Wir müssen die theure Köchin entlassen, ich weiß, sie stiehlt; ich werde von nun an den Schlüsselbund bei mir tragen und eine brave Hausfrau werden, Frau Hegyesy soll mich unterrichten. Vertraue mir."

Er neigte sich gerührt zu ihr hinab und küßte sie, sie schlang ihre Arme schmeichelnd um seinen Hals.

Capitel V.

Der Himmel zeigte kein Erbarmen. Das Wasser schwoll und schwoll, überflutete sein Bett, zerriß die Dämme und ergoß sich über das Land. Es kam daher, brausend, rauschend, in hohen Wogen; im Verlauf zweier Tage erreichte es die Höhe der höchsten Dämme, wenige Stunden darauf floß es über die Felder, dann aber wuchs es nur mehr langsamer, sich dessenungeachtet immer weiter ausbreitend; es kroch wie eine Schlange in Windungen heran, es kam in die Dorfstraße; es kam bis in die Häuser hinein, es kam bis in den Hof des Castells; es bildete große Teiche in den Niederungen des Gartens und draußen sah es aus wie ein Meer, über Felder und Weiden ergossen; die Leute jammerten in größter Noth, man trieb das Vieh haufenweise zusammen und in den Hof des Castells. Die arme junge Gräfin sollte die fürchterlichste Plage Unterungarns kennen lernen — eine Ueberschwemmung!

Ein paar Kähne, wie ausgehöhlte Baumstämme, verkehrten in den Straßen von Hütte zu Hütte und gingen bis an das Ende des Dorfes; dort endete einstweilen die Welt, denn draußen gabs nur Wasser, Wasser überall; es wogte lustig, des mit sich führenden Elends spottend, vom

Winde bewegt hin und her, es blendete das Auge durch seine unermeßliche, schimmernde Fläche, sobald ein Strahl der Sonne durch die Wolken drang, der Strahl glitzerte darauf wie Millionen Goldfunken. Mit triumphirendem Hohn zeigte das Element seine Macht und seinen Haß für das Gebild von Menschenhand; rauschende Schadenfreude über Verwüstung und Vernichtung schien mit den spielenden Wogen dahergerollt zu kommen. Die Saat war dahin für's ganze Jahr, aus den grünen Weiden bildeten sich ungesunde Sümpfe.

Der Jammer der armen Leute stieg von Tag zu Tag mit den Fluten; die Stirne des Grafen umdüsterte sich immer mehr und mehr.

„Das Wasser steigt noch immer," wiederholte er des Morgens, des Mittags und des Abends.

Vergebens tröstete ihn seine junge Frau. „Tibor, o verzage nicht, es ist ein großes Unglück, du leidest unermeßlichen Schaden, aber man muß das Unglück muthig tragen; wir sind jung, wir können beide arbeiten, gewiß, bessere Zeiten werden wiederkehren. Verlier' nicht den Muth! Wir wollen sparsam leben, das Jahr geht auch vorüber, ich werde gar kein Geld für das Haus brauchen, das nächste Jahr wird es uns dann einbringen. O verzage nicht!" Sie legte die Hände auf seine Schulter und blickte zu ihm auf, aber kein Lächeln erhellte sein Gesicht.

Er seufzte nur: „Arme Elsa, du mußt alle Plagen dieses Landes der Reihe nach kennen lernen."

Und doch waren es nur die Worte der jungen Frau, die ihn aufrecht hielten und ihn anspornten zu neuer Arbeit; er konnte, er wollte ihr nicht an Muth nachstehen.

Tage vergingen, eine Woche verfloß, noch immer ergoß sich das

Wasser über die Ebene; es wogte nun nicht mehr, es schien unbeweglich, es füllte die lange Gasse gegenüber, es umzingelte den Hof, das Castell ragte wie eine Insel aus den Fluten empor, es zog Kerkermauern um Hidfalva, undurchdringlichere noch, als selbst die Geschichte Frankreichs die der Bastille schildert. Niemand wagte sich aus dem Hause, selbst der nächstanliegende Theil des Waldes stand unter Wasser. Frau von Hegyesy kam muthig in dem kleinen Kahn alle Tage daher und sie sagte traurig:

„Ich lebe seit beinahe 25 Jahren in Hidfalva, so tief herein drang das Wasser noch nie, so arg war's noch nie gewesen. Welche Noth, welches Elend für uns Alle!"

Die Sonne ging auf, die Sonne ging unter, sie badete sich spielend in den Fluten, in dem großen, glänzenden, unheimlichen Wasserteiche. Immer mehr drängte das Vieh in den Hof des Castells, man konnte es den armen Leuten nicht verweigern. Ach, auch Elsa's zweijährige Bemühungen gingen zu Grunde, der Garten wurde wieder zur Wüste, man sah nichts als Morast und Wasser, an saubere Wege oder gar an Blumen war für das ganze Jahr über nicht mehr zu denken.

„Das thut nichts," sagte Elsa, indem sie sich mit einem Seufzer hinwegwandte, „ich werde ohnehin keine Zeit haben, ich muß wirthschaften lernen, denn noch verstehe ich wenig davon."

Die alte Babi rührte sich nicht mehr aus ihrem Gemach, sie erwartete das jüngste Gericht.

Endlich eines Morgens, nach langen, bangen Tagen des ermüdendsten Harrens und Bangens, wurden sie durch die

frohe Nachricht geweckt: Das Wasser nimmt ab, es verläßt bereits die Straßen.

Freude im Jammer, Hoffnung auf Erlösung; wie endlos lang dehnte sich der Tag, ja die Stunde! Der Graf und die Gräfin traten aus der Umzäunung ihres Hofes, um die Straße anzusehen, in der das vierzehn Tage hindurch flutende Wasser einen tiefen Morast hinterließ, in dem man versinken konnte.

Eine neue Geduldprobe; wie langsam wich die Flut, oft konnte man über Nacht kaum eine Abnahme bemerken, und wo sie wich, überall derselbe abscheuliche Morast, aus dem feuchter ungesunder Dunst emporstieg; neuer Jammer dazu, Häuser stürzten ein, das Wasser hatte ihr schwaches Fundament untergraben; die Zigeuner, aus ihren Erdlöchern vertrieben, irrten umher, bettelten und stahlen. Krankheiten aller Art stellten sich ein, die Wohnungen wollten nicht trocknen. Elend, Noth, Armuth, Siechthum in jeder Gestalt.

Unendlich langsam verließ das Wasser den Ort, den Wald, endlich floß es von den Feldern ab, die einen furchtbaren Anblick der Verwüstung gewährten. Unbrauchbare Felder und Sümpfe in allen Vertiefungen, um welche die mannigfaltigsten Wasservögel kreisten.

„Ich werde auf die Jagd gehen, Elsa, und Wasserwild nach Hause bringen,“ sagte der Graf traurig, „mindestens werden wir wieder Fleisch essen, in den letzten vierzehn Tagen sind wir ohnehin stark ausgehungert worden.“ Jetzt, da die ganze Tragweite des Verlustes klar vor ihm lag, schien er sich viel ruhiger als früher in sein Schicksal ergeben.

„Wer möchte daran denken, gut zu speisen,“ seufzte Elsa, „bei solcher Noth! Wie lange scheint es her, seitdem zuerst die

erregten Wellen des Flusses heranrückten? Schon gut, Tibor, bringe nur Wasservögel nach Hause, ich will sie selber braten, die abscheuliche Köchin geht, die Undankbare will nicht um geringeren Lohn bleiben."

Die Zahl der Dienerschaft wurde um die Hälfte verringert. Halb mit Verwunderung, halb mit Vorwurf hieß es unter den Leuten: „Die Gräfin schränke sich ein wie eine arme Beamtensfrau," und man sagte: „sie sei doch eine geborne Prinzessin." Die junge Gräfin überwachte nun selbst Küche und Keller, sie fütterte selbst Hühner und Enten auf, sie pflegte nun, anstatt ihre geliebten Blumen, einen kleinen Gemüsegarten, sie rief gegen Abend ihre Leute zusammen und ließ die Pflanzen begießen, sie arbeitete und sie lernte unverdrossen, sie studirte das Kochbuch und half selbst in der Küche nach. Den Haushalt bestritt sie seitdem fast ohne Geld.

„Du bist geschickt, Elsa," sagte der Graf erstaunt und erfreut, als sie ihm die kleine Monatsrechnung vorlegte. Er hatte den Sommer über nicht viel zu thun, er ging auf die Jagd und versorgte, wie er versprochen hatte, das Haus mit Wild und Fischfang.

Arbeit ist gesund für Leib und Seele; von früh Morgens bis spät Abends schaffte die kleine Gräfin im Hause herum, sie wurde dabei gesund und stark, heiter und vernünftig.

„Alte Babi," sagte sie lachend, „ruhe dich aus im Alter. Du hast gar nichts zu thun, als meine Kleider zu flicken, denn binnen mehreren Jahren kaufe ich mir kein neues Gewand."

Die alte Babi wurde alt und älter, sie nähte und sie brummte, aber seitdem die junge Gräfin selbst die Wirth-

schaft führte, war ihr Alles recht, sie zerfloß fast vor Bewunderung.

„Herr Graf," sagte sie einmal (sie sprach den Grafen selten an), „diese kleine Prinzessin war immer ein Wunderkind und ist es geblieben, und der Herr Graf haben sie nicht verdient."

„Nach Spiel ist Ernst gekommen, kleine Gräfin," sagte Frau von Hegyesy, „wo sind unsere schönen Blumen? Und das hübsche Pferdchen bleibt heuer oft tagelang im Stalle stehen"

„Ach, meine Blumen," meinte Elsa traurig, „ich liebte sie doch sehr! Wann werden sie wieder blühen?"

„Gräfin Elsa, aus dem Samen sprießt die Frucht, wenn auch oft nicht vor den Blicken kurzsichtiger Menschen; getrost, jede That trägt in sich Strafe oder Lohn. Ihre Aufopferung, Ihr Muth werden den Lohn schon finden, und wäre es selbst kein anderer, als daß Ihr Charakter gestählt aus den Wechselfällen des Lebens hervorginge. Für uns Alle, ohne Ausnahme, kommen trübe Tage, kommt die Zeit der Prüfung, und wohl uns, wenn wir dagegen ankämpfen können und nicht unterliegen. Sie sind noch jung, Gräfin, die Plage lernen Sie schon kennen, Gott bewahre Sie noch lange vor dem Schmerz, aber auch der Schmerz wird uns nicht erspart."

Muhme Sári bewohnte im Dorfe ein kleines Haus mit drei niedlichen Zimmern, Schlafzimmer, „Salon" und Speisezimmer, Alles zu ihrem eigenen Gebrauche; geradeaus gegenüber der Eingangsthüre befanden sich Küche und Kammer, im Hause war ein kleiner, rein gehaltener Hof, die Verbindung mit dem Gemüsegarten von schönen Obstbäumen beschattet,

rückwärts im Hause standen außerdem noch zwei Gastzimmer in Bereitschaft. Vor dem Hause stand eine Bank mit Stühlen und einem Tische, ringsherum Blumenbeete, das Ganze von einem Holzgitter umzäunt, Alles außergewöhnlich nett und rein.

Wie oft seufzte Gräfin Ungváry: „Daß ich es auch so könnte! Sie haben aber Alles da im Kleinen und hübsch bei einander, während ich kreuz und quer laufe und nichts in Ordnung bringe; freilich," fügte sie rasch hinzu, „Sie verstehen es gut und ich bin schrecklich ungeschickt!"

„Es wird schon werden, Gräfin," lächelte die alte Frau, „ich lebe ja schon dreimal so lange; nun ist es über ein Vierteljahrhundert, daß ich nach Hidfalva kam, früher folgte ich meinem Manne nach verschiedenen Orten."

„O liebe Sári Neni," bat die Gräfin, „erzählen Sie mir doch einmal Ihre Lebensgeschichte."

„Sie bietet nicht viel Interessantes und nicht viel Heiteres, sie ist einfach und traurig."

„Und ich werde daraus lernen," meinte die Gräfin, die alte Frau umarmend.

Sie setzten sich draußen auf die Bank, die Blumen dufteten um sie herum und die Sonne erhellte die Heerstraße vor ihnen, die Acacien standen in vollster Blüthe und die schneeweißen Blüthen fielen herab und bedeckten ringsherum den Boden; am Ende der Straße sah man die grüne Weide, auf welcher das Gras üppig sproß; der leichte Abendwind spielte mit den Grashalmen und wirbelte die Acacienblüthen in die Luft auf. Die Heerden kamen soeben nach Hause, Kühe und Kälber und mitten d'rin zwei prächtige Stiere, die ausnahmsweise in bester Harmonie miteinander lebten, der jüngere folgte dem älteren zum Gemeindehaus und

Kühe und Kälber kehrten blöckend heim, jedes seine Wohnung aufsuchend. Zwei Hirten folgten hintendrein, nicht jung, nicht schön, wie man sie in Versen zu besingen pflegt, sondern zwei Lumpe, die ihr Hab' und Gut in Branntwein vertrunken, nun des Morgens hinauszogen auf die Weide, und wenn sie draußen am Bauche liegend nicht schliefen, einander von besseren Zeiten aus der Kneipe erzählten, in schmutzige Leinwand gekleidet, über die Schultern ein farbloser, zerrissener Lappen als Szür, *) und doch beide, man wußte nicht warum, recht malerisch in ihrer Art. Jeder hatte einen Stock in der Hand und so gingen sie pathetisch daher, von einer Schaar ebenfalls mit Stöcken bewaffneter Buben gefolgt, die mit dem wohlbekannten landesüblichen Gebrüll „Bozdi ne! Bozdi ne!“ Kälber vor sich hintrieben.

Die Gräfin und die alte Muhme sahen dem Treiben mit fast ebenso viel Interesse zu, als wäre es ein Schaustück auf einer der ersten Bühnen Europa's, obwohl sie es seit Jahren alle Tage genossen. Das ist eine der ausgleichenden Gerechtigkeiten des Lebens, die Gewohnheit umgibt das Einfachste mit Liebe und raubt zugleich dem Schönsten und Glänzendsten seinen Zauber.

Die junge Gräfin mahnte aber dann auch wieder an das gegebene Versprechen. „Liebe Muhme, erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte, so ganz wie sie war, das heißt so viel sie mir davon erzählen wollen.“

Die alte Muhme begann ihre Erzählung: „Ich bin in einem hübschen Hause geboren, etwa eine Tagreise weit von hier. Meine Eltern waren reiche Edelleute in den guten

---

*) Mantel.

alten Zeiten, damals gab's noch Ueberfluß nach allen Seiten hin. Volle Tafel, volles Haus, alle Tage Gäste, der Hof voll Dienerschaft, die alle sammt der Herrschaft faulenzte; draußen aber wuchs das Korn von selbst, und was man zum Leben brauchte, kam Alles ins Haus, Niemand dachte daran zu sparen. Wir lebten in gutem Einverständniß mit den Magnaten des Comitates, die Andern schalten uns dafür, wie es auch jetzt noch der Brauch ist „die Viertel-Magnaten.“ Ich war jung und hübsch und hatte genug Anbeter im Comitate, denn es hieß, daß ich als das einzige Kind meiner Eltern Geld bekäme. Mein Vater wollte mich an den Sohn eines seiner Freunde verheiraten, aber ich willigte nicht ein, denn ich hatte einen schmucken Hußarenofficier im Kopfe, ich weinte und grämte mich und wurde ernstlich krank. Dann gaben meine Eltern nach und ich durfte meinen Geliebten heiraten. Ich folgte meinem Mann auf die Station, welche zum Glück nicht weit entfernt von dem Gute meiner Eltern lag, aber dort gefiel es mir nicht lange, denn ich war ein verwöhntes Kind, dem man zu Hause alle Launen gewährte; ich konnte mich an den Mangel auf der Station nicht gewöhnen, obwohl ich Bela herzlich liebte; so kam ich denn oft nach Hause, und blieb gleich wochenlang dort. Meine Eltern freuten sich meiner oftmaligen Besuche und hielten mich gerne zurück; sie hatten ja kein größeres Interesse im Leben, als ihr einziges Kind. Und später erst, als ich guter Hoffnung ward, da hielt mich meine Mutter erst recht fest, und als das Kind zur Welt kam, konnte sie sich nicht davon trennen. Bela kam ab und zu auf Besuch und so verging die Zeit in sorgloser Heiterkeit.

„Nachträglich wußte ich's wohl, ich hatte Unrecht, ich ver-

säumte meine Pflicht als Gattin; ich gründete meinem Mann kein Heim und ich entwöhnte ihn meiner Gesellschaft. Als nach und nach Gerüchte bis zu mir drangen, er entschädige sich anderweitig, da wurde ich eifersüchtig, und kehrte zu ihm zurück, aber es hielt nicht lange an. Die zweite Station war eben so schlecht als die erste und noch näher zu meinen Eltern, ich konnte mich noch weniger als anfangs an den Mangel gewöhnen, den unser Stationsleben mit sich brachte, es wurde mir auch bange um das Kind, ein schwächliches Mädchen, das oft kränkelte, und als meine Mutter uns besuchte, weinte sie über das ärmliche Haus und nahm mich mit sich. Ich folgte, ich zürnte nun meinem Manne ernstlich, er war so wenig zu Hause, er zog es vor, mit seinen Cameraden in der Schenke zu sitzen und als ich mich beklagte, sagte er barsch, er hätte sich's während meiner Abwesenheit angewöhnt. Lange Abende hindurch blieb ich allein, ich grämte und zürnte abwechselnd und sehnte mich immer mehr zurück in mein eigenes Haus.

„Entrüstung über das Betragen meines Mannes und die Bequemlichkeit im Hause meiner Eltern besiegten endlich selbst meine Eifersucht. Fremden Zuflüsterungen gab ich kein Gehör mehr; wie früher, so lebte ich auch jetzt sorglos dahin; ich pflegte mein heranwachsendes Töchterchen und spielte mit ihm; wenn Bela kam, empfing ich ihn freundlich, aber ich machte ihm auch keine Vorwürfe, wenn er lange ausblieb; unwillkürlich wurde er mir gleichgiltig, denn eigentlich liebte ich ihn nicht mehr, und auch bei meinen Eltern überwanden Selbstsucht und die Freude, mich wieder bei sich zu haben, den Tadel über Bela's Betragen, und auch sie machten ihm weiter keine Vorwürfe.

„Da starb plötzlich mein Vater, und nach sorglosen Tagen folgte das Leid in mannigfaltiger Gestalt; es erwies sich bald, wie schwer das Gut mit Schulden belastet sei; man verhängte die Crida über uns, man verkaufte das Gut, und unter schmerzlich geweinten Thränen verließen wir das geliebte Haus. Die Summe, die nach Abzahlung der Schulden noch übrig blieb, war eine kleine, gar klein im Verhältniß zu unseren Bedürfnissen und Angewöhnungen. — Meine Mutter besaß dies Häuschen hier, die Erbschaft eines alten Verwandten, um das sich seither kaum Jemand gekümmert und das nur eine Bauernwirthschaft vorstellte; nun aber war es unsere einzige Zufluchtsstätte, wir zogen her, Großmutter, Mutter und Kind; denn um in einer Stadt zu leben, wie es meine Mutter wünschte, hatten wir kein Geld. Ich fühlte mich sehr unglücklich; aber bei dem Jammer meiner Mutter, den sie nicht überwinden konnte, legte sich der meine und ich trachtete sie zu trösten. — Ich lernte arbeiten, oft schwer und hart arbeiten, um meine alte Mutter und mein kleines Kind zu erhalten.

„Die verwitwete Gräfin Ungváry lebte damals im Castell; dorthin brachte ich nun täglich meine Mutter, die übrigens mit der Gräfin verwandt war. Die alte Gräfin, Tibor's Großmutter, empfing uns auf's freundschaftlichste und half uns auch materiell nach; dennoch überlebte meine arme Mutter nur kurze Zeit ihren Unglücksfall, sie starb zu Ende des zweiten Jahres ihrer Witwenschaft. — Ich blieb allein mit meinem Kinde zurück; in's Castell aber kamen die jungen Herrschaften, Tibor's Eltern; die junge Gräfin hatte eine Tochter, um Weniges jünger als die meine. Wie herzig spielten unsere Kinder miteinander! Ach,

und wir begruben sie beide bald nacheinander, sie starben am Scharlachfieber. Ach, ein einziges Kind zu verlieren, dieser größte Schmerz auf Erden, hat keine Worte; seitdem weine ich ununterbrochen an dem Grabe dieses Kindes, meine Haare sind darüber grau geworden! Und doch war es eben an dieses Kindes Grabe, daß ich unter Schmerz und Thränen Ergebung lernte. Erst nachträglich wurde Tibor geboren; die Mutter, eine kränkliche Frau, siechte seitdem dahin; ich pflegte sie in treuer Freundschaft bis zum letzten Tage. — Die Gräber mehrten sich um mich herum; sterben sehen, macht ernst und nachdenklich. Ich nahm mich des kleinen Knaben an und verweilte oft im Schlosse; böse Zungen flüsterten bereits und nannten mich des Grafen Geliebte! Wer weiß, wie es gekommen wäre! Der Graf war ja Witwer; mein eigener Mann kümmerte sich nicht um mich. Er verzieh mir meine Armuth nie. Ich leitete endlich den Scheidungsprozeß ein; aber ehe er entschieden wurde, brach das Jahr achtundvierzig heran. Graf Ungváry nahm regen Antheil an den Ereignissen und führte auch seinen jungen Sohn mit sich, dann ging er in die Verbannung.

„Mir war auf Erden kein Glück beschieden gewesen. Einmal raffte ich mich zusammen und reiste zum Grafen nach Hamburg, das Herz that mir weh, als ich ihn so sehr verändert wiedersah, siech an Leib und Seele; ich pflegte ihn eine Zeit lang, aber ich konnte seine nervöse Unruhe nicht besiegen. Eines Tages reiste er plötzlich ab und sagte mir, ich sollte ihn erwarten. Ich wartete lange, er kam nicht; endlich reiste ich nach Hause zurück. Hier empfing ich einen vorwurfsvollen Brief, ich antwortete freundschaftlich und milde, aber ich blieb ruhig, ich war nicht-

mehr jung und ich war müde, müde meines einfachen, aber schmerzensreichen Lebens.

„Die Jahre flossen dahin, eines nach dem andern, und seither in monotonem Reigen, ich schmücke meine Gräber mit Blumen, ich freue mich, daß ich alt bin; das Leben liegt hinter mir, nachträglich sieht Alles ganz anders aus, ja nachträglich wird man weise, man sieht es klar, wie man hätte handeln und auch nicht handeln sollen. Jetzt bin ich eine Philosophin geworden und sage, man sollte sich das ganze Leben nicht so sehr zu Herzen nehmen, es ist nicht der Mühe werth. Ich freue mich, wenn ich hie und da Gutes thun kann und noch ein bischen nützlich bin hier auf Erden.

„Es ist noch nicht lange her, da starb auch der Graf, der Letzte aus meiner Zeit. Sie können sich denken, wie ich mich freute als Tibor mit seiner jungen Gattin dieses Castell bezog.

„Tibor ist mir ja so theuer, wie mein eigener Sohn und für Sie, liebe kleine Gräfin, fühlte ich bald große Theilnahme gerne möchte ich Ihnen die Wege ebnen, und herzlich zolle ich Ihnen Anerkennung für die Ausdauer und Geduld, mit welcher Sie Ihr Schicksal, das Ihnen bis jetzt wenig Rosen brachte, hinnahmen; harren Sie aus und segnen Sie Gott dafür, wenn er in Ihr junges Herz Kraft und Muth hineinlegte."

Capitel VI.

Fürst Otto Löwenfeld spazierte mit seiner Frau und seinen Diamanten in Europa herum; er besuchte der Reihe nach die Hauptstädte der fünf Großmächte; er versäumte keine Gelegenheit seine Frau und seine Diamanten der Welt zu zeigen. Die schöne Fürstin Ida mit ihrem reichen Schatz von Edelsteinen wurde im Verlaufe weniger Jahre eine europäische Merkwürdigkeit, ebenso allgemein bekannt, als allgemein bewundert. Der Reihe nach in Petersburg, Berlin, Paris und London auftauchend, überstrahlte sie überall durch die Anmuth ihrer eigenen Persönlichkeit und den Glanz ihrer Juwelen die bis dahin unbestrittenen Königinnen der Mode und so sehr hatte sich ihr Ruf ausgebreitet, daß bei ihrem Erscheinen Neugierde die Eifersucht ihrer übertroffenen Rivalinnen zurückdrängte. Der Schimmer ihrer Diamantenkronen glich dem Licht der Sonne; es erleuchtete im Kreise Alle, auf die es fiel, und die Glücklichen, denen es gelang in den Kreislauf ihres Sonnensystems einzudringen, wurden dadurch sofort an Werth gehoben. Die einzelnen Damen, an ihre Seite gerufen, empfanden stets den Vortheil davon, der lange

Cortège von Herren, welcher sich ihr anschloß, recrutirte sich aus jedem Alter und jeder Lebensstellung.

In allen Auslagen der Stadt paradirte ihr Bild in Gesellschaft gekrönter Häupter, siegreicher Feldherren, mächtiger Staatsmänner, erster Schriftsteller und gefeierter Primadonnen. Wenn ihre Equipage mit strohgelber Livrée durch die Straßen und auf die Promenade fuhr, bildeten die Leute Spalier, russische Kosaken und Pariser Gamins geriethen in die gleiche Extase. Die edlen Züge der jungen Fürstin waren die Sehnsucht aller Maler und Bildhauer; man hatte sie bereits in Marmor gehauen und die ersten Künstler Europa's wetteiferten in der Auffassung ihres Bildes, sorgsam bemüht und zweifelnd, der Wirklichkeit nahezukommen. Die prachtvollen Toiletten der jungen Fürstin galten überall, wo sie sich zeigte, als der Höhepunct der Mode, für Andere sowohl an Geschmack als Kostspieligkeit unerreichbar, gleichviel ob sie in leichter mit Silber oder Gold durchwirkter Gaze daherschwebte, oder Sammt und Atlas nach sich schleppte; fast in gleichem Maße unerreichbar, als der Werth ihrer Juwelen für unbezahlbar galt. Ja selbst an der Seite gekrönter Fürstinnen wurde sie nicht verdunkelt; die schöne Kaiserin der Franzosen, damals im Zenithe ihrer Schönheit und ihrer Macht, erstaunte, auf Erden Ihresgleichen zu begegnen; sie lächelte der jungen Frau freundlich zu, die ebenso schön, ebenso strahlend, wie sie selbst war.

Ein einziges Mal wurde Fürst Löwenfeld's Triumph, mit dem er an der Seite seiner reizenden Gemalin zu jedem Feste fuhr, getrübt. Dies geschah auf einem Hofball in St. Petersburg, auf welchem die Kaiserin aller Reußen den Saum ihres Kleides mit Perlen und Diamanten be-

setzt trug; den Fürsten erfaßte bei dem Anblicke wahres Entsetzen, bis dahin reichten seine eigenen irdischen Glücksgüter nicht. Der aus Perlen und Diamanten gewobene Kleidersaum der Kaiserin bildete das allgemeine Interesse, das Gespräch des Abends drehte sich fast ausschließlich darum und drängte auf jenem verhängnißvollen Feste auch zum ersten Male seit seiner Vermälung die junge Fürstin in den Hintergrund, deren Toilette übrigens bei dieser Gelegenheit den Anfang einer später sich bedeutend vermehrenden Schuldenlast bildete.

Seit jenem denkwürdigen Abende wurde Petersburg für Fürst Löwenfeld zu kalt; seine Nerven vertrugen es nicht mehr, Tag für Tag dieselbe weiße Draperie von Straßen und Häusern um sich zu sehen, er begann fortzudrängen und zu der nicht geringen Unzufriedenheit seiner Frau wieder von Urlaub und von Reisen zu sprechen. Im Gegensatz zu ihm belästigte sie das Klima nicht im Geringsten; sie schlief tagsüber und fühlte sich des Abends sehr wohl in den hellerleuchteten Palästen, umringt, umworben, angebetet.

„Ich sehe gar nicht ein," rief die junge Fürstin übellaunig, „weshalb wir das glänzende Leben hier und die liebenswürdige Gesellschaft von St. Petersburg mit einer andern viel langweiligeren vertauschen sollten?"

„Deßhalb, mein Kind," erwiderte ernst der Fürst, „weil ich nicht so viel Geld ausgebe, um die Perlen und Diamanten der Kaiserin von Rußland am Boden herumkollern zu sehen. Was geht mich die Kaiserin von Rußland an?"

„Was gehen dich die Perlen und Diamanten der Kaiserin von Rußland an?" sagte Fürstin Ida. „Du brauchst

sie nicht aufzusammeln, wenn sie am Boden herumrollen, mich incommodiren sie gar nicht. Ich finde den Hof überschwänglich liebenswürdig und alle Großfürsten charmant."

Aber der Fürst wollte keine Vernunft annehmen. Wenn er sich schlafen legte, so träumte er von den Perlen und Diamanten der Kaiserin von Rußland; sie rollten zerstreut am Boden herum, zuletzt bekamen sie Füße und tanzten einen Cotillon um ihn, bis es ihm im Kopfe schwirrte. Sein Zustand wurde unausstehlich, er fürchtete ernstlich darüber verrückt zu werden, die Klagen und Vorwürfe aber, die er darüber an seine Gemalin richtete, fanden ein völlig unempfängliches Gemüth, sie zuckte ironisch ihre weißen Schultern und erwiderte kalt:

„Denke weniger daran, dann wirst du auch nicht davon träumen."

Je mehr der Fürst sich bestrebte, nicht daran zu denken, desto mehr beschäftigten sich seine Gedanken fast ausschließlich mit seinen Träumen. Fürst Otto, dem immer ernster um seinen eigenen Verstand bangte, kam um längeren Urlaub ein und kündigte seiner Frau sehr bestimmt die demnächst zu erfolgende Abreise an.

„Reise," erwiderte sie trocken, „ich bleibe hier."

„Wie?" rief er entsetzt, „du bleibst hier allein, ohne mich?"

„Allein, ohne dich."

„Das ist unmöglich, vollkommen unmöglich!"

Keine Antwort. Fürstin Ida ergriff ein Buch, welches vor ihr am Tische lag, und blätterte mit vieler Gemüthsruhe darin.

„Das ist unmöglich," wiederholte der Fürst noch ein=

mal, „ich kann nicht ohne dich abreisen, ich kann dir meine Diamanten unmöglich zurücklassen; die Gemüthsruhe, die ich suche, würde mir auf diese Weise erst recht nicht zu Theil werden."

„Du kannst deine Diamanten mitnehmen," erwiderte die Fürstin, ohne von ihrem Buch aufzublicken, indem ein halbes Lächeln ihre Lippen umspielte, „ich brauche sie nicht."

„Du willst ohne Schmuck in die Welt gehen?" rief der Fürst mit namenloser Entrüstung. „Ich weiß wirklich nicht mehr, wer von uns Beiden der Verrücktere ist, du oder ich?"

Die Fürstin setzte ihre Lectüre fort und kümmerte sich nicht im Geringsten um die Aufregung ihres Gatten, der bereits aus Erfahrung wußte, daß kein irdisches Mittel seine Frau zum Sprechen bringen konnte, wenn sie nicht sprechen wollte. Er ging längere Zeit auf und ab und verließ sie endlich ohne weitere Bemerkungen.

„Ob er nicht wirklich einmal den Verstand verliert? Viel zu verlieren ist ohnedem nicht da," sagte die junge Fürstin für sich, sobald sich die Thüre hinter ihm schloß, einen Augenblick ihre Lectüre unterbrechend; dann aber lehnte sie sich noch bequemer in den Fauteuil zurück und las den Roman weiter.

Der Fürst kam um seine Versetzung ein und brachte seiner Gemalin die officielle Botschaft mit einem Gemisch von Furcht und Befriedigung.

„Ah!" sagte sie, „du bist ein gelungener Diplomat; um dich vom Platze zu drängen, braucht man nur einige Perlen und Diamanten am Boden herumkollern zu lassen."

„Liebes Kind," erwiderte der Fürst, diesmal mit unerschütterlicher Selbstbefriedigung, „lies die Geschichte; alle großen Männer hatten Marotten."

„Alle großen Männer!“ Die Fürstin lachte, dann sagte sie: „Bis hier die Saison vorüber ist, reisen wir; früher gehe ich nicht.“

Und früher ging sie nicht, ob auch der große Mann mit seiner Marotte Tage und Stunden zählte. Inzwischen gelangte die Geschichte zu Hofe und machte die Runde; man umdrängte die schöne Fürstin mehr denn je, und beim Scheiden reichte ihr die Kaiserin zur Erinnerung ein Armband, an welchem das Bild der Monarchin, in einem Rahmen von Perlen und Diamanten eingefaßt, angebracht war.

Fürstin Ida Löwenfeld wäre nicht das vollendete Weib gewesen, welches sie war, ohne auch die erste Pflicht einer Frau zu erfüllen, der Welt einen Sohn zu gebären. Der Himmel schenkte ihr einen Sohn; sie war stolz darauf, und noch viel stolzer als sie selbst war der Fürst. Ein Sohn, sein Ebenbild; ein Sohn, der ihm in Allem und Jedem glich; ein Sohn, der ihm vollkommen nachgerathen mußte; ein Erbe seines Namens, seines Majorats, seiner Diamanten. Der Fürst dankte seiner Gemalin tief ergriffen, so tief ergriffen, daß seine Zunge stotterte und seine Worte allen Zusammenhang verloren; er brauchte über eine Woche, bis er sich an sein Glück gewöhnte.

„Liebe Ida,“ sprach er, „ich habe dich vom ersten Tage an, da wir uns begegneten, bewundert, ich habe dich, ungeachtet du meine Zärtlichkeit anfangs kühl aufgenommen hast, auch geliebt; ich füge jetzt noch meine tief gefühlte, unbegrenzte Dankbarkeit als eine dritte Empfindung hinzu; du hast mich sehr stolz und glücklich gemacht, du hast mir einen Sohn gegeben; ich werde dafür sorgen, daß er, fortschreitend in seiner Erziehung, seinem Vater gleiche.“

Die Fürstin lag da, auf blauen, mit Spitzen überdeckten Atlaskissen gebettet, das fürstliche Wappen auf den Couvre-Pieds gestickt; ihre Züge waren blendend wie Alabaster; sie zog die feinen, schwarzen Brauen zusammen und sprach:

„Die Erziehung der Kinder, glaube ich, gehört mindestens in den ersten Jahren der Mutter zu.“

„Allerdings, in den ersten Jahren.“

„Auch ich bin stolz und glücklich über meinen Sohn,“ fuhr sie fort, „ich werde die Mühen und Sorgen seiner Pflege und Erziehung nicht scheuen, ich werde einen Mann aus ihm machen; du wirst am besten thun, dich nicht hinein zu mengen, bleibe bei deinen diplomatischen Geschäften. Mein Sohn soll unumschränkt in meinem Herzen herrschen, er ist und er bleibt mein einziger Liebling, mein einziger Sohn, mein einziges Kind!“

Der Fürst blickte etwas verblüfft auf seine Gemalin und fand die passende Antwort nicht sogleich. Endlich sagte er langsam und gedehnt: „Ein einziger Sohn? Es hat allerdings etwas für sich; auch habe ich schon eine Tochter.“

Die Fürstin schwieg und zupfte mit ihren weißen Fingern die vor ihr liegenden glänzenden Goldfäden.

„Was meinst du, des Namens wegen,“ begann der Fürst wieder nach kurzer Pause, „nennen wir den Knaben nach mir?“

„Bewahre,“ erwiderte die Fürstin rasch, „es gibt nichts Langweiligeres, als Vater und Sohn beim gleichen Namen nennen zu müssen.“

„Du hast wohl schon einen Namen für deinen Sohn erwählt?“ fragte abermals der Fürst.

„Das wird sich bis zur Taufe finden,“ erwiderte die

Fürstin, „ich bin jetzt schläfrig, laß' mich schlafen." — Sie schloß die Augen und ihr dankbarer Gatte schlich leise fort, um ihre Ruhe nicht zu stören.

Fürst Löwenfeld wollte durchaus nach Berlin und wurde auch dahin geschickt. Er verlebte dort glückliche Tage, da sowohl seine Frau, als seine Diamanten in unbestrittener Glorie herrschten. Er konnte es daher um so weniger verstehen, warum seine Gemalin, die anfangs großes Interesse für die nordische Hauptstadt zeigte, bald nachher von Tag zu Tag an schlechter Laune zunahm, so daß diese schlechte Laune sogar ihre Gesundheit anzugreifen schien.

„Wir haben Unglück," seufzte der arme Fürst, „in dem Maße, als mir das Klima in Petersburg schlecht anschlug, scheinst du das hiesige nicht vertragen zu können?"

Ida antwortete nicht; in letzterer Zeit antwortete sie noch seltener als sonst, der Fürst blickte besorgt nach ihr.

„Berlin, eine schöne, traurige Stadt," dachte die Fürstin, da sie von den Fenstern ihres Salons über die breite Straße blickte. „Ich sprach in früheren Jahren oft davon mit —" sie hielt inne und seufzte — „mit Carl von Schaffhausen. Wo weilt er, warum kommt er nicht? Er muß doch schon von meinem Aufenthalt in Berlin gehört haben? Wir sind ja Beide verheiratet, wir gehören einander nicht mehr an. Warum durstet meine Seele dennoch nach seinem Anblick, nach dem Klange seiner Stimme, nach dem Einfluß seiner hohen Intelligenz? — Wie albern und unbedeutend sind die Menschen im Allgemeinen!"

„Ida," unterbrach der Fürst ihren Gedankengang, „ich bitte dich, begleite mich heute Abend in's Ballet; es wird dich zerstreuen, es wird dir wohl thun. Ich gestehe auf-

richtig, ich empfinde eine ganz besondere Vorliebe für das Ballet, und eine besondere Anziehungskraft Berlins für mich ist das Ballet. Das Ballet hier ist prachtvoll, es ist weit vorzüglicher als das Wiener Ballet, obgleich auch in Wien das Ballet eine Force der Hofopernbühne ist. Die heitere Musik, der graziöse Tanz üben einen wirklich wohlthuenden Einfluß auf stark in Anspruch genommene Nerven wie die meinigen aus; das Ballet sollte gerade von ernsten Männern am höchsten geschätzt werden. Ich schätze es hoch; man ruht sich dabei aus an Leib und Seele, man erheitert sich nach allzu harter Arbeit. Ich versichere dich, wenn ich den ganzen Tag über vor meinen diplomatischen Acten sitze, mich mit Politik und Staatsklugheit beschäftige, wird mir das Ballet gegen Abend ein Bedürfniß, eine Lebensfrage, ich verdaue dabei meine Gedanken, um mich am andern Morgen wieder mit gleichem Eifer dem Staatswohle zu widmen."

„Und so weiter," ergänzte die Fürstin, welche von der langen Rede ihres Mannes nur den Schluß angehört hatte.

„Ich bitte dich, liebe Ida, begleite mich heute Abend in's Ballet; es wird auch auf dich denselben wohlthätigen Eindruck machen, ich stehe dir gut dafür."

„Ich werde dich begleiten," sagte die Fürstin in herablassendem Tone, „allerdings ruhen sich dabei die Gedanken aus."

Fürstin Ida träumte während der Vorstellung und nickte nur jedesmal leicht mit dem Kopfe, wenn ihr gegenüber sitzender Gatte über die hüpfenden Beine einer Tänzerin in Extase gerieth.

„Liebe Ida, betrachte doch die Tänzerin links, die Achte, genauer, ein schönes Mädchen, ein reizendes Mädchen,

wenn ich nicht verheiratet wäre, mit diesem Mädchen müßte ich Bekanntschaft machen."

„Genire dich nicht im Geringsten meinetwegen," meinte die Fürstin achselzuckend, „ich gönne dir diese interessante Bekanntschaft und will ihr durchaus nicht im Wege stehen."

Der Fürst vertiefte sich immer mehr in seine Tricotstudien; die Fürstin träumte weiter, und bei dem Klange der fröhlichen Musik erheiterte sich auch ihr Gemüth sichtlich; sie dachte:

„Er muß ja kommen, ob früher oder später, ich fühle es an dem Pochen meines Herzens, er hat mich nicht vergessen, ob uns auch Verhältnisse und Vorurtheile trennen, sein Herz blieb mir treu."

Und gegenüber in einer der Logen nahe der Bühne erschien plötzlich im dunklen Hintergrund eine Gestalt, hoch, kräftig, breit, stämmig, gebietend!

Die Fürstin griff nach ihrem Opernglas, aber die Hand, die es erheben wollte, erlahmte plötzlich und fiel kraftlos auf den Sammt der Brüstung zurück. Bühne und Logenreihe fingen an um sie zu wogen und zu tanzen, ein dunkler Schleier senkte sich vor ihren Augen nieder; sie fühlte, wie das Blut zu ihrem Herzen schoß, bis ihr endlich der Athem fehlte.

Der Fürst musterte mit erhobenem Glase die tanzenden Nymphen und wandte sich eben wieder an seine Gemalin, ihren Rath einzuholen, ob nicht rechts die Zwölfte ein noch schöneres Mädchen sei als links die Achte; aber auch ihm versagte es fast den Athem, als er auf seine todtbleiche Gemalin blickte.

„Ida, um Gottes willen was fehlt dir? Du bist krank,"

und diesmal selbstständig handelnd, in der doppelten Angst um das Befinden seiner Frau, wie über das Aufsehen, welche ihre Ohnmacht allgemein hervorrufen mußte, warf er hastig den Mantel um ihre Schultern und führte sie fast gewaltsam in einem Miethwagen nach Hause; dort angelangt, sank sie zugleich matt und erregt in ein Sopha zurück.

„Kehre zurück in's Ballet," sagte sie dann ungeduldig, „was machst du für Aufsehen mit den unbedeutendsten Dingen? Die Hitze im Theater verursachte mir einen momentanen Schwindel, er wäre vorübergegangen."

„Du täuschest dich, liebe Ida, ohne meine Geistesgegenwart und Energie wärest du sicher in Ohnmacht gefallen, die frische Luft half dir."

„Kehre zurück zu der Bewunderung deiner Tänzerinnen," bat die Fürstin fast flehend, „und laß' mich ruhen. Ich bedarf der Ruhe, mein Kopf schmerzt."

„Armes Kind!" flüsterte der Fürst, indem er einen Kuß auf ihre Stirne hauchte. „Ich bedauere, daß ich dich in's Theater lockte. Es ist doch nicht von Bedeutung?"

„Nicht doch," erwiderte die Fürstin, „ich versichere dich, ich brauche nur unbedingte Ruhe."

Der Fürst kehrte in's Theater zurück und entschied sich für die achte Choristin links; sie war doch nach reiflicher Ueberlegung unbestritten die Schönste, er entschloß sich auch die Bekanntschaft des Mädchens zu machen; seine Frau kümmerte sich ja nicht im Geringsten um dergleichen Bagatellen. Er bewunderte seine Frau, er schätzte sie hoch, er liebte sie auch, aber er mußte sich gestehen, daß ihre kalte Natur sich jeder wärmeren Empfindung verschloß; es

war eben ihre Natur. Sie hätte vielleicht ohne diesen Charakterzug die Fürstin nicht so vollkommen dargestellt; sie wäre vielleicht nicht so classisch schön gewesen; vollendet classische Schönheiten sind immer kalt; sie hätte vielleicht nicht so ausgezeichnet zu seinen Juwelen und Kronen gestimmt. Die Frau, die jene Kronen trug, mußte groß, stolz, schön und kalt sein, kalt und strahlend wie die Diamanten selbst. — Die Tochter des Fürsten Kleisten war seine Frau geworden, und er würde ihr stets alle Achtung und alle Rücksichten erweisen, aber für die Erheiterung des mit ernster Arbeit beschäftigten Diplomaten gehörte eine Balleteuse, ein fröhliches, unbedachtsames Mädchen, ganz ohne Etiquette, fast nothwendigerweise noch hinzu.

Die Fürstin ging in dem großen Gemache hastigen Schrittes auf und ab; sie wollte Ruhe erringen; sie konnte sie nicht finden; sie sank wieder zurück in die Kissen des Sophas; sie legte ihre ineinandergeschlungenen Hände auf ihre pochende Stirn.

„War's Wirklichkeit oder Traum, er selbst oder eine Hallucination meiner Sinne? Und wenn er's war, er selbst, sah er mich, wie ich ihn?"

Sie sprang von ihrem Sitze auf, ballte die Hände, preßte die Zähne aneinander und knirschte dazwischen in Zorn und Schmerz.

„Mein Mann, o, dieser Hanswurst eines Fürsten, eines Mannes, überall, wohin er sich wendet, ist er ungeschickt. Er schleppte mich fort, noch ehe ich wußte, ob mein Traum sich endlich nach langem Bangen und Harren in Wirklichkeit verwandeln wird!"

„Carl! Mein Geliebter aus schönen Mädchentagen du

warst es, ich täuschte mich nicht, wie hätte es mich sonst so tief ergriffen. Du bist mir nahe, du bist hier in dieser Stadt; es war der elektrische Strom deiner magnetischen Nähe, der mich so gewaltsam erfaßte. Ich werde dich wiedersehen, du wirst zu mir sprechen, ich werde wieder deinen Worten lauschen, dem hohen Flug deines stolzen Geistes folgen. O mein Geliebter!"

Die junge Fürstin sank auf die Knie nieder und verbarg ihr Gesicht in ihre Hände, wie um vor sich selbst die flammende Röthe zu verbergen, die plötzlich ihre sonst marmorweißen Wangen überflog.

Capitel VII.

„Liebe Ida,“ begann der Fürst am nächsten Morgen, „ich werde zu dem Festconcert, welches auf heute Abend bei dem Prinzen Friedrich Carl angesagt ist, absagen lassen.“

„Lieber Otto,“ erwiderte die Fürstin artig und bestimmt, „du kannst, was dich selbst betrifft, handeln wie du willst; meinethalben jedoch bemühe dich nicht, denn ich werde heute Abend bei dem Concert des Prinzen Friedrich Carl erscheinen.“

„Liebe Ida!“ rief der Fürst, „ich muß deiner erschütterten Gesundheit halber auf meinem Vorsatz beharren, und ich werde sogleich dem Obersthofmeister Seiner königlichen Hoheit schreiben und absagen.“

„Lieber Otto,“ sprach die Fürstin ohne die geringste Erregung, „schreibe dem Obersthofmeister, was du willst, du wirst dich jedoch damit blamiren, ein Fall, der dir sicher noch nie passirte, und es thäte mir nur leid, wenn ich die Ursache davon wäre, weshalb ich kategorisch nochmals erkläre, daß ich heute Abend bei dem Concert Seiner königlichen Hoheit zu erscheinen fest entschlossen bin.“

„Um von der Hitze belästigt, wie gestern Abends im Theater, mitten im Saale in Ohnmacht zu fallen,“ bemerkte der Fürst mißmuthig und erregt.

„Ich bin gestern Abends nicht in Ohnmacht gefallen und bedauere nur, dir aus dem Theater gefolgt zu sein,“ erwiderte die Fürstin mit unerschütterlicher Ruhe, „und ich werde auch heute Abend beim Concert nicht in Ohnmacht fallen.“

Fürst Otto entfernte sich; er ging, um sich an dem Anblick seines Sohnes zu trösten und die Herzlosigkeit, mit welcher seine Frau die Sorge um ihre Gesundheit lohnte, zu vergessen.

Die Fürstin wählte für den Abend nicht die prachtvollste ihrer Roben, aber sie sann ernstlich darüber nach, welche sie am besten kleidete.

„Als ich Carl von Schaffhausen zum ersten Mal erblickte, trug ich ein weißes Kleid mit weißen Spitzen, er sprach oft davon, ich werde auch heute in Weiß erscheinen, ohne Farben, aber statt der Blumenkränze von dazumal müssen funkelnde Diamanten meine Stirne krönen. Bei einem Hoffeste kann Herr von Schaffhausen nicht fehlen, noch weniger, wenn er nur en passant in Berlin ist; er bekleidet ja schon seit einigen Jahren einen officiellen Posten.“

Als Fürst Otto zur bestimmten Stunde in den Salon trat, um seine Gemalin zu dem Hofconcert abzuholen, blieb er an der Schwelle wie geblendet stehen. Das lange weiße Kleid von schimmernder Seide, die schweren Spitzen darauf, die blitzenden Diamanten in ihren schwarzen Haaren, an ihrer Brust, um ihren Hals, um ihre Arme, ihre hohe stattliche Gestalt,

ihr edles, regelmäßiges Gesicht vereinten sich zu einem wahrhaft bezaubernden Bilde.

„Ida!“ rief er in aufrichtiger Freude, „du bist immer schön, aber du bist heute Abend noch blendender schön, als sonst. Ich bin stolz, mit dir zum Hofconcert zu fahren, ich verzeihe dir deine Unfreundlichkeit von heute Morgen; denn ich besitze die schönste Frau und die schönsten Diamanten auf Erden und für dieses Glück, für diese Ehre muß man daneben kleine Unannehmlichkeiten in Geduld ertragen, nicht wahr, liebe Ida?“

Fürstin Ida zuckte mit den schönen Achseln und nahm ihren weißen Mantel über ihr weißes Kleid.

Fürstin Löwenfeld, die seit Jahren von Fest zu Fest fuhr, um sich dort allgemeine Huldigung zu holen, empfand unwillkürlich ein Gefühl der Beklommenheit, als sie an diesem Abend die hellerleuchteten Appartements betrat, in denen sich das Licht der vielen Kerzen im Glanze ihrer reichen Juwelen brach, sie vergaß diesmal, daß sich hunderte von Augen bewundernd an ihrer strahlenden Schönheit weideten, und es kümmerte sie auch nicht. Die Huldigung von Tausenden überwogen nicht den Blick, das Lächeln eines Einzelnen, vor dem sie an diesem Abend auftauchte, wie die Zauberkönigin aus einer Märchenwelt, die glücklichen, vergangenen Tage seiner stolzesten Jugendliebe zurückrufend.

Carl von Schaffhausen stand mitten in der hochadeligen Menge, welche die Säle des Prinzen füllte, seine hohe männliche Gestalt ragte über die Menge empor, sein Kopf blickte über sie hinweg, seine Augen hefteten sich auf die Erscheinung des wunderbar schönen Weibes, der er einst, an der Schwelle ihrer Jugend, zuerst von Liebe sprach. Sie war noch

schöner jetzt als dazumal, das reizend schöne Mädchen war zu einem entzückend schönen Weibe herangereift. Freude, Ueberraschung, Bewunderung, Glück malte sich auf seinen Zügen, in seinen Augen. Jahre waren seit ihrer Trennung dahingegangen, doch beide hatten im ersten Augenblick des Wiedersehens bereits darauf vergessen; sie standen sich wieder gegenüber, gerade so wie vor Jahren, im Getümmel der großen Welt, im Glanz der hellerleuchteten Räume, unter dem Banne der rauschenden Musik und den Empfindungen ihrer eigenen Herzen.

Während des langen Concerts saßen sie einander gegenüber, die Aufmerksamkeit auch nicht eine Minute lang von einander gewendet; in dieser Stunde hätte die gefeierte Fürstin, hätte der ehrgeizige Diplomat den lebenslänglichen Erfolg für dieses Glück des unerwarteten Wiedersehens freudig hingeopfert.

Und als endlich all die Lieder abgesungen waren und die Töne verklungen und der Beifall verrauscht, da schritt der Mann durch die Menge, die sie trennte, rasch zu der umworbenen Fürstin hin; sie hatten Zeit gehabt sich zu sammeln, sie kam ihm entgegen, sie streckte die Hand aus und er nahm sie in die seine.

„Fürstin Ida, es sind fünf Jahre, seitdem wir von einander Abschied nahmen.“

„Fünf Jahre,“ flüsterte sie halblaut, nur für ihn verständlich, da er an ihrer Seite stand, so nahe, daß ihn ihr Kleid streifte, „sie schienen endlos lang in ihrem Verlaufe, sie scheinen jetzt, da wir wieder zusammentreffen, wie im Flug zerronnen.“

„Nicht für mich,“ sagte er, „denn es war ein mühsames Arbeiten nach einem noch fernen Ziele und heute

Abend dünkt es mir, als wäre jenes Ziel ein Wahn — ein Wahn, den Ihre Gegenwart vernichtet."

Sie standen minutenlang schweigsam neben einander, dann neigte er sich noch näher zu ihr hin (die sie umwogende Menge erlaubte es wohl) und sagte:

„Wenn es überhaupt möglich, dann, Fürstin, sind Sie noch schöner als damals."

„Unter dem Schmucke meiner Diamanten," erwiderte sie halb traurig lächelnd.

„Der Familienschmuck des Fürsten Löwenfeld," sprach er sinnend, „meine Frau besitzt nichts dergleichen."

„Haben Sie Kinder, Herr von Schaffhausen?" fragte die Fürstin, sich unwillkürlich zurückziehend.

„Ja wohl," erwiderte dieser lachend, „ich bin Gatte und Familienvater."

„Auch ich habe einen Sohn," sagte Ida kalt, „meine einzige Freude, meine einzige Liebe."

„Das gilt nicht auch zugleich für die Vergangenheit, Fürstin," sagte Herr von Schaffhausen zärtlich lächelnd, „Ihr Sohn ist wohl noch in den Wickelbändern?"

Er reichte ihr den Arm und sie nahm ihn an, dann führte er sie langsam, sehr langsam, Schritt um Schritt und stets wieder innehaltend durch den langen Saal, durch die nun im größten Animo schwatzende Menge. Von Zeit zu Zeit neigte er sich zu ihr hinab, um diese oder jene bedeutungslose Bemerkung zu machen über diese oder jene Persönlichkeit, über die erhöhte Temperatur des Saales, über die gute Stadt Berlin; kaum daß die Fürstin antwortete; sie nickte mit dem Kopfe, oder sie blickte

auf und es war, als ob ein Funke aus ihrem dunklen Auge sprühte, oder ein leises Lächeln ihre feinen Lippen spaltete.

Und doch hätten sie Beide die Länge des Weges von der erhöhten Bühne, worauf die Sänger sich ausgezeichnet hatten, bis zu der Thüre, welche sich in das Vorzimmer öffnete (dazwischen lagen vier geräumige Säle), in's Unendliche verlängern wollen, und die Minuten, die sie dazu brauchten, den kurzen Weg zurückzulegen, in Stunden, Tage, Jahre, ja zur Ewigkeit umwandeln mögen; je näher sie zu der bezeichneten Thüre kamen, desto fester schmiegte sich der weiße Arm der Fürstin an die goldgestickte Uniform des Diplomaten.

Dann als sie langsam und zögernd ihren Arm zurückzog, öffnete sich die Schließe eines unter Diamanten und Perlen befindlichen unscheinbaren, schmalen Goldreifes, das Armband fiel in die Hand, welche Herr von Schaffhausen schützend darunter hielt, und er sagte sehr leise:

„Ist die Schließe gesprungen unter dem Drucke meines Armes und darf ich sie wieder befestigen, besser, sicherer als zuvor?"

Die Fürstin reichte ihren Arm hin, er legte das Armband langsam, bedächtig um den runden Arm und schloß die Schließe lächelnd.

„Ich wette, jetzt hält sie fest und Niemand kann sie wieder öffnen, nicht einmal ich selbst."

„Ich danke," flüsterte die Fürstin und eine rasche, flüchtige Röthe flog über ihr Gesicht.

Als der Lakai die schwere Draperie der Thüre vor ihnen hob, schritt Fürst Löwenfeld gerade aus auf sie zu; er nahm sein Binocle in's Auge und musterte die martiale

Gestalt des Herrn von Schaffhausen, dem er kaum bis an die Schultern langte. Aber ungeachtet seiner kleinen Statur und seiner Monomanien mußten selbst die Gegner des Fürsten, welche ihn zum Beispiel nicht ausreichend fanden für seine diplomatische Mission, einstimmig zugeben, daß er die ihm angebornen Alluren des großen Herrn zur Geltung zu bringen wußte. Herr von Schaffhausen zweifelte auch keinen Augenblick, daß er vor dem Gatten Fürstin Ida's stand; er ertrug den impertinenten Blick des Fürsten mit großer Ruhe und nahm den Mantel der Fürstin aus der Hand des Lakaien, um sie selbst zu bedienen; erst dann sagte er gemessen:

„Ich bitte um die Ehre, mich Seiner Durchlaucht vorzustellen.“

„Herr von Schaffhausen,“ sprach die Fürstin.

„Ein College, ich freue mich Sie zu begegnen, ich höre Ihren Namen nicht zum erstenMal.“

Beide Herren verneigten sich sehr steif.

„Ich bin ein eifriger Bewunderer Ihrer Diamanten und Ihrer Gemalin, Durchlaucht,“ meinte Herr von Schaffhausen etwas ironisch, „Sie können mit Stolz behaupten, sowohl die schönsten Diamanten als die schönste Frau, ich sage in Europa, zu besitzen.“

„Sie sind sehr freundlich,“ erwiderte der Fürst mit stolzer Arroganz, „meinen Schätzen Anerkennung zu zollen. Ida,“ rief er dann, sich an seine Gemalin wendend, „unser Wagen fährt vor.“ Er lüftete leise seinen Hut im Gehen und drängte seine Frau vorwärts.

Der Wagen rollte unter das Portal. Der Fürst warf sich in die eine Ecke des Wagens und bemerkte:

„Ich bedauere, liebe Ida, dein Benehmen tadeln zu müssen; zu meiner und deiner Ehre sei es gesagt, es geschieht selten, es ist auch nur selten nothwendig. Ich finde es vollkommen unpassend, wenn ein Herr von Schaffhausen, sei er auch Diplomat, dir, der Fürstin Löwenfeld, gebornen Fürstin Kleisten, ein herabfallendes Armband selbst, ich sage selbst, mit eigenen Händen an deinen Arm befestigt, es ist mir unbegreiflich, wie du es hast dulden können!“

Die Fürstin antwortete nicht sogleich und die im Wagen herrschende Finsterniß deckte ihre Verlegenheit, sie gab sich selber Zeit, sich davon zu erholen und sagte erst dann mit zurückgewonnener Sicherheit:

„Lieber Otto, ein für allemal versichere ich dich hiemit, daß ich vollkommen gut weiß, was für mich passend ist oder nicht, was sich für die Fürstin Löwenfeld schickt oder nicht schickt; denn ich bin nicht durch dich zur Fürstin erhoben worden, sondern ebensogut die Tochter des Fürsten Kleisten, als deine Gemalin, und ich kann hinzufügen, daß man auf meine Erziehung keine Mühe sparte und daß ich bereits erzogen und ausgebildet in deinen Besitz kam. Wenn mein Vater, der erste Fürst im Lande, nichts an mir zu tadeln fand, so kannst auch du fernerhin deinen Tadel sparen.“

Der Fürst fühlte sich nicht ganz behaglich, er hatte sich in die Wagenecke zurückgelehnt und schwieg, was nicht oft der Fall war. Seine Frau fuhr fort:

„Wenn ich Herrn von Schaffhausen erlaubte, das Armband um meinen Arm zu schließen — und das selbst mit eigenen Händen, wie du sagst — so geschah es deßhalb, weil wir alte

Bekannte sind. Carl von Schaffhausen brachte vor mehreren Jahren einige Zeit in Wien zu und wurde dort bald der Liebling meines Vaters, der ihn gerne überall einführte; ich aber liebe meinen Vater; ich werde die Leute, die mein guter Vater bevorzugt, selbst auch stets bevorzugen, in der Ueberzeugung, daß die Bevorzugung meines Vaters nur Würdigen gilt; es hat mich ganz besonders gefreut, Herrn von Schaffhausen heute Abend wieder zu sehen."

Kaum jemals seit ihrer Vermälung hatte Fürstin Ida zu ihrem Manne so viel nacheinander gesprochen; er konnte daran bemessen, wie tief verletzt sie sich fühlte, und aufrichtig gestanden, er dankte dem Himmel, daß sie bereits unter dem Hausthore ihres eigenen Hotels einfuhren und das Gespräch damit ein Ende nahm; aber zu des Fürsten Erstaunen und Erleichterung dauerte der Groll seiner Gemalin nicht länger als ihre Rüge, im Gegentheil, sie kam ihm am anderen Tage sogar freundlicher entgegen als sonst und ersuchte ihn, sie in die Oper zu begleiten, da sie sich vollkommen wohl fühle; er stellte sich bereitwilligst ihr zur Verfügung.

Als er ihr gegenüber saß, bemerkte er unwillkürlich, daß die Schönheit seiner Frau seit vierundzwanzig Stunden wo möglich noch zugenommen und ihr ermüdetes Wesen, welches ihm in letzterer Zeit oft Sorge einflößte, sich plötzlich in blühendes Wohlbefinden umgewandelt hatte. Die Schönheit seiner Frau übte seit dem ersten Tage ihrer Begegnung auf Ringelsheim einen mächtigen Einfluß auf ihn, und er vergaß in neuerwachter Bewunderung zeitweilig auf alle mehr oder minder reizenden Theaterdamen.

Die frohe Laune des Fürsten trübte sich einigermaßen, als im

Verlaufe des zweiten Actes Herr von Schaffhausen, der bis jetzt in einer Loge vis-à-vis andächtig der Musik zugehört hatte, die Thüre öffnete und mit einer leichten Verbeugung gegen den Fürsten und mit einer, wie diesem schien, sehr unpassenden Vertraulichkeit neben seiner Frau Platz nahm und mit ihr zu plaudern begann.

„Fürstin, wenn Sie wüßten, wie oft, wie unendlich oft ich mich im Verlaufe der Jahre an den Marsch aus der „Zauberflöte" erinnerte, den Sie mir damals zum Abschied vorspielten, und bei dem Sie mir, wenn Sie sich gnädigst daran erinnern wollen, prophezeiten, ich wäre der Mann, eine glänzende Carriere zu machen; die classischen Töne Mozart's und Ihre eigene künstlerische Auffassung vereinten sich, mir dieses Musikstück für immer in's Gedächtniß einzuprägen. — Was aber Ihre freundliche Prophezeiung betrifft, so sehe ich an der Laufbahn, die ich eingeschlagen habe, bis jetzt auch nicht den geringsten Glanzschimmer, nicht einmal noch aus der Ferne, blicken."

„Unausstehlicher Schwätzer," dachte der Fürst, indem er ihm den Rücken wandte und mit seinem Opernglas nach der Bühne schaute; er überhörte dabei die in halbleisem Tone gesprochene Antwort seiner Gemalin.

„Ich spielte damals auf Ihren Wunsch auch noch die Mondschein-Sonate von Beethoven, aus deren weichen Tönen andere Empfindungen in das Gemüth klingen, als die ehrgeizigen Wünsche nach Ruhm und Macht."

„Gefühle, welche der Zauber Ihres Spieles, Fürstin, erweckte, und mit den letzten Tönen des Liedes verklungen, seitdem verstummt blieben."

„Für immer?" fragte die Fürstin.

„Nein, bis dieselben Töne sie wieder erwecken.“

„Dann müssen Sie mich einmal besuchen und ich werde Ihnen noch einmal die Mondschein-Sonate von Beethoven vorspielen, aber nur die Mondschein-Sonate! Was an Ruhm und Macht erinnert...“

Herr von Schaffhausen unterbrach sie: „Das reizt Sie nicht mehr, seitdem Sie Alles erreicht haben, was Ruhm und Macht einer Frau spenden können.“

„Wie langweilig,“ dachte der Fürst.

„Und Sie, Herr von Schaffhausen,“ fragte abermals die Fürstin, „sind Sie mit der Göttin zufrieden, der Sie dienen?“

„Welcher Göttin?“ rief er erstaunt.

„Ich sah unlängst ein Bild davon; sie steht da, jung, schön, traurig, ein Diadem auf dem Haupte, mit Ketten an den Händen; sie heißt...“

„Germania!“ sagten Beide zugleich.

„Germania!“ wiederholte der Fürst, sich rasch von der Bühne wegwendend.

„Das ist nichts für dich, lieber Otto,“ sagte seine Frau, „du liebst nach des Tages Mühen heitere Zerstreuung, keine angekettete Göttin, sondern die Tänzerin Nr. 8 links, ein fröhliches Mädchen, nicht wahr? — Sehen Sie doch, Herr von Schaffhausen Nr. 8, links!“

„Wenn er doch zum Teufel ginge dieser Heide mit seinem Götzendienst,“ dachte der Fürst; er lachte etwas gezwungen und sagte: „Ich widerrufe nicht meine Bemerkung über Nr. 8 links, gewiß, ein reizendes Mädchen!“

„Sie finden, Durchlaucht?“ sagte Herr von Schaffhausen;

„mir gefällt sie nicht, sie ist zu rund, zu frisch und zu klein, sie ist nicht nach meinem Geschmack."

„Sie ist nicht das Bild einer Germania!"

„O nein, dieser Bajadere wird man niemals Ketten anlegen, wie ungezogen sie auch wäre."

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet," sagte die Fürstin.

„Welche, meine gnädigste Fürstin?"

„Sind Sie mit der Göttin zufrieden, der Sie dienen?"

„Nein," erwiderte Herr von Schaffhausen bestimmt, „denn ich kann ihr noch immer nicht die Ketten abnehmen."

„Ihr Eifer muß noch dulden."

„Meine Geduld muß sich im Warten üben. Ja wohl, gnädigste Fürstin, ich warte."

„Desto besser, denn einstweilen haben vielleicht auch Sterbliche Anspruch auf Ihr Interesse."

„Ich sehe wirklich nicht ein, liebe Ida, warum du dich auch noch in der Oper bemühst, verblümte Politik zu sprechen," bemerkte der Fürst.

Fürstin Ida biß sich in die Lippen und der flüchtige Blick, den sie nach ihrem Gatten wandte, bezeugte sehr deutlichen Widerwillen; sie war es nicht gewöhnt ihm das letzte Wort zu lassen, und diesmal fiel ihr nicht wie sonst eine spitze Antwort ein.

Herr von Schaffhausen musterte den Fürsten lächelnd und sagte dann: „Wir Diplomaten, wir beschäftigen uns allerdings mehr als zu viel mit Politik und wüßte man mindestens, was mit ihr anzufangen sei; aber gewöhnlich steckt für uns Eingeweihte gar nichts dahinter; ein Durcheinander von Hof- und Bureau-Gespinnsten und wenn sich einer unserer

Weisen plötzlich einbildet, dieses Gespinnst zu einem Strick zusammendrehen zu wollen, an welchem er sich halten könnte, kommt der Sturm gerade von der entgegengesetzten Seite angeblasen! Nicht wahr, Durchlaucht?"

„Einbildung ist in jeder Gestalt lächerlich," sagte der Fürst, ohne genauer darüber nachzudenken. Es war ihm an diesem Abend beschieden, das letzte Wort zu behalten und seine überlegenen Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Herr von Schaffhausen erhob sich, er reichte der jungen Frau, deren zärtlicher Blick unverhohlen auf ihm ruhte, die Hand und verneigte sich vor ihrem Mann, der ihm die Hand nicht reichte, aber mit vornehmer Artigkeit, als der Herr der Loge, seinem Gast die Thüre selbst öffnete.

Capitel VIII.

„Au risque," begann der Fürst eines Tages im Salon seiner Gemalin, „au risque, nochmals deinen Groll zu erwecken, muß ich, liebe Ida, aufrichtig gestehen, daß mir dein Protegé, Herr von Schaffhausen, positiv nicht gefällt."

„Und weßhalb?" fragte die Fürstin mit gleichgiltigem Tone.

„Ich finde ihn im Allgemeinen übermäßig arrogant und speciell uns gegenüber, sowohl dir, wie mir. Selbst wenn er auch wirklich einmal ein Günstling deines Vaters war, ist seine Vertraulichkeit uns gegenüber unpassend."

„Er ist doch dein College, ebenfalls Gesandter," bemerkte die Fürstin. — Es hätte ihrem Mann auffallen können, daß er immer Antwort erhielt, wenn es sich um Carl von Schaffhausen handelte, und daß er seit dem Erscheinen dieser Persönlichkeit in Berlin ein Gesprächsthema aufgefunden hatte, welches von einem Tag zum andern seine Fortsetzung fand.

„Er ist Gesandter allerdings," erwiderte er eifrig, „ich spreche es ihm nicht ab und ich behandle ihn auch danach; ich begegne ihm mit der Artigkeit, die man seinen Collegen schuldig ist; aber dessenungeachtet bleibt der Abstand zwischen

einem Herrn von Schaffhausen und einem Fürsten Löwenfeld doch immer ein sehr großer."

„Sobald Ihr Beide eure Stellung aufgebt, so stehst du hoch oben, das leugne ich nicht; einstweilen aber seid Ihr beide Diplomaten, und ich bezeichne es als eine Pflicht aller Mitglieder des diplomatischen Corps, fest und ehrlich zu einander zu halten."

„Ganz richtig, wir müssen zu einander halten, aber würdest du nicht auch staunen, wenn plötzlich Frau von Schaffhausen sich mit dir so ganz auf dasselbe Niveau stellte?"

„Hm, das weiß ich nicht," antwortete Fürstin Ida, welche eine Vertraulichkeit mit Frau von Schaffhausen durchaus nicht wünschte, „übrigens unter Damen ist die Sache auch wieder eine ganz andere."

„Siehst du," rief der Fürst triumphirend, „schöne Theorien bewähren sich nicht immer in der Praxis!"

„Uebrigens," sagte rasch die junge Fürstin, „macht Carl von Schaffhausen überhaupt eine Ausnahme."

„Und weßhalb?" rief der Fürst erstaunt.

„Wegen seiner bedeutenden Persönlichkeit," sagte die Fürstin sehr bestimmt.

„Du hältst ihn für eine bedeutende Persönlichkeit? Ich nicht," meinte der Fürst ebenso bestimmt.

„Du nicht? Dann, lieber Otto, bist du in der That aus persönlichen Vorurtheilen sehr gegen ihn eingenommen."

„Bah!" begann der Fürst mit zur Schau getragener Selbstbefriedigung, „ich kenne diese Leute." Zurückgelehnt in seinen Fauteuil, sich in die Brust werfend, während er ein Zeitungsblatt auf- und abrollte, wiederholte er noch

einmal: „Ich kenne diese Leute. Bah! Ich versichere dich, dergleichen Diplomaten gibt es die Hülle und Fülle. Du wirst dich späterhin selbst davon überzeugen, du bist noch zu neu in der Carrière; sie glauben damit zu imponiren, daß sie geheimnißvoll oder unverständlich sprechen, sie verstehen sich meistens selbst nicht, es steckt auch gar nichts dahinter. Ich verstehe Herrn von Schaffhausen gewöhnlich nicht, wenn er spricht, ich gebe mir aber auch keine Mühe ihn zu verstehen, da ich fest überzeugt bin, daß es nicht der Mühe werth ist."

„Sonderbar," lächelte die Fürstin, „ich verstehe Herrn von Schaffhausen immer, wenn er spricht, und ich bleibe bei meiner Behauptung, wir haben in ihm einen großen Mann vor uns, der im Anfange seiner Carrière steht."

„Ja, so seid Ihr Frauen," lachte der Fürst, das auseinandergerollte Zeitungsblatt als Fahne schwenkend. „Man muß sich nur ein Air geben, um euch zu imponiren; in einer Beziehung indessen wirst du Recht behalten, liebe Ida, was Zollmaß anbetrifft, wird er immer groß vor uns stehen." Der Fürst lachte zufrieden über seinen köstlichen Einfall.

Fürst Otto Löwenfeld gehörte zu jenen Leuten, die man nicht schnell und sehr ungleich zu beurtheilten pflegt. Die Einen fanden ihn lächerlich bornirt, während die Andern mit Ueberzeugung behaupteten, er habe mehr Verstand, als er zeige. Fürst Otto Löwenfeld war weniger bornirt, als voll von Vorurtheilen, vor Allem namenlos eitel und dadurch unfähig, richtig zu urtheilen, da er Alles um sich, Menschen, Dinge und Verhältnisse nur in dem Maße beurtheilte, als sie sich auf sein angebetetes Ich bezogen; jeder Schmeichelei zugäng-

lich und unversöhnlich nach der geringsten Beleidigung, auch dort, wo man niemals beabsichtigte, ihn zu verletzen, immer au qui vive, ob man ihm auch Anerkennung zollte, und im letzteren Falle oft mit dem Maße des Lobes unzufrieden. Er hatte, vielleicht aus Eitelkeit, mehr gelernt als andere Fürsten seiner Zeit, aber auch das Erlernte sollte nur zur Folie seiner eigenen Größe dienen und klärte ihn nicht auf; er nahm sich gerne des Schwachen an und hörte sehr gerne seine Wohlthätigkeit preisen; er haßte dafür Alles, was über ihm stand, er haßte das Große und Edle, weil er es nicht erreichen konnte; das auf Erden verbreitetste und unedelste Laster, der Neid, erfüllte sein Gemüth, wie egoistische Eitelkeit seinen Charakter stempelte, zwei Eigenschaften, die dann meistens eine dritte im Bunde haben, nämlich moralische Schwäche. Sein Betragen als Fürst und Diplomat konnte als tadellos gelten; er bestrebte sich eifrig, darin nie zu fehlen, seine Conversation im Salon hatte sich durch lange Uebung sogar eine gewisse Geschicklichkeit angeeignet; er wußte immer etwas zu sagen und meistens das Rechte.

Für tiefere Empfindung und höhere Gedanken blieb er vollkommen unempfindlich, er schob sie von sich mit der aufrichtigen Ueberzeugung ihrer Albernheit. In der Politik befolgte er den Weg, den er von Anfang an eingeschlagen hatte; der Weg mußte unbedingt der rechte sein, eben weil er der seinige war; er blieb darin seinen Grundsätzen treu von Anfang bis zu Ende, des Wankelmuthes konnte man ihn darin nicht anklagen; gegen Schwärmereien, oder richtiger gesagt gegen das, was er Schwärmerei nannte, zeigte er großen Widerwillen, für seine eigenen Vorurtheile wäre er im Stande gewesen, Opfer zu bringen. Er hatte sich in Ida's strahlende Schönheit verliebt und

das Gefühl hielt noch an, dieses Gefühl und der Glanz, der ihrer Erscheinung den Namen gab und seiner Eitelkeit im höchsten Grade schmeichelhaft war, ließ ihn seiner Frau gegenüber noch nicht zur Erkenntniß kommen; ihre Kälte, ihre ironische Geringschätzung seiner Bemühungen, ihr nach Gefallen zu handeln, galten in seinen Augen als Launen der schönen, von Kindheit an verwöhnten Tochter des Fürsten Kleisten. Daß in der Brust dieser Frau jemals eine andere Neigung erwachen konnte, als für ihren legitimen Gatten, den Fürsten Otto Löwenfeld, fiel ihm niemals ein, es war so unmöglich, daß nicht einmal der leiseste Verdacht in ihm erwachen konnte. Er fürchtete nur Eines, sie würde sich mit der Zeit, wie alle ehrgeizigen Frauen, zu viel der Politik zuwenden und die Politik, nach seiner Beurtheilung, war kein Terrain für Frauen, seine Beurtheilung aber war unfehlbar. Die Ueberlegenheit, die sie in jeder Beziehung ihm gegenüber besaß, empfand er noch lange nicht, und zwar darum nicht, weil er sie an und für sich, wie alle Männer seiner Art, bei einer Frau nicht gelten ließ; er ärgerte sich, wenn er auf ihre spitzen Bemerkungen keine Antwort fand, aber es fiel ihm niemals ein, daß sie die Klügere sei; ungeachtet seiner Bewunderung für ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Grazie und Würde gehörte Fürstin Ida doch auch nur mit seinen Diamanten zu dem Glanze seines Hauses.

Auch Fürstin Ida, ungeachtet ihrer moralischen und geistigen Ueberlegenheit, unterschätzte ihren Gemal im Allgemeinen; seine Vorurtheile, seine Eitelkeit, seine Eigenthümlichkeit, seine Selbstüberschätzung nahmen in ihren Augen, da sie dieselben fortwährend in den mannigfaltigsten Variationen vor sich hatte, die Proportionen der

unzurechnungsfähigen Narrheit an; er wurde immer mehr für sie der Inhaber von Rang und Reichthum, den sie in Ermanglung aller persönlichen Verdienste, so viel als möglich auszubeuten sich beinahe verpflichtet fühlte. Gewöhnlich ging es gut, ging es sogar leicht, Seine Durchlaucht gehorchten, und daß er dabei über ihre Launen klagte, incommodirte sie nicht im geringsten; doch gab es Momente, wo sie plötzlich Ketten an sich fühlte, an denen sie nicht zu rütteln wagte, dann grinste sie ernstlich die schlummernde Narrheit an und sie gestand sich's selber nicht ein, wie sehr sie davor erschreckte; in diesen einzelnen Momenten mußte sie dann gehorchen und sie lohnte es dem Manne, der sich ihr Gatte nannte, mit einem immer tiefer in ihr Gemüth einwurzelnden Widerwillen.

Fürstin Ida fühlte instinctmäßig, daß die schlummernde, böswillige Narrheit ihres Mannes Carl von Schaffhausen gegenüber sehr leicht zur Geltung kommen könnte und daher ihre ungewöhnliche Liebenswürdigkeit. Sobald dieser Name genannt wurde, wenn sie sich schon herbeiließ, dieses Gesprächsthema zu acceptiren, was ihrem Gefühle stets widerstrebte, nahm sie ihm den gefährlichen Stachel, indem sie ihrem Manne gestattete, seine positive Ansicht, ihrer Meinung nach seine positiv dumme Ansicht, offen auszusprechen. Auf diese Weise entwaffnete sie den Groll gegen eine Superiorität, die er bereits mit Neid empfand, aber um keinen Preis anerkennen wollte. Nachdem Fürst Otto noch eine Weile das Zeitungsblatt mit Energie hin und her schwenkte, erinnerte ihn seine Gemalin, daß er versprochen hatte, sich um 3 Uhr Nachmittags zu einer Besprechung in der französischen Gesandtschaft einzufinden.

Er sprang auf, küßte seiner schönen Frau mit einer galanten Verbeugung die Hand und entfernte sich rasch, in bester Laune.

Fürstin Ida sah ihm nach, wie sie es oft that, wenn sich die Thüre hinter ihm schloß, und über ihr regelmäßiges Gesicht legte sich fast ein Ausdruck von Trauer. „An diesen Mann bin ich lebenslänglich gebunden," so dachte sie, „lebenslänglich, welche Plage! Wir sind erst drei Jahre verheiratet, und es scheint mir schon so lange und trotzdem, daß es so lange scheint, habe ich mich noch immer nicht daran gewöhnt."

Der Diener brachte einen Brief auf silberner Tasse, sie öffnete den Brief und lächelte.

„Siehe da, unsere gute fröhliche Tante Clara, sie ist von meinem Glücke überzeugt, freut sich über meine Triumphe und frägt nach meinem kleinen Sohn."

Fürstin Ida drehte den Brief in ihren Fingern herum. „Wenn sie erfährt, daß ich Carl von Schaffhausen wiedersah? Welches Interesse für ihre theilnehmende Seele!"

Die junge Fürstin stützte ihren Kopf in die Hand und versank in Gedanken; die Worte ihrer theilnehmenden Freundin kamen ihr in's Gedächtniß, undeutlich, aber desto verlockender.

„Ihr könnt euch ja wieder begegnen und dann wer weiß? Heirate früher, mein Kind — verheiratet geht Alles viel leichter, verheiratet sieht Alles ganz anders aus!"

Die Fürstin blickte nach der Uhr ihr gegenüber am Kamin. „Ein Viertel auf vier Uhr," sagte sie lächelnd, „er kommt zwischen drei und halb vier Uhr."

Die Glocke beim Portier that einen lauten Schlag, das Herz der Fürstin pochte, wie ihr dünkte, fast eben so laut; die Lakaien drehten die Angeln der Thüre im Salon — dann hob sich die Damastportière ihres Boudoirs und Carl von Schaffhausen stand vor ihr.

Sie sprachen kein Wort — lange nicht — er hob ihre Hand an seine Lippen und behielt sie dann in der seinen; da sie sich langsam auf ihren niedern Sitz zurückgleiten ließ, zog sie ihn unwillkürlich mit sich und zu sich herab, er setzte sich auf den zweiten ebenso niederen Fauteuil, ihre Hand noch immer in der seinen haltend. Endlich ließ er die Hand fallen und sagte sich tief verneigend: „Fürstin Löwenfeld!"

Die Fürstin erwiderte: „Fürst Löwenfeld hat es für passend gefunden, mich mit der Ehre seines Namens und dem Glanze seiner Diamanten zu beglücken."

„Ist das Glück im Gleichgewicht mit dem Caliber des Namens und der Juwelen?"

„Von Gleichgewicht kann nicht die Rede sein, ich habe das Eine genommen, weil ich dem Andern entsagte."

Herr von Schaffhausen nahm die Hand, die er hatte fallen lassen, wieder in die seine und sagte:

„Es sind fünf Jahre her, seitdem wir von einander schieden; fünf Jahre, ich kann mit gutem Gewissen sagen, ich habe hart gearbeitet und ich habe nichts erreicht — noch immer nichts! — Die Welt will mir nicht gehorchen, und doch fühle ich, daß ich ihr Meister werden kann, daß ich ihr Meister werden muß."

„Arbeiten Sie noch weitere fünf Jahre," sagte die Fürstin.

„Und Sie, meine gnädigste Fürstin, was haben Sie im Verlaufe dieser Jahre gethan?“

„Was ich gethan habe? Ich habe das Leben in Geduld ertragen und Alles, was Andere in heißer Sehnsucht begehren, hat mir keine Befriedigung gewährt, — ein Leben, das so glänzend scheint — und so interesselos verlauft, ungeachtet seines Glanzes.“

Herr von Schaffhausen legte seinen Arm über die Lehne ihres Fauteuils, indem er näher rückte, und da sich die Fürstin ihm zuwandte, sank ihr Kopf unwillkürlich auf seinen Arm; sie zog seine andere Hand in die beiden ihren und blickte ihn minutenlang mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an; dann senkte sie erröthend die Augen zu Boden, aber ohne ihre Stellung zu verändern; sie sprachen wieder lange kein Wort; er blickte unverwandt in ihr idealschönes Gesicht.

Minute um Minute rollte dahin; es war als dürfe keines den Zauber stören, der sie umfangen hielt; der ehrgeizige Diplomat, die gefeierte Fürstin fühlten Beide, daß aller Ruhm dieser Erde ihnen keine einzige jener Minuten süßen Beisammenseins ersetzen konnte.

Durch die halb herabgelassenen Blenden spielte die matte Wintersonne auf den Blumen des Teppichs; in immer längeren Spiralen endlich erweckte ein Sonnenstrahl mit muthwilligem Flimmern das träumende Paar.

Carl von Schaffhausen sagte mit weicher, halblauter Stimme: „Zur Erinnerung an schöne Tage verflossener Zeit, an goldene Träume jugendlicher Schwärmerei, welche inmitten harter Arbeit und inmitten hohler Weltcabalen wie eine Perle im Meeresgrund, wie ein Stern unter

schweren Wolkenschichten, wie eine Blume auf kahler Höhe wie eine Reliquie in des müden Pilgers Hand die Seele erhebt, das Herz erwärmt —" er hielt inne, dann sagte er rasch: „Spielen Sie die Mondschein-Sonate von Beethoven, Sie haben es mir versprochen."

Der Fürstin Blicke ruhten, während er sprach, auf ihm mit inniger Rührung; sie trank mit wonnevoller Lust jedes seiner Worte wie aus einem berauschenden Becher; dann stand sie auf und setzte sich seinem Wunsche gemäß an's Clavier; ihre Finger glitten mit oftgepriesener Kunstfertigkeit über die Tasten des Instrumentes hin, welches durch das tiefinnige Gefühl der Composition und des Spieles vergeistigt schien.

Herr von Schaffhausen hatte einen Fauteuil nähergerollt und lauschte.

„Ich liebe die Musik," rief er, „man pflegt sie in meiner Umgebung, aber Niemand spielt so schön wie Sie; die Töne, die Sie dem Claviere entlocken, sie scheinen aus dem Himmel selbst zu stammen, dem Himmel, den Sie auf Erden herabzaubern könnten, wenn Sie wollten."

Die Fürstin spielte weiter, ohne zu antworten; sie spielte die Sonate bis zu Ende.

Als die letzten Töne verklangen, lehnte sie ihren Kopf auf ihre ineinandergeschlungenen Hände, um die Thränen zu verbergen, die ihren Blick umflorten.

Carl von Schaffhausen aber wand seinen starken Arm um ihre hohe, schlanke Gestalt und drückte sie leise an sich.

„Meine theure, angebetete Ida, herrlichstes Weib auf Erden, o wärst du mein, ich würde dir die Welt geknebelt zu Füßen werfen!"

Sie entwand sich langsam seiner Umarmung, schritt durch das Gemach und lehnte sich an den kalten Marmor des Kamins, ihr Gesicht wieder in ihre Hände verbergend.

Er folgte ihr und zog fast gewaltsam ihre Hände herab.

„Warum weinen Sie?"

„Weil ich unglücklich bin," flüsterte sie.

„Auch jetzt, auch in dieser Stunde?"

Er legte noch einmal seinen Arm um ihre Gestalt und sie sank an seine Brust, und als sie ihr von Thränen benetztes, aber dennoch strahlendes Gesicht zu ihm erhob, drückte er einen langen Kuß auf ihre bebenden Lippen, ohne den geringsten Widerstand zu finden.

Die Glocke beim Portier schlug laut dreimal nach einander. Die junge Frau riß sich aus seiner Umarmung los, indem eine Art von Schauer durch ihre Glieder ging, ihre Augenbrauen zogen sich wie im Schmerz zusammen, ihre Lippen preßten sich aneinander und sie murmelte: „Mein Mann kommt nach Hause."

„Auch ich bin verheiratet," sagte Herr von Schaffhausen „seitdem ich in Berlin bin, habe ich darauf vergessen."

Sie sank seufzend in die weichen Kissen des Sophas; er blickte ebenso seufzend nach ihrer anmuthig hingegossenen Gestalt, dann führte er rasch noch einmal ihre Hand an seine Lippen und sagte: „Auf Wiedersehen!"

Er ging; stumm und traurig blickte sie ihm nach.

Am andern Tage zur selben Stunde brachte ein Diener ein Billet; sie erbrach es und las:

„Meine gnädigste Fürstin! Ich reise noch heute ab und zwar in officieller Mission, Gott segne Sie! Möchte

es nicht wieder sein auf jahrelange Trennung! — Carl von Schaffhausen."

„Wer schreibt dir?" fragte der Fürst, der eben zugegen war; seine Gemalin antwortete nicht, auch dann nicht, als er die Frage wiederholte; sie zerriß das Billet in kleine Stücke und warf die Stücke einzeln in den Kamin.

„Ich höre," sagte der Fürst, „Herr von Schaffhausen war gestern während meiner Abwesenheit bei dir!"

„Er kam, um Abschied zu nehmen, und hat bereits Berlin verlassen," erwiderte die Fürstin im Vorübergehen; sie entschwebte in ihr Schlafgemach und riegelte die Thüre zu.

„Ah! voila," sagte der Fürst gähnend, „neue Launen! Einige Tage genossen wir Sonnenschein, der Himmel umwölbt sich wieder. Schade, das ist eine stark markirte Schattenseite, Vollkommenheit gibt es eben nicht auf Erden. Für heute kann ich es wieder einmal aufgeben, sie gut zu machen. Ich gehe Abends in's Ballet, um mich zu trösten."

Capitel IX.

Wenn Fürst Johann Nepomuk seine Tochter gesehen hätte, wie sie eigenhändig die Hühner, Enten und Gänse im Hofe fütterte, ja manchmal sogar mit einem großen Korb voll Mais den Schweinen persönlich ihre Mahlzeit brachte, wie sie selbst beim Melken der Kühe daneben stand, wie sie sorgsam die Schlüssel von Kammer und Keller in Verwahrung hielt, wie sie die Schürze umband, um in der Küche nachzuhelfen, hätte sie ihm gewiß mehr Bedauern als Bewunderung eingeflößt. Das thätige, einförmige Leben schlug übrigens der jungen Gräfin vortrefflich an, sie wurde dabei gesund und schön, sie wurde größer und kräftiger und ihre Glieder rundeten sich ab, indem sie sich kräftigten, ihre Wangen färbten sich, ihr Auge strahlte.

Der Graf stieg eben vom Pferde, er näherte sich ihr gerade, da sie das bunte, geflügelte Volk um sich zusammenrief und ihnen mit vollen Händen lustig das Futter hinwarf.

„Ist heute dein Geburtstag, Elsa?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte sie lachend, „noch nicht, aber bald; warum fragst du?“

„Ich habe heute ein glänzendes Geschäft abgeschlossen, der erste Glückstreffer seit unserer Verheiratung. Wie lange ist es her, Elsa, seit unserer Verheiratung?“

„Es ist gerade vier Jahre," erwiderte sie.

„Wie alt bist du, Elsa?"

„Ich werde bald zwanzig Jahre alt."

„Arme Elsa! Und du hast noch nichts vom Leben genossen, nichts von der Welt gesehen, als Hidfalva und keine bessere Unterhaltung kennen gelernt, als deinen Hühnerhof um dich zu versammeln."

„Warum beklagst du mich, Tibor? Ich klage nicht. Laß das Bedauern, es ist überflüssig, erzähle mir lieber von deinem soeben abgeschlossenen glänzenden Geschäfte."

„Ich habe die Weide des Waldes über den Winter, die Eichelfechsung selbstverständlich mitinbegriffen, um 20.000 Gulden verkauft, es ist bereits accordirt, damit decke ich die dringendsten Schulden, die nöthigsten Auslagen, die nach und nach zu einer bedeutenden Summe hätten heranwachsen müssen. Es ist eine große Last, die ich von mir abschüttle, ich gehe nun wieder gerne an die Arbeit."

„Siehst du, Tibor, ich sagte es dir immer, verzage nicht, es wechseln gute und böse Zeiten in der Landwirthschaft. Wir haben hoffentlich die bösen Zeiten hinter uns, gebe Gott, es kämen jetzt die guten nach."

„Ja, gebe Gott, denn es thut uns noth und das Glück muß noch ein paarmal einschlagen, bis ich mich vollkommen rangire."

Seitdem gewann der Graf frischen Muth, aber er war noch immer mehr draußen als sonst und seine junge Frau größtentheils allein; die kleine Wirthschaft, nach und nach durch Sorgfalt gut eingerichtet, forderte nicht mehr so viel Aufmerksamkeit, und Elsa hatte nun wieder manche Stunde der

Muße, im Sommer Blumen zu pflanzen, im Winter neue Lieder zu erlernen.

„Elsa,“ sagte ihr dann wieder eines Tages der Graf, „ich habe gut verkauft, wir brauchen dieses Jahr nicht mehr so sorgsam auf jeden Groschen zu sehen. Ich bin darüber guter Dinge und gebe nächsten Sonntag ein Volksfest, das Volk soll unter den Eichenbäumen tanzen und fröhlich sein, ich zahle die Zigeunermusik und schenke Wein für die Masse. Es kostet nicht viel und die Leute gehen dann fröhlicher an die Arbeit. Ich habe den Tanzplatz schon gewählt, vor dem Walde, wo die zwei alten Eichenbäume stehen, oben mit kahler Krone und unten mit breiten Aesten. Wir gehen auch hin und sehen zu.“

Elsa freute sich wie ein Kind; seit ihrer Vermälung hatte sie keine Gelegenheit gehabt sich zu freuen, sie beschenkte ihre Mägde mit schönen Bändern, welche Babi ungern aus dem Schranke hervorholte, Erinnerungen an die schönen, schon beinahe in Vergessenheit gerathenen Tage von Ringelsheim. Das ganze Haus, das ganze Dorf sollte sich freuen, der Graf und die Gräfin wollten selbst bei dem ländlichen Feste die Honneurs machen.

„Babi,“ rief sie lachend, „und nun kommt die bange Frage, was ziehe ich an, wenn es auch nur ein Volksfest ist; ich kann doch nicht in meinen abgetragenen Gewändern erscheinen? Hilf, Alte!“

„Es ist noch ein blaues Seidenkleid da,“ murrte die Alte, „welches Seine Durchlaucht mit der Ausstattung sandte, das schläft ja seit Jahren mit allen übrigen nützlichen und unnützen Dingen im Kasten.“

„O du weise Alte," lachte die junge Gräfin laut, „richte meinen Putz auf's Beste her." — — —

Es war ein schöner Frühlingstag, grüner Teppich deckte die Erde und lichtes, noch nicht ausgebildetes Laub schmückte die Aeste der Eichen, die angenehme, helle, warme Sonne glitzerte durch die Lichtungen des Waldes. Ein gut gestampfter Boden diente als Tanzplatz, die Zigeuner saßen auf einer improvisirten Bank, welche aus einem länglichen Brett bestand, das auf zwei Baumstämmen ruhte; sie geigten lustig und unermüdlich d'rauf los, die Bauersleute tanzten ebenso lustig und ebenso unermüdlich, sie tanzten ihren Csardas*) einen nach dem andern ab, von Mittag bis zum Abend — die Bursche voran, den Mädchen, welche sich der Reihe nach aufstellten, mit dem Finger zum Tanze winkend; die Frauen und Mädchen trugen ihre schönsten Kleider, reiche Stickerei und bunte, flatternde Bänder. Das Volk lagerte in Gruppen unter den Eichenbäumen, ältere Leute und Kinder durcheinander, ein malerischer Anblick.

Etwas abseits standen einige Stühle für die Honoratioren des kleinen Ortes. Frau von Hegyesy saß neben der jungen Gräfin, die freundlich grüßte und mit Jedermann ein paar Worte wechselte; sie unterhielt sich, sie erkundigte sich um alle Namen, sie musterte die Trachten und zeigte die regste Theilnahme.

„Ach, wie sie damals jammerten die guten Leute, als die große Ueberschwemmung kam, aber Gott sei Dank wir haben es Alle mitsammen glücklich überstanden und nun schon fast vergessen. Weißt du, Tibor" fügte die Gräfin noch

*) Ungarischer Nationaltanz.

hinzu, „ich habe keinen Tanz mehr gesehen, seitdem ich in Elbenweiler deine Bekanntschaft machte.“

Auch der Graf war guter Laune und freundlich mit Allen und spazierte unter den Eichen herum, um mit den älteren Bauern zu sprechen.

Plötzlich entstand ein Gemurre unter dem tanzenden Volk und sie sagten durcheinander:

„Es kommt das schönste Mädchen im Bezirk, die Tochter des Popen*) aus Kistér.“

Mit dem Bewußtsein ihrer Schönheit, das auch Bauernmädchen nicht fehlt, trat eine junge Bauerndirne in den Kreis der Mädchen, sie trug die walachische Tracht mit wirklichem Aufwand von Spitzen, Stickereien und Gold.

Auf den reichgestickten weißen Unterrock fiel nach vorne und rückwärts hin die golddurchwirkte, bunte Glicelia (Doppelschürze), mit langen Franzen verziert, ein rothes Mieder, ebenfalls golddurchwirkt, schloß ihre schlanke Taille, darüber ein weißes, mit Spitzen benähtes Tuch, über die Brust gekreuzt, rothe, glänzende Juchtenstiefel vollendeten die geschmackvolle und kostspielige Tracht, die üppigen, schwarzen Haare waren mit blauen Bändern zusammengeflochten. Das Mädchen zeigte jene regelmäßige, eigenthümliche Schönheit, die man oft bei Walachinnen in jungen Jahren findet, und die kaum die Jugend hindurch anhält — regelmäßige, römische Züge, wie auf den geschnitzten Caméen die alten Römerinnen zu zeigen pflegen, länglich geschnittene, blaue Augen, lange, feingezeichnete Augenbrauen und glänzend schwarze Haare.

„Wer ist die schöne Dirne?“ fragte die Gräfin sogleich,

---

*) Griechischer Geistlichen.

als sie das herbeeilende Mädchen erblickte, sich an eine ältliche Bauersfrau nebenan wendend.

„Das ist des Popen Jones Tochter aus Kistér, die schöne Julka, das schönste Mädel weit und breit, sie ist auch ebenso stolz als schön, und der Vater gar, der läßt sie nie zum Tanz, der sperrt sie lieber ein daheim, ein Wunder, daß sie kam.“

„Wahrhaftig ein schönes Mädchen und die schönen Kleider, die sie trägt sieh doch, Tibor,“ rief die junge Gräfin aufrichtig entzückt.

Tibor blickte vor sich hin, er sah aus, als wäre er im größten Zorn; er antwortete nicht.

„Was fehlt dir, Tibor?“ fragte ihn die Gräfin.

Der Graf wandte sich rasch ab und verließ den Tanzplatz.

„Die Kleider der schönen Julka müssen viel, viel Geld kosten,“ bemerkte die Bauersfrau.

Julka tanzte, sie drehte sich im Kreise mit vieler Gewandtheit, Grazie und Koketterie.

„Ob ihr der Vater die Kleider kauft?“ kicherten zwei Mädchen untereinander.

„Dummes Zeug,“ erwiderte eine alte Zigeunerin, ein kleines, gebeugtes, Weib, auf einen dicken Stock gestützt, wohlbekannt als Wahrsagerin im Dorfe, „Väter kaufen nicht so theure Kleider, das thun nur Liebhaber.“

„Es muß ein reicher Liebhaber sein,“ meinten die Mädchen.

„Reich und vornehm,“ bestätigte die Alte.

„Woher weißt du das?“ frugen sie neugierig.

„Ich weiß immer Alles,“ sagte die Alte bestimmt.

„So sage doch,“ baten sie dringend.

„Ich weiß Alles,“ wiederholte sie, „und sage nichts.“

Die junge Gräfin, welche zuhörte, lachte laut über die Antwort der Alten und wandte sich dann selbst an sie.

„Sag du mir's, wer ist Julka's Liebster, der ihr so schöne Kleider kauft!?"

„Wie viel Geld krieg' ich dafür von Euer Hochgeboren?"

„Ich bin nicht reich, alte Tupa, und auch nicht neugierig, aber ich gebe dir ein Gewand, das ich dir ohnedies schon zudachte. Willst du?"

„Ich brauche noch dazu fünf Gulden," meinte die Alte.

„Warum nicht gar, alte Närrin, was kümmern mich die Liebschaften der Bauernmädchen?"

„Enye, ho! he! fragt sich erst, ob es die hochgeborne Gräfin nicht etwa doch kümmert! Popen Jones Tochter ist sehr schön, vornehme Herren lieben die schönen Bauerndirnen. Ich komme morgen in den Hof, die hochgeborne Gräfin wird sich's noch besser überlegen und gibt mir die fünf Gulden."

„Komm! Ich werde es mir überlegen," sagte die junge Gräfin, und sie konnte nicht mehr so fröhlich lachen als früher, sie dachte an Tibors absonderliches Betragen, und sie ärgerte sich, ohne sich weiter Rechenschaft darüber zu geben.

Der Abend glich dem Morgen nicht, es stellte sich Gewitterschwüle ein. Als sie sich zum Nachtmahl zusammenfanden, fragte Elsa ihren Mann:

„Warum bist du so schnell vom Tanzplatze fort und warum in so schlechter Laune?"

„Ich ärgerte mich über einige meiner Leute," erwiderte er.

„Was haben die Leute angestellt?"

„Liebe Elsa, das hat kein Interesse für dich."

„Glaubst du? Meinetwegen;“ sie drehte ihr Messer mit nervöser Geschwindigkeit im Kreise.

„Wirf mir das Messer nicht in's Gesicht!“ bat der Graf.

„Wahrhaftig, Tibor, du bist heute in sehr schlechter Laune. Das ländliche Fest, das du dem Volke gabst, hat dir persönlich nicht gut angeschlagen.“

„Ich bin müde,“ erwiderte der Graf und entfernte sich.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die alte Zigeunerin versäumte ihren Besuch nicht, sie ließ sich bei der Gräfin melden.

„Die Alte komme herein!“ befahl diese, und die Zigeunerin trat in's Zimmer; eine kleine, hagere, gebückte Gestalt, in zusammengewürfelte Lumpen gekleidet, braun und faltig im Gesicht, mit dunklen, noch immer funkelnden Augen, einen Stock in den dünnen, gelben, zusammengeschrumpften Fingern haltend.

„Du willst fünf Gulden verdienen, altes Weib,“ begann die Gräfin, „darum handelt es sich, nicht wahr?“

„Euer Hochgeboren ergebenste Dienerin,“ sagte die Alte, „wir haben Hochzeit im Hause, meine Enkeltochter heiratet nach Pistes; sie ist bereits 14 Jahre alt, ich will ihr zur Hochzeit ein schönes Tuch kaufen.“

„Ich gebe dir die fünf Gulden. Alte, nenne mir den Geliebten der schönen Julka.“

„Abgemacht, hochgeborne Gräfin.“

„Sprich schnell und kurz,“ befahl die Gräfin.

„Popen Jones Tochter war 16 Jahre alt; es wird zur Erntezeit zwei Jahre her sein, da schlich sich ein

schöner, vornehmer Herr in's Haus; seine Leute arbeiteten draußen in der Glühhitze etwas seitwärts von der Meierei, die gegen Pistes zu erbaut wurde. Draußen war's gar zu heiß, kein Wunder, wenn der hochgeborne Herr Erholung suchte in Popen Jones Hütte, bei Popen Jones Tochter."

„O Alte, sei nicht so langweilig," knirschte die junge Gräfin mit geballter Faust, „sage den Namen des vornehmen Herrn, ich will ihn wissen."

„Graf Tibor Ungváry!"

„Alte Zigeunerin, wenn du lügst!"

„Ich lüge nicht, warum sollte ich? Die hochgeborne kleine Gräfin ist gut für Jedermann, wir haben sie Alle lieb; ich habe schon manches Stück Geld und auch Kleider bekommen, ich will Euer Hochgeboren Warnung bringen zur rechten Zeit; die Herrn Cavaliere sind alle so und nicht anders, hier zu Lande gar; die schönsten Bauerndirnen gehören ihnen zu, die schöne Julka ist gar schön, aber sie ist nicht gut, taugt nicht einmal für die Kleider, die sie trägt. Zuerst da lärmte und greinte der alte Pope, aber er hatte Schulden, der Graf zahlte die Schulden, hernach war's gut."

Die junge Gräfin blickte stumm und finster vor sich hin, sie hemmte nicht mehr den Redefluß der Alten.

„Ich weiß auch noch mehr," fuhr sie fort, „die alte Tupa weiß Alles, nur schweigt sie, wenn sie nicht sprechen will. Jetzt will sie sprechen! Die schöne Julka hat auch schon ein Kind, es ist das Kind des Grafen, aber das wurde heimlich fortgeschafft und andern Leuten in die Kost gegeben, Schmiedsleuten in Rudna, dem großen Ort an der Straße, drei Stunden Wegs von hier; es ist ein kränkliches Kind,

wird nicht lange leben; besser auch, wenn der arme Range stirbt, die Julka wird nicht viel für ihn sorgen, die denkt nur an Putz. Juj! die schönen Kleider, aber was hilft ihr der große Putz, sie bleibt immer zu Hause eingesperrt. Seitdem der Graf Geld hergibt, ist der Vater desto strenger, sie darf auch nicht zum Tanze; gestern, da lief sie vom Hause fort und sprang auf einen Wagen, der just von der Meierei kam und nach Hidfalva fuhr, Vaters und Liebhabers Geboten trotzend."

Die Gräfin warf der Alten dieBanknote hin, die sie in Händen hielt, und sagte mit erstickter Stimme: „Genug, Alte, bis ich dich wieder brauche, werde ich dich rufen lassen."

Die Zigeunerin küßte ihr den Saum des Kleides und sagte vertraulich: „Müssen es Euer Hochgeboren nicht zu Herzen nehmen, sondern klug zu Werke gehen, sind alle Männer so und nicht anders, damit kriegt man sie erst recht in die Hand. Herr Gott, sind die Männer dumm, auch die Vornehmen und Reichen, machen sich und Andern böses Blut, bringen sich in allerlei Fatalitäten wegen des hübschen Gesichtes einer Bauerndirne. Ist wahrlich nicht der Mühe werth. Viel Dank wegen des schönen Geldes. Enye! Kriegt meine Enkeltochter zur Hochzeit doch ein schönes Tuch!"

Die Gräfin winkte ungeduldig mit der Hand nach der Thüre, die Zigeunerin mit ihrem dicken Stocke holperte hinaus. Die Gräfin blieb minutenlang regungslos an ihrem Platze stehen, sie schaute dem alten Weibe nach, dann plötzlich rüttelte sie sich aus ihrer Starrheit auf, sie zog sich langsam an und ging in den Stall, wo sie mit Hilfe des Stallbuben selbst ihr Pferd sattelte. Sie schwang sich darauf und ritt hinaus in den Wald, immer tiefer ins Dickicht

hinein, wohl eine Stunde lang, bis sie zu einer Lichtung mitten im Walde kam.

Sie glitt langsam vom Sattel herab, sie wand die Zügel um einen Ast des Baumes und ließ das Pferd grasen, sie setzte sich auf einen quer über dem Rasen liegenden, bemoosten Eichenstamm und stützte die Stirn in ihre Hand; bunt, wirr, ruhelos durcheinander rannten ihre Gedanken, sie konnte ihnen keine vernünftige Folge geben, sie konnte ihrer nicht Meisterin werden, sie bildeten ein erschreckendes Chaos, Minuten und Viertelstunden vergingen, sie rührte sich nicht von ihrem harten Sitz.

Nach und nach klärten sich ihre Gedanken und aus dem wirren Durcheinander löste sich eine Folgerung los.

Mit welch' naivem Edelsinn hatte sie sich jahrelang geplagt, keine Mühe, keine Aufopferung scheuend, sie hatte gearbeitet manchmal wie eine Taglöhnerin um das tägliche Brot. Sie, die Tochter des Fürsten von Kleisten, sie hatte nichts auf sich selbst verwendet, nicht einmal an sich selbst gedacht; seit Jahren trug sie ihre alten Kleider, in denen sie manchmal ganz ärmlich aussah; sie hatte jeden Groschen gespart. Wie müde ging sie oft zu Bette, wie früh des Morgens wieder hinaus zur Arbeit, sie, die Tochter des Fürsten Johann Nepomuk von Kleisten; keine Freude, kein Vergnügen unterbrach je die Monotonie ihres mühseligen Daseins, kein Wort der Ermunterung, der Anerkennung oder des Dankes erleichterte ihr die Last des Tages. Und während sie sich zu Hause plagte, einsam und verlassen, unterhielt sich der Graf, ihr Gemal, mit der Tochter eines walachischen Popen, mit einer ungebildeten Bauerndirne; während die Gräfin, seine Gemalin, sich abhärmte und fast darbte, zahlte er die

Schulden des Geistlichen und schenkte der Tochter schöne, theure Kleider.

Die junge Gräfin preßte ihre zusammengeballten Fäuste aneinander, daß die Nägel in's Fleisch drangen, ihre Hand blutig färbend, aber sie fühlte nicht den körperlichen Schmerz; denn der Schmerz, der ihr das Herz zusammenpreßte, war ja tausendmal größer. Ihr unverdientes, ungerechtes Schicksal schien sie erbarmungslos zu verfolgen.

Und sie liebte diesen Mann, sie hatte ihn von jeher geliebt, sie konnte nicht anders, als ihn lieben, auch jetzt, ungeachtet allen Jammers, den er ihr verursachte; seinetwegen hatte sie sich geplagt, um seine Zufriedenheit zu gewinnen, hatte sie geduldig ausgeharrt, was aber war sie ihm? Er hatte es ihr gesagt am ersten Tag, da sie in Hidfalva ankamen, sie war ihm eine Last, wider seinen Willen an ihn gekettet, er hatte nie nach ihr verlangt, sie war zu ihm gekommen, ungebeten, ungerufen.

Die Gräfin sank in's weiche Gras auf die Kniee nieder und schluchzte laut in die Waldeseinsamkeit hinaus, sie warf sich mit dem Gesichte auf die Erde hin und weinte leidenschaftlich, als sollte ihr das Herz zerbrechen, wie sie schon einmal geweint hatte im Leben, am ersten Abend nach ihrer Ankunft in Hidfalva; damals lag die Ahnung, jetzt lag die Erfüllung ihres unglücklichen Loses centnerschwer auf ihrer jungen Seele. O, wenn sie hätte sterben können, um nie wieder nach Hause zu kehren!

Sie weinte und achtete nicht der Zeit, sie erhob sich erst, als das Pferd, das sich losgewunden und satt geweidet hatte, an ihr herumschnupperte. „Armes Thier," sagte sie

traurig, dem Pferde schmeichelnd, „liebst du mich? Bin ich überhaupt liebenswerth? O sag' es mir!"

Sie ordnete den Sattel, lenkte das Pferd an den Baumstamm und sprang in den Sattel, sie ritt langsam im Schritt nach Hause. Aus dem Morgen war Nachmittag geworden und die Schatten der Bäume senkten sich in langen Streifen auf den Boden herab; sie trocknete ihre Thränen und blickte sinnend in die Weite vor sich hin auf die unendliche Fläche, über die sich der blaue Himmel wölbte.

Sie kam spät nach Hause, man hatte sie gesucht, selbst der Graf zeigte sich beunruhigt.

„Was ist dir eingefallen, Elsa? Wir sind in Angst um dich seit Mittag," sagte er.

„Ich habe meinen Weg verfehlt," erwiderte sie, „und konnte nicht mehr aus dem Walde heraus."

„Du bist müde und hungrig."

„Müde, ja, doch nicht hungrig." Sie setzte sich nieder.

„Elsa," sprach der Graf, „es ist thöricht und unschicklich, allein in den Wald zu reiten, ich habe es dir öfters schon gesagt."

„Verzeihe," sagte die junge Gräfin kalt, „ich bedauere, euch beunruhigt zu haben, nun ist es auch wieder überstanden, ich kann einen Fehler nur gut machen, indem ich dir verspreche, ihn nicht zu wiederholen."

Der Graf blickte erstaunt auf, es lag etwas in dem Tone ihrer Stimme, was ihm auffiel.

„Uebrigens bin ich selbst dafür mit einem argen Kopfweh gestraft und werde mich zurückziehen."

Als der Graf sich am Abend der Thüre des Zimmers seiner Gemalin näherte, um sich nach ihren Befinden zu er=

kundigen, fand er sie verschlossen; es ärgerte ihn. Warum das? Plötzlich, nach Jahren? Er klopfte. Babi steckte ihr garstiges Gesicht heraus, die Gräfin schlummerte, sie schloß die Thüre wieder und, wie ihm dünkte, mit großer Schadenfreude, er ärgerte sich noch mehr und konnte sich doch nicht über die Ursache seiner üblen Laune Rechenschaft geben.

Capitel X.

Tage vergingen, die junge Gräfin mied ihren Mann, so gut es eben anging, ohne auffallend zu erscheinen; das Gefühl der tiefen Entrüstung in ihrer Brust nahm noch eher zu als ab; zu kluger Ueberlegung konnte sie sich nicht emporraffen, obwohl sie redlich bemüht war, ihre erregten Gefühle zu überwinden. Je mehr sie aber darnach strebte, desto mehr fühlte sie die Entfremdung zwischen sich und ihrem Manne zunehmen. Sie fühlte sich grenzenlos unglücklich, doppelt unglücklich, da sie dessen mit keinem Worte erwähnen durfte; sie ging nach wie vor ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, aber sie fand an ihnen keine Freude mehr; ihr Leben dünkte ihr jetzt interesselos und mühevoll, und wenn sie darüber nachdachte, gewährte ihr die Zukunft ebenso wenig Trost, als die Gegenwart. Sie hatte sich so redlich, so ausdauernd bemüht, ganz ohne Erfolg. Was konnte sie noch, was sollte sie thun? Diese Frage stellte sie sich hundertmal an einem Tage und gab sich dazu selbst die Antwort — nichts als dulden und schweigen.

Dulden und schweigen! Ach, beides war eine harte Aufgabe für ihre Jugend und Unerfahrenheit. Ja, dulden und schweigen, das lernt man erst mit der Zeit, dazu muß

der Wettlauf des Lebens erst trainiren; es geht nicht von selbst bei dem ersten Schmerz, dazu gehört eine lange Reihenfolge harter Lehren. Dulden und schweigen — ja vielleicht sogar lächeln, vielleicht sogar scherzen, wenn das Herz auch noch so tief dabei blutet.

Von dieser Aufgabe schien die kleine Gräfin überwältigt zu werden, sie fühlte sich ihr nicht gewachsen, sie konnte nicht lachen und scherzen, das Schweigen erdrückte sie fast und ihr ganzes Wesen rebellirte gegen das Dulden.

„Bist du krank, Elsa?" frug ihr Mann, dem die Veränderung plötzlich auffiel.

„Nein," sagte sie abwehrend.

„Bist du böse?" frug er scherzend, „willst du wieder trotzen?"

„Nein," sagte sie, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

„Was fehlt dir, Elsa?" frug er wieder.

„Ich bin traurig," erwiderte sie halblaut.

„Du langweilst dich. Kein Wunder. Sag', wenn du es weißt, auf welche Weise könnte ich dir Zerstreuung schaffen?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie kalt.

„Dann kann ich dir wohl auch nicht helfen," erwiderte er verletzt durch ihre unfreundliche Art gegenüber seiner aufrichtigen Theilnahme.

Elsa setzte sich auf einen Gartenstuhl und zeichnete mit ihrem Fuß Figuren in den Sand, er schaute ihr zu und sie schwieg hartnäckig, ohne aufzublicken.

Der Graf ärgerte sich; mit ironischer Betonung hob er wieder an: „Arme Elsa, ich habe es gleich anfangs

gesagt, es war ein dummer Streich von dir, mir nachzulaufen."

Sie schwieg noch immer, sie verwahrte sich nicht wie sonst gegen den dummen Streich, sondern sie nahm die Bemerkung ruhig hin.

„Warum sprichst du nicht?" frug er erstaunt.

„Ich habe nichts zu sagen," antwortete sie immer in dem gleichen ruhigkalten Tone.

„Ah! dann empfehle ich mich bis auf Weiteres." Der Graf ging; aber unterwegs sann er über das Benehmen der Gräfin nach: „Es steckt etwas Außergewöhnliches in dem kleinen Kopfe und ich bin nicht genug geschickt, das „was" herauszukriegen."

Er sprach im Vorübergehen einen Augenblick bei Frau von Hegyesy vor und sagte unter Anderem:

„Meiner kleinen Frau fehlt etwas, aber wenn ich sie darum frage, so schweigt sie; es ist nichts mit ihr anzufangen. Ich fürchte, sie ist am Ende krank; wollten Sie, liebe Muhme, nicht etwas nachsehen?

„Gerne," versprach die alte Frau und begab sich bald nachher in's Castell. Sie fand die Gräfin im Garten bei ihren Blumen und auch ihr fiel die nachlässige, gelangweilte Art auf, welche die junge Frau zur Schau trug.

„Was fehlt uns?" begann sie, die Hand auf die Schulter der Gräfin legend, „es ist nicht, wie es sein sollte, und doch blühen die Blumen schön und üppig um uns herum."

Elsa kniete vor einem der Blumenbeete, auf welchem Vergißmeinnicht und Levkojen prangten, und sie seufzte:

„Ach, blühten sie doch auf meinem Grabe!"

„Gräfin Elsa," sagte die alte Frau mit ernster, liebe-

voller Theilnahme, „dort am Grase ist es feucht, setzen Sie sich hieher, auf die Bank neben mir, und nun sagen Sie mir aufrichtig, was Sie so schwer auf's Herz drückt. Ich bin eine alte Frau, die im Leben ihr Kreuz auch schwer genug trug; ich bin eine alte Freundin des Hauses, und habe Sie, seitdem Sie zu uns kamen, im Verlaufe einiger Jahre herzlichst lieb gewonnen. Vertrauen Sie mir!"

Elsa weinte; aber sie trocknete ihre Thränen, und nachdem sie einige Minuten sinnend vor sich hingeblickt hatte, sagte sie wieder seufzend: „Ach, liebe Sári Neni, Tibor hat Ihnen sicher von dem dummen Streich erzählt, den er mir häufig vorwirft, dem dummen Streich, daß ich ihm eines Tages aus meines Vaters Haus nachgelaufen kam."

„Nein," sagte Frau von Hegyesy erstaunt, „er hat mir nie davon erzählt."

„Sonderbar!" meinte Elsa erstaunt. „Nun, dann muß ich es Ihnen erzählen. Ich habe eine Schwester, sie ist die schönste Frau im ganzen Lande; sie ist wunderbar schön, und sie war wohl darum von jeher meines Vaters Liebling, der allen ihren Launen willfahrte; aber auch das genügte ihr nicht; sie konnte es niemals überwinden, nicht auch zugleich der Liebling ihrer Mutter zu sein. Mama aber hatte fast einen Widerwillen gegen ihre schöne Tochter, und Ida konnte mich nicht leiden, weil ich Mama's Liebling war. — Mama sagte, ich gleiche ihrem verstorbenen, einzigen Sohn, darum zog sie mich den Andern vor; sie war lange Jahre krank, die arme Mama. Ach, sie war so gut, sie liebte mich so sehr! Die Leute meinten, sie wäre wirren Sinnes, aber ich weiß es besser, ich weiß es, wie schön und weise sie zu mir sprach; nur den Lärm konnte sie nicht vertragen; dann

hatte sie eine besondere Vorliebe für Blumen und Vögel; sie starb und ich blieb mit der alten Babi allein zurück. — Ach, ich fühlte mich so sehr allein mitten in meiner Familie; sie waren Alle ganz anders als ich, und ich merkte es bald, daß sie sich vor mir ängstigten und sich zuflüsterten, ich hätte Mama's Narrheit geerbt. — Niemand als die alte Babi zeigte Theilnahme für mich, und meine Schwester Ida wollte mich stets beherrschen und überwältigen, bis ich sie endlich haßte. Ich hielt sie für ganz herzlos; da lernte ich Tibor kennen, er gefiel mir; er kam oft zu uns nach Ringelsheim, er kümmerte sich um mich, er bevorzugte mich, er machte mir die Cour, er huldigte nicht, wie es sonst immer geschah, meiner Schwester Ida. — Ich glaubte, er liebe mich; Ida zürnte, ihre Eitelkeit war verletzt, sie intriguirte bei dem Obersten des Regiments, ihrem ergebenen Verehrer; sie sprach unter Anderm auch sehr viel gegen Ungarn, bis endlich Tibor in eine andere Station versetzt wurde, eine Tagreise weiter. Als sie es mir sagte, gerieth ich ganz außer mir vor Zorn und — o, liebe, gute Muhme — ich weiß gar nicht recht, wie es geschah, aber ich lief Tibor nach bis in die Station. Es war ein dummer Streich, nicht wahr, ein arger, dummer Streich, denn er liebte mich nicht. — Mein Vater folgte bald; wir wurden getraut; seitdem sind wir Mann und Frau, dem Namen nach; ach, es war ein dummer Streich, aber ich war ja erst fünfzehn Jahre alt!"

Frau von Hegyesy umarmte die Sprecherin, doch sprach sie noch nichts; sie schien nachzudenken.

„Gute, liebe Muhme," begann die junge Frau auf's Neue, „ich fürchte, ich habe vor einigen Tagen den zweiten dummen

Streich begangen, und dahin ist seitdem mein Seelenfriede. — Neulich beim Tanze sahen Sie wohl auch das schöne Bauernmädchen mit den theuern Kleidern? Die alte Tupa versprach, sie würde um den Preis von fünf Gulden den Spender der kostbaren Gewänder nennen. Ich ließ sie kommen und gab ihr die fünf Gulden; das war der zweite dumme Streich meines Lebens. O gute Muhme, soll ich nicht verzweifeln? Ich, die Tochter des Fürsten Kleisten, in dem Prunk von Ringelsheim geboren und aufgewachsen; ich mühe mich hier ab, ich darbe fast, und mein Mann verwirft Zeit und Geld auf seine Geliebte, eine Bauerndirne. Umsonst spreche ich mir selbst Vernunft zu, aber, ach, es thut im Herzen gar zu wehe!"

„Armes Kind," sagte Frau von Hegyesy liebevoll, „ich wußte es wohl, nach der Plage kommt der Schmerz, das ist unser Leben, und der Schmerz ist ärger als die Plage."

Elsa weinte, die einfache Theilnahme that ihr wohl, Frau von Hegyesy hatte keine hochklingenden, weisen Sätze bei der Hand, sie hatte nur einige Liebe und damit beeinflußte man die junge Gräfin gar leicht, das war der beste Trost für sie.

„Rathen Sie mir, helfen Sie mir," bat sie.

„Wir wollen es überlegen, liebes Kind, es wird schon wieder besser werden. Tibor ist doch ein guter Mensch. Wir Alle können ja irregehen, es handelt sich darum, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen, wir müssen klug und bedächtig zu Werke gehen. Darf ich aufrichtig sprechen, Gräfin, ohne zu verletzen?"

„O ja, ja, ich bitte darum."

„Nun also, ich bin aufrichtig. Wohl habe ich oft be-

wundert, mit welcher Geduld und Ausdauer Sie Ihr einsames und oft wirklich mühevolles Leben ertrugen, meine kleine Gräfin, um so mehr, als ich weiß, daß Sie in anderen, viel glänzenderen Verhältnissen aufwuchsen; trotzdem aber muß ich doch auch hinzufügen, Ihr Zuhause ist nicht ganz so, wie es sein sollte; zum Beispiel in allen Zimmern herrscht neben positiver Armuth auch positive Unordnung."

„Es ist wahr," seufzte die junge Gräfin, „aber ich habe kein Geld, keine Leute, was soll ich thun?"

„Die schlechten Jahre sind überstanden, wir gehen besseren Tagen entgegen, ich weiß, Tibor's Verhältnisse haben sich gebessert. Wollen Sie meinen wohlgemeinten Rath befolgen, so verlangen Sie nun von Ihrem Manne, daß er Ihnen eine bestimmte Summe Geldes für den Haushalt gebe, und bringen Sie Ihr Haus in besseren Stand. Sie werden es dann auch selber lieber gewinnen, neues Interesse daran finden und auch Tibor wird bald den Einfluß davon empfinden. Er wird Ihnen nicht verweigern, was recht ist, denn er besitzt Rechtsgefühl, lassen Sie sich durch keine falsche Delicatesse zurückhalten, weil er Ihr Vermögen in Händen hält; folgen Sie meinem Rathe."

„Ich werde!" seufzte die junge Gräfin noch tiefer als früher, und sie war vernünftig genug, einzusehen, daß es ein guter Rath sei. Obwohl es ihr widerstrebte, ihren Mann mit irgend welchem Anliegen zu behelligen, so entschloß sie sich doch rasch dazu; sie wollte die unangenehme Stunde so schnell als möglich überstehen und sie benützte die erste Gelegenheit, da sie sich wieder zusammenfanden.

„Tibor," begann sie fast schüchtern, „ich höre, du hast

in letzterer Zeit gute Geschäfte gemacht und deine Schulden bezahlt?"

„Das ist wahr," antwortete er vergnügt, „es gedeiht Alles vortrefflich, ich verpachtete Aecker und Wiesen, ja ich verkaufe sogar Holz. Ich athme wieder freier. Es drückte mich so schwer, daß ich mit dem schönen, großen Gut und bei meinem redlichen Fleiß keine Revenuen erzielen konnte. Ich hatte anfangs so viel Unglück, es häuften sich die Schulden und Rückstände; endlich lichtet sich der Horizont, es sind aber auch schon Jahre, seitdem wir herzogen. Jetzt sehe ich der Zukunft getrost entgegen, noch einmal fünf Jahre, und ich bin ein wohlhabender Gutsbesitzer."

„Verzeihe, Tibor, daß ich mich aufrichtig an dich wende," unterbrach ihn seine Frau. „Es fällt mir nicht ein, mein Vermögen von dir zurückzufordern, behalte es so lange du willst, aber wie wäre es, wenn du mir die Interessen davon auf den Haushalt gäbest, das heißt wenn du kannst. Ich habe mich in den letzten Jahren recht sehr geplagt und ich bin müde davon. Ich kann doch nicht lebenslänglich fortfahren, Federvieh zu füttern und in der Küche jeden Groschen abzuwägen."

Es war nicht die Sache an und für sich, die seine üble Laune erregte, sondern der Ton, in dem die Worte gesprochen wurden, so kalt und abgemessen, wie er es früher an der jungen Frau nie bemerkt hatte.

„Das war es also," erwiderte er fast eben so kalt, „was dich die letzte Zeit hindurch verstimmte. In der That sehr überflüssig, liebe Elsa, du hättest davon schon früher mit mir sprechen sollen, ebenso aufrichtig, als du es jetzt thust. Ich bestrebe mich stets, recht zu handeln und deine

Forderung ist gerecht. Es betrübte mich selbst am meisten, dir so wenig Comfort schaffen zu können, noch dazu in einem so elenden Nest wie dieses hier. Hoffentlich soll das Alles bald besser werden."

„Ich wünsche, Tibor, du möchtest eine bestimmte Summe aussetzen, und was ich davon ersparen kann, verwende ich auf das Haus, denn wahrlich unser Haus sieht jämmerlich aus, sieh dich darin um, überall fast armselig und sehr mesquin. Ich muß ernstlich daran denken, es in bessern Stand zu setzen. Sollte doch einmal im Verlaufe der Jahre sich ein Besuch bis hieher verirren, wir könnten ihn kaum empfangen."

„Du hast vollkommen Recht, Elsa, ich werde in meinen Rechnungen nachsehen, welche Summe sich einstweilen auf den Hausstand verwenden läßt."

Der Graf wurde nachdenklich, er fand das Begehren seiner Frau vollkommen gerecht, aber es ärgerte ihn, daß er ihr nicht zuvorgekommen war. Er fühlte, daß sich ihr Benehmen im Allgemeinen geändert hatte und es beunruhigte ihn, daß er den Grund davon nicht wußte. Er fragte gelegentlich bei Muhme Sári an.

„Tibor, Ihre Frau beklagte sich nur einmal über Ihre geringe Theilnahme und Neigung für sie," antwortete diese eindringlich.

„Hier sind die Jahresrechnungen, Elsa," sagte der Graf zu seiner Frau, „willst du sie selber durchsehen, es ist mir ganz recht, wenn du es thun willst; ich bin dein Schuldner. Ich habe sonst alle kleineren Belastungen abgefertigt, und nur die eine große Schuld, deren bedeutende Zinsen noch fünf Jahre lang zu zahlen bleiben, so ist's bedungen worden.

Nun, ich kann nach Abschlag der jährlichen Zahlungen auf 6000 fl. Reinertrag rechnen, es ist daher vollkommen gerecht, wenn wir theilen, ich gebe dir nur was dir gebührt, wenn ich die Hälfte des Ertrags in deine Hand lege; nebstdem will ich für den Hausstand an Naturalien leisten, was ich vermag, ich gebe dir Procente aller meiner Producte, du sollst Weizen, Gerste und Mais bekommen, auch Schweine und Schafe; der Ordnung wegen bitte ich dich nur, aufzunotiren, wie viel du für den Hausstand brauchst."

„Ich danke dir, Tibor," erwiderte die Gräfin freundlich, „das ist im Vergleich zu der Vergangenheit beinahe Reichthum; du sollst sehen, daß ich trotzdem nicht verschwende, sondern genau Auslagen und Einnahmen berechne. Sei nicht böse ob meiner Forderung. Ich danke dir."

Sie reichte ihm die Hand und der Graf führte im Impuls des Momentes diese Hand an seine Lippen, es durchzuckte sie wie Feuer bei der Berührung, aber sie blieb ruhig stehen und die Hand entglitt wieder der seinigen.

„Habe ich diesem jungen, meiner Sorge anvertrauten Geschöpfe wirklich zu wenig Neigung und Theilnahme gezeigt?" dachte er für sich. „Arme Elsa! In der That, sie hat noch nicht viel Gutes an meiner Seite erlebt und ich habe ihr vielleicht im Herzen auch noch nie redlich den Zwang vergeben, den sie mir einst auferlegte. Eigentlich habe ich noch immer keine Frau, es wäre wohl klüger, wir kämen einander näher; es ist ein unnatürliches Verhältniß. Ich dachte lange an unsere Scheidung, ich habe die Zeit verpaßt, wie könnte ich mich jetzt von einer Frau trennen, die mir jahrelang redliche Aufopferung und Hingebung ent=

gegenbrachte. Arme, kleine Elsa, ich bin recht grausam gewesen, aber sie war ja noch ein Kind, sie ist noch so jung, es wird sich sicher in der Folge noch Alles besser gestalten. Warten wir noch ein wenig."

Warten wir. Die Zeit verging und änderte nichts, die Tage folgten einander in dem früheren monotonen Reigen; der Graf arbeitete draußen und zur Erholung besuchte er die schöne Julka, die Gräfin arbeitete im Hause und wurde immer ernster und stiller; tiefe Schwermuth umfing sie und durchdrang nach und nach ihr ganzes Wesen.

Der Graf plante eine kleine Reise für sich und Frau von Hegyesy sprach ihm zu. „Es ist gut, Sie müssen sich doch auch draußen in der Welt umsehen, es taugt gar nichts für Sie, immer an Ort und Stelle gekettet zu bleiben."

Und zur Gräfin sagte sie: „Lassen wir ihn ziehen, eine kleine Entfernung schlägt manchmal gut an," und scherzend fuhr sie fort: „Wir wollen ihm auch während seiner Abwesenheit eine Ueberraschung bereiten, das Haus in Ordnung bringen, seine Zimmer sollen sogar neu gemalt werden."

Der Graf reiste ab, er küßte seine Gemalin zum Abschied auf die Stirne, wie er es manchmal zu thun pflegte, und sie sagte mit einem tiefen Seufzer: „Lebe wohl und auf Wiedersehen!"

Das Haus wurde gefegt, die Zimmer wurden gemalt, die großen Holzkisten entfernt, die Gräfin kaufte Schränke, sie machte Ordnung, ihre seit Jahren verpackte Ausstattung fand endlich Platz, dann schrieb sie ihrem Vater. Sie hatte

ihn ja schon lange um nichts gebeten, und er gab ja immer gerne.

„Lieber Papa! Es ist schwer sich hier zu Lande auch nur das Nothwendigste anzuschaffen, es fehlt uns so Manches, besonders Möbel und auch Geld, um sie zu bestellen. Bitte, sende mir eine Salon-Einrichtung, aber nicht von Sammt und Seide wie in Ringelsheim, sondern nur einfach, wie es sich für unser kleines Haus schickt."

„Arme kleine Elsa," rief der Fürst, als er las, „wie mag es ihr dort unten ergehen, ob sie hübscher geworden ist? Ich möchte sie gerne sehen, wäre dieses verwünschte Land nicht so ferne und nicht so wild!"

Er kaufte eine Salon-Einrichtung von gestreiftem Wollstoff und da ihm die Summe dafür gar zu klein dünkte, auch noch einen Marmortisch und einen großen Spiegel dazu, und Gräfin Clara, deren Embonpoint von Jahr zu Jahr zunahm, besorgte auch ein neues Kleid. Das Alles ging nach Ungarn und gelangte glücklich nach Hidfalva.

Die neue Einrichtung wurde im Salon aufgestellt und sah ganz prächtig aus, der Clavierflügel, der sich lange einsam gefühlt, begrüßte die neuen Ankömmlinge als seines Gleichen und man entkleidete ihn sogar seiner Decke.

Die kleine Gräfin klatschte in die Hände, und Thränen der Dankbarkeit glänzten in ihren Augen, als sie ausrief: „O du guter Papa, jetzt haben wir einen hübschen Salon," sie hielt inne uud fügte scherzend hinzu: „Ungefähr so, wie sich der alte Michel auf Ringelsheim den seinen nach und nach zusammenstellte. Es freut mich, man hält sich doch lieber in einem hübschen Zimmer auf. Ich werde auch ein-

mal mein neues Kleid anziehen, bis Tibor nach Hause kommt, vielleicht gefalle ich ihm darin."

„Danke, liebe Sári Neni," sprach sie ein andermal, „daß Sie mich zuerst aufmerksam machten. Gewiß, ich werde in der Folge trachten, Ordnung um mich zu erhalten. Ach, es war doch eigentlich ein erbärmliches Leben, das ich jahrelang führte, es war positive Armuth! Eben daß wir zu essen und im Winter Holz genug hatten, und daneben pfeifte der Wind durch die schlecht verwahrten Fenster. Gott sei Dank, daß es meinem guten Vater niemals einfiel, uns zu besuchen, er hätte sich ernstlich gegrämt. Wie prächtig es in Ringelsheim aussieht, ich kann es Ihnen kaum beschreiben, daneben ist Hidfalva eine Bauernhütte. Luxus werden wir wohl niemals haben, aber etwas mehr Comfort in dieser Hütte," fügte sie in Gedanken hinzu, „in welcher die Liebe fehlt."

Die Gräfin vermehrte ihre Dienerschaft; sie hatte nun auch wieder einen Gärtner, der ihre Blumen pflegte, Mägde und Knechte in Haus und Stall, eine Köchin, die gut kochte; sie ritt auch wieder oft aus in Begleitung ihres alten Bereiters. Von materiellen Sorgen befreit, griff sie denn auch wieder nach ihren Büchern.

„Ich habe gar nichts gelesen und gelernt, seitdem ich hier bin; ich bin sicher sehr unwissend, ich könnte mich kaum in der Welt mehr zeigen. Mein Budget gestattet mir nun auch, Bücher und Zeitungen kommen zu lassen. — Zuerst will ich mich an die alten Classiker halten, bis späterhin soll dann die neue Literatur auch ihre Würdigung in Hidfalva finden. Ja, ich will lernen," und sie machte sich sofort an die Arbeit.

Capitel XI.

Die Abwesenheit des Grafen zog sich in die Länge, aus Wochen wurden Monate; er schrieb manchmal und bat seine Frau, den Beamten in der Wirthschaft nachzusehen. Ein Prozeß gab ihm viel zu schaffen und hielt ihn in der Stadt zurück; muthmaßlich empfand er keine große Sehnsucht nach seinem Hause. Die Jahreszeit hatte während seiner Abwesenheit gewechselt und die Färbung des Herbstes spielte bereits in dem Laube der Wälder, an denen er vorüberkam. — Als er über die weite Ebene fuhr, und sich bereits in der Ferne die Kirchthurmspitzen und der dunkle Häuserstreifen von Hidfalva am Horizont zeigte, da mahnte es ihn lebhaft an jenen Tag, an welchem er vor fünf Jahren aus der Verbannung zurückkehrte, begleitet von seiner kindischjungen Frau. Eine monotone Reihenfolge vieler Tage und Wochen lag dazwischen ohne nennenswerthes Ereigniß, und doch hatten sie Beide genug auszustehen gehabt im Kampfe mit den Verhältnissen; sie konnten Beide von den Sorgen erzählen, die ihnen ihr einsames, einfaches Leben im Verlaufe der Jahre geschaffen, diese Existenz, ebenso arm an Freuden als an Romantik, diese Alltäglichkeit mit ihrer oft centnerschweren Last. — Die Blicke des Grafen schweiften in die Ferne,

über die ausgedehnte Fläche des Landes, über das sich der Himmel in weitem Bogen wölbte; seine Gedanken nahmen eine ziemlich traurige Richtung; es dünkte ihm, dieselbe bleierne Atmosphäre läge über ihm und Hidfalva, wie über das ganze Land, und für Ungarn; wie für ihn selbst versprach die nächstliegende Zukunft keine Besserung.

Wohl hatte der Krieg in Italien und der Sieg der vereinten italienischen und französischen Truppen einige Aenderungen hervorgerufen und einige jener Männer gestürzt, die sich aus der Revolution des Jahres 1848 emporgeschwungen hatten und Ungarn als eroberte Provinz behandelten und unterdrückten; wohl stürzte Minister Bach von seiner Höhe herab, und die feste Garde, welche sogleich nach der Thronbesteigung des jungen Monarchen den Thron umgab gleich einer eisernen Mauer, hinter deren eng umschlossenen Räumen sie allein herrschte, lichtete sich ein wenig und Namen, denen man eine Anzahl Jahre hindurch beinahe Allmacht zugesprochen hatte, kamen plötzlich in Mißcredit. Wohl neigten sich der emporstrebende Sinn und das edlere Gemüth der in unvergleichlicher Schönheit strahlenden jungen Monarchin einer freieren Richtung zu; sie selber schien beklemmt und leidend in der schweren Atmosphäre jenes abgesperrten, eng umschlossenen Kreises, über den man die schwarzgelbe Fahne hochhielt, in dem es nur Gönner und Günstlinge gab, keine freien Männer, keine freien Gedanken, und deren veraltete Traditionen und festgesetzte Formen keine freie Handlung gestatteten.

Wohl wandte sich der Blick und das Herz des Monarchen selbst seinen Völkern zu, fragend, wozu es eines Bollwerkes bedürfe zwischen ihm und ihnen, warum es

einer eisernen Garde bedurfte, den freien Verkehr zu hemmen; aber die Garde stemmte sich nur desto fester in geschlossenen Reihen aneinander um den Thron, die Lichtstrahlen abwehrend, die sich gewaltsam Bahn brechen wollten.

Wohl hatte das Kaiserpaar Ungarn bereist und der officiell angeordnete und durchgeführte Empfang verlief ohne Störung; der Monarch hatte zwar den Jubel des Volkes noch nicht kennen gelernt, und doch vermißte er bereits den Ton der Herzlichkeit, der dem Empfange fehlte; er wurde nachdenklich, und je nachdenklicher, desto emsiger bemühte sich die alte Garde, Sorge und Mißmuth zu zerstreuen. — Das Kaiserpaar stieg auf seiner Reise durch Unterungarn im Schlosse des Grafen Josef Wenckheim ab, das gastfreundlich seine Thore öffnete, nachdem es für diese Gelegenheit restaurirt worden war. — Die Sonne beleuchtete freundlich die zwei großen, eckigen Thürme, unter deren Portale man in den schönen Park einfuhr, auch die lange Fensterreihe seiner Façade in dem für diese Gelegenheit angethanen Festtagskleide gewährte dem hohen Paare einen ebenso freundlichen Anblick, als einst hundert Jahre früher der gefeierten Kaiserin Maria Theresia. Das herbeigelaufene Volk der links liegenden Stadt Gyula drängte sich an die frischgeputzten und leuchtenden Eisengitter, über welche eine Brücke in den Hof führte, und gaffte neugierig — keine Freude, kein Jubel ging durch die Menge, ja es lagerte über derselben fast wie Trauer, als die Wagen über die Brücke einfuhren — Ungarns angestammter König kam als fremder Eroberer in's Land!

Graf Josef Wenckheim stand an der Schwelle seines Hauses, umgeben von seiner Familie und seinen Verwandten, deren herzliche Güte und gastfreundlicher Sinn stets den

Höchsten, wie den Einfachsten willkommen hieß, und der Hof überschritt die Schwelle des Hauses, betrat den Stammsitz einer Familie, deren Popularität im Lande ebenso groß, als allgemein war. Der deutsche Name, den sie trug, war ihr seit einem Jahrhunderte ein Grund größeren Eifers, dem erworbenen Vaterlande zu dienen, unverdrossen, treu und, fest; durch Heiraten rasch nach einander den ältesten und vornehmsten Aristokraten des Landes verbunden, hatten sie es stets verstanden, sich nach und nach oben wie unten im gleichen Maße Liebe und Achtung zu erwerben. Seit ihrer Niederlassung im Bekescher Comitate, als die Erben der Harokers, stets bemüht, dem Lande treue Söhn heranzuziehen, empfingen sie nun an der Schwelle ihres Herrensitzes das Kaiserpaar mit traditioneller Ergebenheit.

Aber der ritterliche Kaiser und die schöne Kaiserin gingen wieder, wie sie kamen, und es änderte sich nichts im Lande; die gleiche Schwermuth, das gleiche Mißtrauen herrschte nach wie vor; die Spuren des Jahres 1848 verwischten sich nicht; das Joch des Eroberers rief Unwillen und Rachedurst hervor; die Lieblinge des Volkes, nach dem Ausland geflüchtet, durften die Landesgrenze noch nicht überschreiten; fremde Gesetze, gegen die sich Hoch und Niedrig sträubte, vermehrten die Unordnung und Unzufriedenheit; die Söhne der Dahingeopferten aus dem letzten Befreiungskriege wuchsen heran und bildeten eine tüchtige Opposition; das Murren wurde kühner, lauter; Erzählungen und Erinnerungen aus der Vergangenheit nahmen an Prestige zu, machten auf's Neue die Runde; die Blicke begannen sich nach dem alten Herrenhause von Geszt, dem angestammten Familiensitze der Tisza's,

welches inmitten des Alfölds *) die Ebene dominirte, zu wenden; in den Mauern von Geßt machte sich ein junges, frisches Talent bereits geltend, aus dem sich vielleicht einer jener Sterne bilden sollte, welche in der schmerzlich trüben Geschichte Ungarns aneinandergereiht eine glänzende Sternenkrone bilden, hellstrahlend durch die Jahrhunderte hindurch, seitdem Arpad's Schaaren sich über die Gefilde Pannoniens ergossen.

Graf Ungváry vertiefte sich in seine Gedanken, indem er durch die Felder fuhr. Jahrelang durch seine mißlichen Verhältnisse zurückgehalten, hatte er der Politik kaum irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt; erst unlängst, während seiner nacheinander unternommenen Ausflüge durch's Land und seines längeren Aufenthaltes in der Stadt hatte er neue Daten eingesammelt und sein aus materiellen Sorgen eingeschlummerter Patriotismus erwachte wieder; er nahm sich vor, in Zukunft mit regem Eifer an den Ereignissen theilzunehmen und auch öfters in der Umgebung herumzufahren und nachzusehen.

„Was thue ich mit Elsa," rief er urplötzlich seine Gedankenfolge unterbrechend, und zum so und so vielten Male erfüllte eine Art Widerwillen seine Brust gegen die unschuldige, junge Frau, die niemals in seine Pläne paßte. „Sie ist noch immer ein verzogenes Kind, denn ich habe bis jetzt noch nicht Zeit gehabt, sie zu erziehen und sie ist eine Deutsche, das lastet schwer auf mir."

Er vergaß ganz, daß er ihr allein seine Rückkehr

---

*) Die Niederungen Ungarns.

in's Land verdankte, daß ihr kleines Vermögen seine schlecht organisirte Wirthschaft vor Untergang gerettet hatte; er vergaß, mit welcher Geduld und Güte sie mit ihm die schweren Mühseligkeiten ihres einsamen, freudenlosen Lebens ertragen hatte; er vergaß, mit welchem Eifer sie die Landessprache erlernte, die sie bereits geläufig wie die eigene sprach, und noch als halbes Kind in dieses Land versetzt, dasselbe bereits als ihre theure Heimat liebte, obwohl sie ihr wahrlich nur Schatten- statt Lichtseiten der Reihe nach gezeigt hatte. Trotzdem blieb sie eine Deutsche, trug sie einen deutschen Namen, war sie die Tochter eines deutschen Fürsten, eines Gegners Ungarns, die Tochter des Fürsten Johann Nepomuk von Kleisten. Er grollte ihr bitterlich dafür.

Der Graf kutschirte die Pferde selber, die man ihm entgegengesandt, und als er um die Biegung eines Ackerfeldes fuhr, begegnete ihm plötzlich ein schöner Viererzug, den er, in Gedanken vertieft, in der Ferne nicht bemerkt hatte und welchen gleichfalls der Eigenthümer, den er sogleich erkannt hatte, selbst kutschirte.

„Wohin?“ rief der Graf grüßend.

„Nach Hidfalva,“ erwiderte der Andere, „wie ich dir unlängst versprach, ich brenne vor Begierde, mich deiner Frau vorzustellen.“

Beide Herren hatten sich unlängst in der Stadt befreundet.

„Meine Frau,“ sagte der Graf, die ungeduldigen Pferde zurückhalteud, „wird sehr überrascht sein, ich fürchte fast einen ungünstigen ersten Eindruck. Wir lebten bis jetzt in

der größten Einsamkeit, seit Jahren schon verirrte sich kein Gast zu uns."

„Ich werde mich bestreben, Gnade zu finden," lachte der Neuangekommene, die schönen Pferde antreibend; das bescheidene Gespann des Grafen folgte. „Er läßt mich nicht einmal voraus fahren," dachte dieser, „das wird eine schöne Ueberraschung, arme Elsa! Der erste Eindruck kann unmöglich ein günstiger sein und ihr Anzug und das Haus, o weh! Daß ihn der Kuckuk hole, warum muß er sein Versprechen gar so eilig halten. Ich hoffte ihm zuvorzukommen. Wie wird sie wohl aussehen, meine Frau, die er zu kennen vor Begierde brennt, hängende Zöpfe, ich wette, und ein zerrissenes Kleid, aus dem schon längst alle Farben herausgewaschen wurden, ein ungefegter Hof, ein unordentliches Haus, kein Zimmer, kein Bett für unsern Gast. Wie wird sie sich wohl benehmen, befangen und entsetzt, und ganz unvorbereitet, wie sie ist, kann ich es ihr nicht einmal übelnehmen."

Der Graf malte sich das Bild aus und wurde dabei sehr unglücklich, er schämte sich. „Es ist auch meine Schuld," dachte er dann wieder, „ich hätte es nicht dulden sollen, ich hätte auf Ordnung schauen sollen, ich hätte ihr früher etwas Geld geben sollen, sich Kleider damit zu kaufen, das Haus besser zu bestellen. Da haben wir's, die Reue kommt immer zu spät!"

Im Zorne hieb er auf seine zwei Schimmel ein, daß diese wie besessen mit dem Vollblut-Viererzug um die Wette liefen und durch das gewöhnliche Getümmel der heimkehrenden Heerden und der davon aufgewirbelten, dichten Staubwolken durch das Dorf dem Castell zurannten, dessen rothes Ziegeldach im

Schein der Abendsonne leuchtete. Beide Gespanne fuhren rasch durch das weitgeöffnete Thor in einen geräumigen, mit Acacienstauden und einigen Blumenbeeten verzierten, gut gehaltenen, gut gehegten Hof ein.

„Gott sei Lob und Dank,“ dachte der Graf beim Gitter, „sie hat fegen und putzen lassen, vielleicht zu Ehren meiner Zurückkunft, der allererste Eindruck also wäre zum mindesten nicht abschreckend.“

Seitwärts, rechts bei der Einfahrt standen zwei Linden so nahe aneinander, daß sich ihre Zweige begegneten und ein prachtvolles grünes Zelt bildeten; darunter stand ein Gartentisch mit einigen Stühlen und auf der ebenfalls von der sinkenden Sonne hell beleuchteten weißen Sandfläche blühte in einem geschmackvoll gezeichneten Bogen frisch, bunt und schön ein Beet verschiedener Blumen; sie bildeten einen blühenden, farbenreichen Kranz und dieser Kranz umrahmte die anmuthige Gestalt einer jungen Frau, die beim Hereinfahren der Wagen von ihrem Sitze aufsprang; sie legte ihr Buch und ihren Hut auf den Tisch und eilte den Ankömmlingen entgegen; als sie aber an der Seite ihres Mannes einen fremden Herrn bemerkte, blieb sie plötzlich stehen. Die Sonnenstrahlen fielen glühend auf sie herab und zauberten um sie einen goldenen Saum, dessen Wiederstrahl spielend auf die Blumen zu ihren Füßen niedersank. Sie trug ein blaues Seidenkleid nach der neuesten Mode, bauschig und faltenreich; ihre mittelgroße, schlanke Gestalt umschloß ein knapp anliegender Leib mit breitem Gürtel, ihre dichten, braunen Flechten, mit ihrem leisen Anstrich von Roth, waren über ihre Stirne zu einer hohen Krone ineinander gewunden, und von einigen Epheu=

blättern umschlungen; ein schwermüthiges, aber freundliches Lächeln spaltete ihre Lippen ein wenig, und ihre großen, geistreichen Augen, von dichten, dunklen Brauen und Wimpern beschattet, blickten erstaunt auf die Kommenden. Die junge Frau und die blühende, sonnige Staffage, welche sie umgab, vereinigten sich zu einem reizenden Bilde.

„Bin ich verzaubert?“ dachte der Graf, vor Erstaunen stillestehend. „Was ist mit Hidfalva und mit Elsa geschehen? ich erkenne sie nicht wieder.“

„So komme doch und stelle mich deiner Frau vor,“ mahnte sein Begleiter, „oder bist du selbst durch ihr Erscheinen wie verzückt? Kein Wunder, sie ist reizend!“

„Ich kann es nicht leugnen,“ meinte der Graf halblaut, „der erste Eindruck ist ein günstiger.“

Er folgte der Weisung und näherte sich der jungen Frau, die ihm die Hand entgegenstreckte; er nahm die Hand und sie an sich heranziehend sagte er dann, auf den Besuch weisend:

„Baron Bela Oerlaky, unser Nachbar, der sich seit Kurzem etwa zwei Stunden weit von hier niederließ, um sein Gut zu bewirthschaften; wir waren in der Stadt oft beisammen und er wünschte sehr, deine Bekanntschaft zu machen — je eher, je lieber.“

Elsa blickte auf mit ihren großen Augen und schaute dem Gast treuherzig in's Gesicht; sie reichte ihm die Hand und sagte mit einem leichten, rasch vorübergehenden Anflug von Verlegenheit:

„Sie sind der erste Gast, den ich in Hidfalva begrüße, nach fünf Jahren, das ist beinahe merkwürdig! Ich heiße Sie herzlich willkommen, vielleicht öffnet sich durch Sie die

Pforte dieses verzauberten Hauses auch wieder der übrigen Welt."

„Siehe da," dachte der Graf, „sie benimmt sich ganz gut, über alle Erwartung gut."

„Ich habe es Tibor deutlich auseinandergesetzt, daß er ein Narr sei," lachte der Baron, indem sie alle Drei unter den beiden Lindenbäumen Platz nahmen; „es ist ebenso gut für seine eigene Persönlichkeit, wie für seine Gutsbewirthschaftung von positivem Nachtheil, sich auf diese absonderliche Weise von aller Welt abzusperren; des schweren Unrechts, das er damit seiner jungen Frau gegenüber begeht, gar nicht zu gedenken. — Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Fürstin?"

„Fürstin!" Der Graf starrte den Sprecher an; es fiel ihm plötzlich auf, daß er die Tochter aus einem der ersten Fürstenhäuser der reichsunmittelbaren Geschlechter des heiligen römisch-deutschen Reiches geheiratet hatte.

„Ich wollte meine Frau erst dann aufführen," sprach er selbstbewußt, „bis sich unsere pecuniären Verhältnisse etwas gebessert hätten."

„Was Hidfalva betrifft, lieber Tibor, bist du höchst ungerecht," fiel ihm der Baron in die Rede, „es ist nicht groß, aber charmant, das Haus, sowie der Garten. Und die schönen Blumen, Fürstin, ich bete die Blumen an, und ich wage es zu hoffen, daß ich darin Sympathie bei Ihnen finde, da sie so reichlich unter Ihrem Zauberstab erblühen."

„Vollkommen," sagte Elsa, „meine Sympathie ist Ihnen nach dieser Richtung hin gewiß; auch ich liebe die Blumen sehr, sie sind mir ein Bedürfniß, seit frühester Kindheit befasse ich mich mit ihrer Pflege; meine arme Mutter, welche seit

meiner Geburt kränkelte, konnte ohne Blumen nicht leben. Ich erbte ihre Vorliebe dafür, und trachtete auch hier meine Lieblinge aufzuziehen; freilich mit dem fürstlichen Prunke und den prachtvollen, ausgedehnten Glashäusern bei meinem Vater können wir nicht rivalisiren."

„Elsa hat in meiner Abwesenheit sprechen gelernt, merkwürdig," dachte der Graf.

„Wenn nicht an Prunk, so rivalisiren Sie doch gewiß an Geschmack," sagte der Baron, sich artig verneigend.

„Na, warte nur, bis du hinaufkommst in die Zimmer," dachte der Graf, aber er sagte es nicht, „dort gibt es keine Blumen, welche die mir wohlbekannte Unordnung decken; im Salon steht, glaube ich, ein Clavier und Elsa kann singen, sie hat eine gute Stimme; unser Freund Bela mag darüber den Mangel alles Uebrigen vergessen."

Sie gingen später hinauf, da es anfing feucht zu werden, Elsa an der Seite ihres Gastes, der Graf folgte; als sie die niedere Treppe hinaufstiegen, sah er sich um und gewahrte zu seiner wiederholten Befriedigung, daß während seiner Abwesenheit auch das Haus in Ordnung gebracht worden war. Schlinggewächse und eine Reihe Blumentöpfe zierten die weißen Säulen und den schmalen Gang, der in die Gemächer führte; wie beim Eintritt ins Haus, deckten auch hier die Blumen freundlich den Mangel an allem Uebrigen.

„Sie hat ihr Möglichstes gethan, meine kleine Frau," dachte der Graf mit dankbarem Gemüth.

Dann traten sie durch eine kleine Vorhalle, deren Wände frisch marmorirt waren; eine Reihe Kupferstiche mit dunklen

Rahmen nahmen sich ganz gut darauf aus; eiserne Möbel standen in der Vorhalle, von der aus man durch eine offene Thüre in den Garten sah, es war ein angenehmer, kühler Raum für den Sommer.

„Elsa,“ sagte der Graf laut, „du hast diese Kupferstiche während meiner Abwesenheit an die Wand hängen lassen?“

„Ja wohl,“ antwortete sie leichthin, „ich fand sie in einer alten Kiste, du siehst, daß sie dem Zwecke entsprechen.“

„Vollkommen, ich bin zufrieden!“ rief er.

Sie traten in den Salon, der Graf blieb an der Schwelle stehen mit unverhohlenem Erstaunen; es befand sich nicht nur ein Clavier in demselben, sondern eine Menge hübscher Möbel, ja sogar ein Marmortisch; an der Wand hingen ein großer Spiegel und mehrere Familienportraits, worunter Durchlaucht Muck liebevoll herabblickte. Eine gute Fee hatte Hidfalva während seiner Abwesenheit sehr zu seinen Gunsten verändert, er brauchte sich nicht mehr zu schämen. Er freute sich herzlich, denn Einfachheit paarte sich mit so viel Ordnung und Geschmack, daß Baron Bela Oerlaky Recht hatte, Hidfalva eine charmante Behausung zu nennen.

„Elsa, ich habe lange deine Stimme nicht gehört, sing uns ein Lied in der Dämmerung, es wird uns Beide poetisch stimmen; meiner Treu, der Mond guckt schon durch die Aeste der Lindenbäume herein und grüßt uns freundlich, sieh den Silberstreifen, den er auf den Boden zieht.“

„Fürstin, ja, singen Sie uns ein Lied und verzeihen Sie, daß ich so kühn bin, Sie aufzufordern, aber ich liebe den Gesang eben so sehr als die Blumen und Mondenschein gar, das ist herrlich! Sehen Sie, wie der Mond Ihre Lieblingsblumen versilbert, ein magischer Anblick, seine

Strahlen brechen sich Bahn durch das dichte Laub der Linden. O der Mondenschein! nicht wahr, er trägt einen eigenen Zauber in sich, er beruhigt, er versöhnt, er erquickt!"

„Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die Zeit der stillen, kühlen Nacht,
Wenn über die versengte Blüthe
Mit seinem kühlen Thau der Himmel wacht!"

„Du improvisirst Gedichte, Elsa?"

„O nein, ich spreche sie nur nach."

„Von wem? wenn ich fragen darf."

„Diesmal von Lenau, deinem Landsmann, denn wenn er auch in deutscher Sprache schrieb, so behielt er doch immer die wehmüthige, poetische Seele des Ungarn, den freien Schwung des Geistes, die tiefe Glut des Gemüthes und die unbestimmte, oft fast peinliche Sehnsucht nach Erlösung seines noch unerlösten Volkes!"

„Und die deutsche Fürstentochter, die uns mein Freund Tibor in's Land gebracht, wird nicht auch sie, da sie nun einen ungarischen Namen trägt und eine ungarische Heimat erwarb, wird nicht auch sie beitragen, dieses theure, unter schwerem Druck schmachtende Vaterland zu erlösen und die ganze Macht ihres persönlichen Zaubers, ihres edlen Gemüthes, ihres strebenden Geistes auf die Wagschale legen?" Der Baron sprach mit von innerer Bewegung ergriffener Stimme und in halblautem Tone.

„Wollte Gott, daß es mir vergönnt wäre," antwortete die junge Frau mit inniger Rührung und unwillkürlich kreuzte sie die Arme über die Brust; das nun voller hereindringende Silberlicht des Mondes fiel auf sie und nahm sie in einen von der Dämmerung abstechenden Lichtkreis

hinein, die Silberstreifen glitten über ihre Gestalt spielend auf und nieder, über ihr glänzendes Seidengewand, über ihre zur Krone geflochtenen, schimmernden Haare, über ihr jugendlich anmuthiges Gesicht, aus dem ihre großen, strahlenden Augen sich mit begeistertem Ernst hinauf zum Himmel hoben, an dem langsam einzeln nacheinander die Sterne sichtbar wurden, die leuchtenden Sterne, zu denen die Menschen emporschauen in wehmuthsvollem Schmerz, in stiller Befriedigung, mit stolzer Ehrsucht, mit frommer Ergebenheit, mit hoher Begeisterung, mit gebrochenem Herzen, mit dankbarem Segensspruch; die goldenen Sterne, die Alles vereint gewähren, Trost und Labung, Freude und Theilnahme, Ernst und Scherz, Aufmunterung und Beschwichtigung, Ruhm und Segen, Stolz und Begeisterung; die goldenen Sterne in stiller Nacht, deren Wiederstrahl im Tropfenthau glänzt und welche diamantengleich dahinwallen in unermeßlichen, unzählbaren Reihen, die goldenen Sterne, vor denen sich Völker anbetend beugten, in deren Constellationen der fragende Menschengeist lange nach den Weissagungen der Zukunft forschte, die goldenen Sterne, die der Erde auf ihre vielen Fragen zur Antwort geben: „Wie klein bist du, wie nichtig, in dem Weltall ein flüchtiger Schall, ein Sandkorn in der Unendlichkeit.“

Der Graf blickte staunend und fast ergriffen auf seine Gemalin hin, ein eigenthümliches Gefühl, das er sich nicht zu erklären vermochte, bemächtigte sich seiner; er bemerkte auch die unverhohlene Bewunderung, mit welcher sein Gast auf sie schaute, und zum ersten Male seit seiner Verheiratung dünkte es ihm, als ob ein ihm noch unbekann=

tes Etwas von höherem Werth und größerer Bedeutung in der deutschen Fürstentochter läge, die er heimgeführt nach seinem entlegenen Vaterland.

Gräfin Ungváry trat an's Clavier und der freundliche Strahl des Mondes folgte ihr wie spielend nach und beleuchtete sie noch immer mit seinem Silberglanz, da ihre Finger über das Instrument zur Begleitung ihres Gesanges hinglitten; sie sang mit voller, klarer, harmonischer Stimme, daß es weitaus tönte durch das offene Fenster hinaus in die dufterfüllte Mondnacht und hinauf zu dem besterntеn Himmel; sie sang ein einfaches Lied, jedes Wort war deutlich vernehmbar, sie sang Ungarns hohes Lied: das Szozate!

O Ungar, bleib mit fester Treu'
Dem Vaterland vereint,
Dies deine Wiege, einst dein Grab,
Dein erst' und letzter Freund.
Es ist für dich auf dieser Welt
Sonst keine Stätte frei,
Hier mußt du leben, sterben hier,
Was auch dein Schicksal sei.

Capitel XII.

„Kleine Elsa," sagte der Graf am folgenden Morgen mit einem Anfluge von Zärtlichkeit, der vielleicht Beide in gleicher Weise erstaunen machte, „ich muß dich loben, du hast während meiner Abwesenheit Wunder gewirkt. Hidfalva hat sich während deiner Vormundschaft sehr zu seinen Gunsten verändert. Doch sage vorerst, woher hast du die schönen Möbel?"

„Papa sandte sie her, ich bat ihn darum."

„Und das Kleid, in welchem du uns gestern empfingst?"

„Auch das sandte mir Papa."

„Er ist doch ein guter Papa auch in der Ferne, Durchlaucht Muck, wie ihn die guten Freunde nennen."

„O ja, Tibor, Papa ist von Herzen gut, so sagte auch schon meine Mutter, da ich ein kleines Mädchen war."

„Güte ist eine schöne Tugend, Elsa, hast du sie von ihm geerbt?"

„Leider nicht, ich bin zornig; ich kann das mir angethane Unrecht nicht von Herzen verzeihen. Meine Zwillingsschwestern erbten die Güte ihres Vaters, man ließ sie aber nie zur Geltung kommen, weil sie nicht schön sind, das ist ungerecht. Ja wenn ich verzeihen könnte, wie mein Vater

mir das schwere Unrecht verzieh, das auch heute noch ihm gegenüber auf mir lastet."

„Und wer ist's, der dir schweres Unrecht that, Elsa?" fragte der Graf scherzend; „nenne mir den Missethäter."

Sie wandte sich um und überlegte, dann erwiderte sie langsam: „Meine Schwester Ida zum Beispiel."

„Du verzeihst ihr noch immer nicht, daß sie dich nach Hidfalva in die Verbannung sandte?"

„Noch immer nicht," dachte sie, aber sie schwieg dabei, „denn ich bin nicht glücklich."

„Du hast auch mir gegenüber ein Unrecht gut zu machen, Elsa," sagte der Graf sehr bestimmt.

„Dir gegenüber?" rief sie rasch und erstaunt, sich wieder zu ihm wendend.

„Ja," wiederholte er eben so bestimmt, „du hast mich gestern bei meiner Ankunft nach mehrmonatlicher Abwesenheit recht kalt und unfreundlich empfangen."

„Nicht mit Absicht," erwiderte sie etwas verlegen, „ich war wohl durch den unerwarteten Anblick deines Freundes befangen. Ein Gast bei uns ist ein gar selten Ding."

„So komme mir dafür heute Morgen freundlicher entgegen."

Sie näherte sich langsam und reichte ihm die Stirne hin zu dem gewöhnlichen obligaten Kusse, aber der Graf küßte sie diesmal zur Abwechslung auf die rechte Wange, worüber sich ihre beiden Wangen roth färbten, sonst aber blieb sie unverändert, ruhig vor ihm stehen und er ahnte nicht, weshalb sie auch ihm nicht verzeihen konnte.

Baron Bela Oerlaky wurde ein häufiger Gast und zu

gleich ein ebenso angenehmer als willkommener Gast, er schien alle Vorzüge in sich zu vereinen, er war ein prächtiger Reiter, ein flinker Jäger, ein gewandter Spieler, immer theilnehmend und heiter, viel in der Welt herumgekommen und mit einer Leichtigkeit der Conversation begabt, die nie ermüdete, die mit unermüdlichem Talent jede Richtung und jedes Thema ausbeutete und immer sich selbst und die Anderen unterhielt. Der Baron war außerdem eine schöne, anziehende Erscheinung, etwas kleiner und schmächtiger als der Graf, beweglicher und agiler und ungefähr in demselben Alter; seine blauen Augen strahlten voll Gutherzigkeit, seine braunen Haare ringelten sich um seine weiße Stirn, ein viel lichterer, langer Schnurbart, der sich ebenfalls kräuselte, ergänzte seinen üppigen Haarwuchs, ein volles rundes Gesicht, eine etwas emporstrebende Nase und volle rothe Lippen bildeten ein höchst gelungenes Ensemble. Baron Bela galt allgemein als schöner Mann, als Günstling der Frauen, und unter Beamtensfrauen, Advocatentöchtern und Studentenmüttern als mangeur de coeur aus Profession.

Er verhehlte seine Bewunderung für Gräfin Ungváry nicht im geringsten, er huldigte ihr vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft mit unbedingter Ergebenheit, er zeigte sich stets bereit, der geringsten oder tollsten ihrer Launen mit Freuden zu willfahren, er warf alle gediegenen Erziehungspläne des Grafen Tibor über den Haufen und bestrebte sich häufig, das verzogene Kind wieder zur Geltung zu bringen. Wenn die Gräfin auszureiten wünschte, sattelte er selbst das Pferd dazu, oder er kutschirte seinen tadellosen Viererzug, drei Viertel Vollblut, das eine Pferd voran sogar Vollblut, über die holperigsten Ackerfelder oder die engsten Wege des Waldes

mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und ebenso gerne pflückte er Blumen mit ihr, oder er hackte auf ihr Geheiß an den Bäumen. Gräfin Ungváry fand an ihm einen Ritter und Sclaven in einer Person, der sie schätzte, der sie pries und der ihr gehorchte; sie freute sich darüber ebenso unverhohlen, wie er selbst; sie scherzte und lachte wieder in seiner Gegenwart, sie forderte ihn auf, zu bleiben, oder wiederzukommen, sie klagte, wenn er zu lange ausblieb. — Sie zeigte nun plötzlich eine große Sorgfalt für ihre Toilette, sie wollte keine zerrissenen oder geflickten alten Kleider, sie pensionirte die alte Babi und engagirte eine geschickte Nähterin; nach den neuesten Modebildern ließ sie alle ihre Stoffe umarbeiten und der manchmal phantastische Schnitt paßte allerdings wenig zu ländlicher Abgeschiedenheit, sie verwandelte sich selbst, wie sie ihr Haus verwandelt hatte, sie schmückte sich mit Blumen, mit einem Worte sie sah reizend aus.

„Wie lange ist Bela Oerlaky nicht hier gewesen, ich glaube über eine Woche, du solltest zu ihm, ihn herüberzu bringen,“ sagte sie zu ihrem Manne.

„Er hat in der Wirthschaft zu thun,“ erwiderte dieser mürrisch, „es geht ihm ohnehin nicht gut, er hat Schulden, mehr als ich, und nicht wie ich Fleiß und guten Willen, sie abzutragen; Bela ist im Allgemeinen ein charmanter Gesellschafter, aber er ist kein gediegener Charakter, er ist gutmüthig, aber unzuverläßlich, eine Species, bei uns zu Lande leider vie verbreitet, ein gutmüthiger, amusanter, indolenter Lump, der in den Tag hineinlebt.“

„Das heißt, Tibor, er ist kein Brummbär so wie du,

er findet nicht überall Grund zur Klage, so wie du, er unterhält sich aufrichtig, er heuchelt nicht —" sie hielt inne.

„Elsa!" rief der Graf, sie erstaunt anblickend, aber auch er hielt inne und überlegte, dann fragte er rasch: „Elsa, bist du in meinen Freund Béla verliebt?"

„Nein," erwiderte sie kurz.

„Wirst du dich in ihn verlieben, später vielleicht?"

„Nein," sagte sie ebenso kurz und bestimmt.

„Bist du deiner selbst gewiß?"

„Ja!"

„Ich frage dich, um darüber beruhigt zu sein, daß du nicht eines Tages mit ihm davonläufst."

Die Gräfin ballte ihre kleine Faust zusammen, sie schloß die Augen vor dem Schwindel, der sie ergriff, sie stützte sich auf den Stuhl nebenan, daß er darüber krachend zusammenbrach, und einen Augenblick dünkte es ihr, sie müsse die Trümmer dieses Stuhles ihrem Manne in's Gesicht schleudern, aber die schmerzliche Schule von Jahren war nicht spurlos an ihr vorübergegangen, sie blieb ihrer Meisterin; der Zorn, der sie auf Ringelsheim bis zur Narrheit überwältigte, fegte zwar auch diesmal sturmesgleich über ihre Seele, aber jetzt überwältigte sie ihn bereits und so sank sie nach einigen Minuten inneren Kampfes ermattet auf den nächsten Sitz nieder.

Der Graf sammelte die Ueberreste des gebrochenen Stuhles und meinte ruhig: „Er muß auf recht schwachen Beinen gestanden sein, um unter deiner Last zusammenzustürzen."

Sie antwortete nicht.

„Also, liebe Elsa,“ fuhr er fort, „du spielst nur mit meinem Freund Bela zum Zeitvertreib ein herzloses Spiel?“

„Nein,“ erwiderte sie mit noch schwacher Stimme, aber von der momentanen Erschütterung ihrer Seele erholt, „nein, ich spiele nicht mit ihm, er ist mir ein stets willkommener und ebenso geschätzter Gefährte in meiner Einsamkeit; ja es thut mir unaussprechlich wohl, nach Jahren trostloser Einsamkeit endlich Jemandem zu begegnen, der Antheil nimmt an mir, der Verständniß zeigt, mit dem man einen Austausch wenn nicht von Gefühlen, doch mindestens von Gedanken hat, der mir immer freundlich entgegenkommt, der mir das Leben wirklich erleichtert und verschönert; o, ich versichere dich, ich bin Baron Oerlaky sehr dankbar, ich fühle mich sogar ihm zu Dank verpflichtet, er ist für mich in jeder Beziehung von unbezahlbarer Ressource.“

Der Graf hörte aufmerksam zu, seine Stirne zog sich dabei in Falten und seine Augen blickten finster darein; er stand dann auf und sich mit vornehmer Artigkeit vor seiner Frau verneigend sagte er: „Ich freue mich, dir diese Erheiterung, Zerstreuung und Ressource hieher gebracht zu haben nach den langen, monotonen Jahren, die wir hier einsam miteinander zubrachten und die uns trotzdem leider nicht näher aneinander brachten; möge dir die charmante, amusante, anziehende Gesellschaft meines Freundes Bela Alles das ersetzen, was ich dir nicht zu bieten im Stande gewesen.“

Die Gräfin beschäftigte sich damit, das Band ihres Kleides um den einen ihrer Finger auf und ab zu rollen; sie zuckte zur Antwort mit den Achseln und zerriß dann das Band mit ihren Zähnen, und als sich ihr Mann

durch die offene Gartenthüre entfernte, blickte sie ihm mit ebenso finsterer Stirne nach, als er selbst von dannen ging.

„Er hat kein Recht, mich anzuklagen und zu verspotten; was thut er?“ sagte sie zu sich selbst, „er, der sich stets als ein musterhaftes Beispiel darstellt, wie herzlos ist er und wie ungerecht!“

Aerger und Zorn endeten dann selbstverständlich in einen Strom von Thränen. Der Schmerz, der tiefe Schmerz, der das Herz der jungen Frau erfüllte, gewann bald wieder die Oberhand. — Als der Graf später nach Hause kam, bemerkte er wohl ihre gerötheten Augen, aber er that nichts dergleichen, sondern er beschäftigte sich lediglich mit seinem neuen Gutsverwalter, in dessen Hände nach und nach die Wirthschaft übergehen sollte.

Baron Bela Oerlaky kam demungeachtet ebenso oft, nach wie vor, und brachte seine Huldigungen in den mannigfaltigsten Variationen der jungen Gräfin dar, die ihn wie früher immer gerne kommen sah; sie hatte die Wahrheit ausgesprochen, indem sie sagte, daß es für sie eine Wohlthat sei, nach langer, monotoner Einsamkeit einen Gefährten gefunden zu haben, der mit ihr schwatzte und scherzte, der ihr stets gefällig zu Diensten stand; er fand dafür eine zunehmende Sorgfalt im Hause, die beste Küche, ein gemüthliches Zimmer und ein herzliches Entgegenkommen, auch von Seite des Hausherrn, der ihm höchstens hie und da eine ironische Bemerkung an den Kopf warf und dann auf seine Felder fuhr.

„Entzückend, bezaubernd, hinreißend! Du hast eine Perle gefischt,“ wiederholte Baron Bela in's Unendliche, „du hast einen Engel erobert. Tibor, du bist ein beneidenswerther Mann!“

„Meinst du?“ erwiderte der Graf sinnend.

„Fürstin Elsa,“ rief der entzückte Verehrer, „ich habe eine Bitte; sie ist unerhört arrogant, aber ich wage sie doch; ich beuge dabei meine Kniee vor der himmlischen Güte, die Sie an uns unwürdige Sterbliche verschwenden. Wollen Sie mich mit Ihrem Besuch einmal, ein einzigesmal beglücken? Ich weiß, es sind zwischen dort und hier zwei Stunden staubiger Straße durchzufahren, aber Sie machen mich damit zum stolzesten aller Sterblichen. Wollen Sie?“

„Ja, ich will,“ lächelte die Gräfin.

„Man fährt über Rudna; der Weg ist gut, nur sehr staubig, ich will Sie empfangen wie eine Königin, mit Banderien, wenn Sie erlauben, und einer Triumphpforte.“

„Wir bestimmen also den Tag,“ sagte die Gräfin, „heute über acht Tage, ist es Ihnen so recht?“

Der schöne Cavalier neigte das Knie und küßte seiner gnädigen Gönnerin die Hand.

„Uebertreibungen, lieber Bela,“ bemerkte der Graf dazu, „sind meistens lächerlich.“

„Du hast weder Poesie, noch Romantik, noch Gefühl,“ antwortete der Baron ärgerlich.

„Desto mehr klare Vernunft, die dich zu verlassen scheint; Glück zu übrigens! Fahre nach Hause und mache Vorbereitungen, uns heute über acht Tage würdig zu empfangen.“

„Rudna?“ dachte die junge Gräfin, „man fährt durch Rudna, woher kenne ich den Namen? — Man rufe mir die alte Tupa,“ befahl sie noch am selben Tage.

„Kleine Gräfin,“ bat Frau von Hegyesy, die zugegen war, „lassen Sie sich mit der alten Zigeunerin nicht ein.“

Allein die Gräfin achtete nicht darauf und empfing das alte Weib.

„Hast du nicht wieder Hochzeit in deiner Familie," fragte sie, „zu der du ein Geschenk brauchst? Alte, willst du wieder fünf Gulden verdienen? Sprich!"

„Hochzeit ist gegenwärtig keine im Zigeunerdorf," erwiderte die Alte, „aber bald wird Taufe sein in unserer Hütte, ein Urgroßenkel kommt zur Welt. Wo ist die gute, alte Zeit, da gab's nicht dergleichen Firlefanz, jetzt müssen sich auch die Zigeuner taufen lassen und es kostet Geld, Schade um das schöne Geld."

„Wohlan, du sollst Geld verdienen, und zwar auf leichte Art. Ist das Kind der schönen Julka noch immer in Rudna, und bei wem ist es in Kost? Binnen drei Tagen bringst du mir Antwort."

„Ein herzig Büblein, aber kränklich, hat schwarze Haare wie der Vater, blaue Augen wie die Mutter, in drei Tagen bringe ich Antwort," und mit dem Stocke klopfend, auf den sie sich stützte, holperte die Alte hinaus und dachte: „Was hat die junge Gräfin vor, Tupa muß aufpassen. Heute aber war sie nicht mehr böse, noch trostlos, schau, schau, man gewöhnt sich d'ran."

„Du mußt dich so schön als möglich machen, Elsa," mahnte der Graf, „denn wie ich Bela kenne, veranstaltet er ein Fest dir zu Ehren und es ist die erste Gelegenheit, dich mit der Nachbarschaft bekannt zu machen. Ich freue mich darauf."

Die Gräfin schmückte sich zum Feste, sie trug ein Rosakleid von duftigem Stoff und darüber einen Spitzenleib; ihre breiten Haarflechten waren mit Bändern durchflochten und

um den Hals trug sie ein Kreuz von Smaragden an goldener Kette, ein Andenken an ihre früh verstorbene Mutter.

„Du siehst gut aus,“ bemerkte der Graf.

Der Wagen rollte über die ebene Straße lustig dahin und wühlte Staubwolken auf, da bäumte sich plötzlich das Stangenpferd, erschreckt durch einen schwarz ausgebrannten Holzblock am Wege; der Wagen wurde nach links geschleudert, an einen der Straßenpfosten. Der Graf sprang auf und griff in die Zügel, es gelang ihm auch bald die Pferde zu beschwichtigen, allein eines der Räder war durch den Anprall des Wagens beschädigt, so daß man nur langsam weiterfahren konnte.

„Der Schmied in Rudna muß helfen,“ meinte der Kutscher, „sonst bleiben wir unterwegs auf der Straße.“

„Ist es noch weit bis dahin?“ fragte die Gräfin.

„Etwa eine Viertelstunde.“

„Ja, das Rad muß ausgebessert werden,“ sagte sie bestimmt, „sonst fahre ich nicht weiter.“

„Du bist doch sonst nicht furchtsam, Elsa,“ meinte der Graf.

„Ich bin nicht furchtsam,“ sagte sie, „aber ich will nicht auf der staubigen Straße umgeworfen werden und schmutzig und in derangirter Toilette ankommen.“

„Darin hast du allerdings Recht, wir wollen im Vorübergehen das Rad befestigen lassen.“

Der Graf ließ beim Schmied halten und half seiner Frau vom Wagen herunter.

Die Schmiedsleute gehörten zu den vermöglichsten Bauern im Orte, sie hatten zwei Zimmer im Hause, wovon das eine als Empfangzimmer diente; zwei mit Federkissen auf-

gehäufte Betten standen an der Wand, in der Mitte des Zimmers befand sich ein Tisch mit einem weißen Teppich, den die Schwester des Schmiedes, welche als Kinderwärterin bei einem benachbarten Edelmann fungirte, verfertigt hatte, noch einige Stühle und ein niederer Kasten, mit Birnen und Aepfeln decorirt, ergänzten das Ameublement. Die geschäftige Frau, hocherfreut über den vornehmen Besuch, wischte die Stühle mit ihrer Schürze ab und rückte dieselben an den Tisch heran, die Gräfin nahm Platz, während der Graf hinausging, um die Arbeit des Schmiedes zu beschleunigen.

„Ihr habt da ein großes, hübsches Zimmer," fing die Gräfin zu sprechen an.

„Nicht wahr, hochgeborne Gräfin," erwiderte die Bauersfrau, beglückt und selbstbefriedigt durch die Anerkennung.

„Und gar auch Bilder an der Wand," fuhr die Gräfin fort, „siehe da, zwei berühmte Männer, Kossuth Lajos und Graf Szechenyi."

„Die Ersten in Ungarn!" rief die Frau. „Wir sind gute Patrioten, mein Mann, der focht tapfer mit im Jahre 1848, später hatte er Mühe durchzurutschen, aber es gelang ihm doch, er ist geschickt, mein Mann, sie konnten ihn nicht fangen. Nun sind es über zehn Jahre seit dem Ende des unglücklichen Krieges und die Gefahr vorüber, mein Bruder, Gott hab' ihn selig, blieb im Gefecht bei Debreczin, er diente unter Graf Ungváry. Der gute Graf rutschte auch durch, aber er mußte fort in die Verbannung; wir freuten uns sehr, als der junge Graf heimkehrte, und einmal ging ich nach Hidfalva zu meiner Base, in der Absicht, die junge Frau Gräfin durch das Gitter des Hofes anzusehen, aber

ich ging vergebens zur Base, die Frau Gräfin war krank, ich sah sie nicht und seitdem fand ich keine Zeit mehr, um nach Hidfalva zu reisen. Wir sind fleißige Leute, kommen nicht vom Hause fort, nun aber hat der Himmel meinen Wunsch erhört und mir wird die hohe Ehre zu Theil, die junge Frau Gräfin in meinem Hause zu sehen. Und sie ist noch viel schöner, als ich dachte, sie ist schön wie ein Engel, ich habe noch nie so schöne Augen gesehen und man erzählt hier im Lande, die junge Frau Gräfin sei die Tochter eines Herzogs."

„Mein Vater ist allerdings ein Fürst, weit, weit von hier," lachte die Gräfin, durch das Geplauder in heiterste Laune versetzt.

„Weit von hier?" wiederholte die Frau, „aber die hochgeborne Gräfin sind doch glücklich bei uns, nicht wahr? Haben sich in einigen Jahren an unser Land gewöhnt, sprechen ja schon ungarisch wie eine Eingeborene und haben einen guten, schönen Mann."

„Ja wohl, liebe Frau, das Alles ist wahr und ich bin gerne im Lande, nur haben wir keine Kinder, das macht mich denn auch manchmal recht traurig."

„Keine Kinder? Das ist freilich traurig, aber warum sollten sie nicht noch kommen, Gott ist gut, man muß ihn bitten, die Herrschaften sind ja noch jung und zuletzt könnten sie auch nach Rudna wallfahrten."

„Habt Ihr Kinder, meine lieben Leute?"

„Eine große Tochter und einen kleinen Buben."

„Ruft sie doch ins Zimmer herein, ich möchte die große Tochter und den kleinen Buben gerne sehen."

Die Frau zauderte, dann rief sie laut nach ihrer Tochter.

Das Mädchen kam herein und küßte der Gräfin die Hand.

„Wie heißt du?“ frug sie.

„Erzsi, zu dienen, Euer Hochgeboren.“

„Ah! meine Namensgefährtin, ich heiße auch Elisabeth, doch nennt man mich Elsa! Wie alt bist du?“

„Siebzehn Jahre, hochgeborne Gräfin, seit Ostern, gerade an dem Tage, da wir den Tanz hatten am Platz vor der Kirche. In Hidfalva aber, als die Herrschaften die Bauern zusammenriefen, soll es viel schöner gewesen sein, wir hörten davon sprechen.“

Das Mädchen hat die geläufige Zunge ihrer Mutter geerbt, dachte die Gräfin. „Bis ich wieder komme, bringe ich dir ein schönes Band für deine Haare,“ sagte sie, „du hast einen schönen Zopf. Wo ist dein Bruder? Hole den Knaben.“

„Der Knabe schläft wohl irgendwo in der Sonne,“ meinte die Frau.

„Ich finde ihn schon,“ rief das Mädchen geschäftig und in Erwartung des versprochenen Bandes sehr beflissen, sich gefällig zu erweisen. Die Mutter wagte nicht sie zurückzuhalten, und noch ehe sie sich darüber fassen konnte, trat das Mädchen, den Knaben an der Hand, wieder zur Thüre herein. „Gehe hin, küsse der gnädigen Gräfin die Hand,“ mahnte sie.

Die Gräfin zuckte unwillkürlich zusammen, man konnte dem Knaben die sprechende Aehnlichkeit mit seinen Eltern nicht absprechen, sie stützte ihre Stirne in die Hand, um eine Thräne zu verbergen, die sich ihr ins Auge schlich, aber sie überwand sich rasch und frug:

„Wie heißt das Kind?

„Der Knabe heißt Laczi,“ sagte die Schwester.

„So hieß auch mein verstorbener Schwiegervater,“ sagte die Gräfin den Knaben heranziehend, „ein sehr schönes Kind, der Abstand an Jahren im Vergleich zur Schwester ist sehr groß, das Kind ist kaum drei Jahre alt.“

„Es ist nur mein Ziehbruder,“ rief das Mädchen, „aber ich liebe ihn so sehr, als wäre er mein rechter Bruder, oder gar selbst mein eigen Kind, ich pflege ihn gerne, er ist oft krank, es plagt ihn das böse Fieber!“

„Es ist eine Waise, die ich angenommen habe,“ sprach die Frau. Das Kind kam ganz nahe zur Gräfin herangekrochen, und als diese mit der Hand schmeichelnd über seine Haare strich, lehnte es den Kopf gegen ihre Kniee und flüsterte treuherzig:

„Laczi ist immer müde und durstig wegen des Fiebers!“

„Was soll ich dem kleinen Laczi mitbringen, wenn ich wiederkomme?“ fragte die Gräfin.

„Laczi friert wegen des Fiebers und braucht eine große, warme Decke, die er mitnehmen darf in den Stall.“

„Kauft ihm eine Decke, ich werde dafür zahlen. Armes Kind!“ und sie beugte sich gerührt über den Knaben.

„So danke doch der schönen, guten Gräfin.“

Das Kind zog die weiße Hand der Gräfin an die Lippen und legte dann sein Gesicht darauf. Die Schwester kniete nebenan und die Mutter wischte sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen, eine Art Gebet vor sich hin murmelnd.

Da trat der Graf über die Schwelle, er prallte zurück, als er der Gruppe ansichtig wurde; die Gräfin bemerkte ihn wohl, aber sie blickte nicht auf, sie zog das Kind in ihren Schooß.

„Elsa," sagte der Graf, „der Wagen ist hergestellt, wir können getrost weiterfahren."

Die Gräfin stand auf und führte den kleinen Knaben zu der größeren Schwester und sagte eindringlich: „Du mußt ihn pflegen und wenn etwas fehlt, werde ich es schicken, das arme Kind ist krank, kauft nur gewiß die warme Decke."

Sie traten hinaus, die Bauersfrau und die Kinder folgten mit lauten Segenswünschen für das gräfliche Paar.

„Hochgeborner Graf," flüsterte die Frau des Schmiedes, „diese Fürstentochter, die Sie sich aus fremdem Land geholt, ist schön und gut wie ein Engel."

Die junge Gräfin grüßte nochmals freundlich und bestieg den ausgebesserten Wagen, ihr Mann folgte und saß schweigend an ihrer Seite, als die Pferde wieder über die staubige Straße dahinflogen.

Capitel XIII.

Baron Bela Oerlaky übertraf sich selbst und die in ihn gesetzten Erwartungen. Das Banderium begrüßte die Dame seiner Verehrung an der Grenze seines Gutes und begleitete sie bis zu der Einfahrt seines Parkes, wo ein Triumphbogen aus grünem Reisig und Blumenguirlanden aufgebaut stand. Vor der Thüre des Hauses, ein hübsches, mehr freundliches als imposantes Castell, aber jedenfalls eleganter als Hidfalva, schmetterte die Zigeunerbande lustig dreiñ, als der Wagen einfuhr. Der Herr des Hauses wartete auf der letzten Stufe der vier steinernen Treppen, die in die Vorhalle führten; auch hier schmückten Blumenkränze Vorhalle und Stiegenhaus.

Musik und Blumen waren ja der jungen Gräfin lieb. Er selbst in eleganter Haltung reichte ihr den Arm und führte sie die im Innern der Halle angebrachte Stiege hinauf in den Salon, in dem sich bereits eine kleine Gesellschaft versammelt hatte. Die lange Fahrt und die Ueberraschung des Empfanges färbten Elsa's Wangen und verliehen ihren großen Augen ungewöhnlichen Glanz, und als sie in den hübschen, durch vier Fenster erhellten Salon

trat, mußte der erste Eindruck der Anwesenden der mit vieler Neugierde erwarteten Fremden zugestehen, daß sie wirklich reizend sei und Augen von wunderbarer Schönheit besäße. Baron Bela, sie am Arme festhaltend, führte sie der kleinen Versammlung entgegen und stellte jeden Einzelnen vor.

„Meine Cousine, Gräfin Anna; leider eine etwas weite Nachbarschaft für Hidfalva, aber immerhin noch erreichbar und sehr empfehlenswerth, ich versichere Sie, Fürstin Elsa! Schließen Sie Freundschaft mit meiner Cousine, die ich deßhalb herbestellte; sie ist hübsch, gut, vernünftig und besitzt noch obendrein reizende Kinder, die ihr ähnlich sehen."

„Höre doch mit deinen Recommandationen auf," lachte die Cousine, „Gräfin Ungváry wird hoffentlich im Verlaufe der Zeit nach eigener Erfahrung urtheilen."

„Ich wünsche Sie oft zu sehen," rief die Gräfin, „ungeachtet der Entfernung unserer Behausungen."

„Hier ist der Gatte meiner Cousine, Graf Pali en person; er spricht wenig, aber was er spricht, ist weise."

„In Bela's Gegenwart kann man jedenfalls seiner eigenen Zunge Ruhe gönnen, meinen Sie nicht auch, Fürstin?"

„Ich bin für meinen freundlichen Gastgeber sehr parteiisch, lieber Graf," erwiderte die Gräfin Elsa schelmisch.

„Da hast du's, gleich und gut abgetrumpft; fahr, mit deiner Weisheit ab und mach Platz."

Der Graf, sich verneigend, zog sich in den Hintergrund zurück.

„Hier dieses kleine niedliche Mädchen ist Rozsikám, die Nichte meiner Cousine Anna, die Tochter ihrer ältesten

Schwester, ein kleines Juwel, nur muß sie, um Vollkommenheit zu erreichen, noch ein wenig in die Höhe wachsen, sie ist zwar erst sechzehn Jahre alt."

Das Mädchen verneigte sich tief und erröthend. „Bela Bacsi ist immer in guter Laune," flüsterte sie.

„Ich fürchte, ich habe ihn seinen früheren, älteren und besseren Verpflichtungen grausam entzogen," sagte Gräfin Ungváry, „seitdem er unsere Einsamkeit in Hidfalva öfter freundlich erheitert."

„Wir müssen uns ob seiner Treulosigkeit trösten, in der Ueberzeugung, daß er Besseres gefunden," sagte Rozsi.

„Ja, er hat Besseres gefunden, obwohl es bei euch auch sehr angenehm ist."

„O Baron Bela, Sie sind unbezahlbar!" lachte Elsa im Chor mit den Uebrigen.

„Hier ist mein specieller Freund, Nicolaus von Farkas, schlechtweg Niki genannt; Jedermann im Comitat kennt den Niki, groß im Pferdehandel; ein Pferd, das nicht durch seine Hand ging, ist nicht lancirt, es ist ebenso nicht geadelt, als jedes aus seinem Stalle unbedingt fehlerlos sein muß. Er reitet, Fürstin; wenn Sie ihn reiten sehen, bin ich ein geschlagener Mann."

„Wir müssen es darauf ankommen lassen. Sie besuchen uns einmal in Hidfalva, nicht wahr, ich selbst bin eine leidenschaftliche Reiterin."

„Hörst du, Niki, wie unverdient liebenswürdig du aufgenommen wirst?"

„Ich stehe mit meinem ganzen Marstall zu Befehl," erwiderte der etwas verlegene Sportsman.

„Hier mein Hofrichter und seine Frau, alte, treue

Freunde, Frau von Hegyesy könnte sie aus alter Bekanntschaft gut empfehlen!"

„O," rief die junge Gräfin, „welch' vortreffliche Frau unsere gute Sári Neni, gleich anfangs, als ich herkam, lernte ich sie lieben und schätzen!"

„Sie ist der Liebe und der Hochachtung werth, hochgeborne Gräfin," sagte die Frau Hofrichterin, „und ich weiß, wie innig sie an ihrer kleinen Gräfin hängt."

„Thut sie das? Ich glaube es, aber trotz alledem freut mich stets die wiederholte Versicherung ihrer Liebe auf's Neue."

„Und nun, Fürstin Elsa, pour la bonne bouche, hier sind zwei Comitats-Merkwürdigkeiten, ein älteres und ein jüngeres Exemplar. Nr. Eins ist ein Onkel von mir, er war Geschwisterkind zu meinem Vater, er heißt, wie ich, Baron Oerlaky, mit dem Taufnamen Jozsi, das heißt Jozsi Bácsi. Es versteht sich von selbst, Fürstin Elsa, daß ich Ihnen zu Ehren nur vortreffliche Menschen eingeladen habe. Jozsi Bácsi war stets die Perle der Familie, er ist eine Art Gelehrter, und was ich selbst erlernte, verdanke ich ihm, denn das bekannte kategorische „Szamár" (Esel), mit welchem er mich bis zu meinem 18. Jahre jedesmal empfing, wenn ich ihn besuchte, figurirte in meiner Kindheit und ersten Jugend als positives Schreckniß, vor dem ich mich zu schützen eifrigst bemühte; mein redlichstes Bestreben wurde indessen lange nicht anerkannt und es blieb länger, als mir lieb war beim „Szamár."

„Ich hoffe, Fürstin," sagte der alte Herr lächelnd, „daß Sie mit dem Resultate meiner unerschütterlichen Ermahnungen zufriedengestellt sind."

„Wie war's nach achtzehn Jahren?" frug Gräfin Ungváry scherzend

„Nach meinem zurückgelegten achtzehnten Jahre, Fürstin Elsa, machte ich eine so glänzende Prüfung, daß mein Onkel einzusehen anfing, daß ich eigentlich doch sein Neffe sei.“

„Ist das wahr, Baron Oerlaky?“

„Es ist wahr, aber mit dem Zusatze, daß in den darauf folgenden Jahren noch oft Freude und Schmerz wechselten; doch Freude und Schmerz ist ja das Leben.“

„Vergiß mich nicht,“ mahnte ein blonder Jüngling, den Baron beim Rocke zupfend.

„Durchaus nicht, aber jeder an seiner Tour; tritt vor, Junge, und verneige dich.“

Der Junge gehorchte und verneigte sich mit einer affectirten, aber nicht uneleganten Beflissenheit.

„Auch ein Verwandter der freiherrlichen Familie Oerlaky, doch hat er nicht die Ehre Oerlaky zu heißen, unsere Großmütter waren Schwestern; ungeachtet des Altersunterschiedes, der zwischen uns Beiden herrscht, sind wir gute Cameraden. Der Junge heißt officiell Graf János, en famille nennen wir ihn schlechtweg Jánoska seiner Zierlichkeit wegen; er ist 19 Jahre 2 Monate und 6 Tage alt, Jurist von Profession, das nächste Jahr geht er nach Bonn, um Deutschland geistig zu erobern. Alles in Allem ist er ein charmanter Junge, wenn er nicht posirt, leider posirt er gerne, besonders vor schönen Damen.“

Der junge Herr wurde roth bis über die Ohren, aber nicht vor Verlegenheit, sondern aus Aerger.

„Er neckt Sie gerne, nicht wahr? Als jüngerer Verwandter müssen Sie es ihm nicht übel nehmen.“

„Der Klügere gibt nach, sagt ein altes Sprichwort,“ erwiderte der Jüngling rasch, „und nicht der Unterschied

der Jahre macht den Klügeren; denn Alter paart sich nicht immer mit Weisheit; mein Cousin Bela ist mir zwar ebenso überlegen an Geist als an Jahren, aber er hat dabei doch einen ausgesprochenen Fehler, er spricht immer zu viel, die Hälfte seiner Worte wäre gerade das richtige Maß."

„Gut debutirt, mein Junge, ich gratulire, Fürstin Elsa zweifelt nicht an deiner Begabung, aber sie ist etwas müde," und sich an die junge Gräfin wendend, indem er den Jüngling freundlich auf die Schulter klopfte, fuhr er fort:

„Ich habe ein Zimmer reservirt. Erlauben Sie, daß ich Sie dahin führe, es wird Ihnen wohl thun, sich nach der langen Fahrt ein paar Minuten auszuruhen, ehe wir uns zu Tische setzen. Meine ländliche Collation bittet im Voraus um Nachsicht und erwartet einen ebenfalls ländlichen Appetit."

Ohne Antwort abzuwarten drängte er, Gräfin Ungváry noch immer an seinem Arm, mitten durch den Kreis und durch die entgegengesetzte Thüre, durch welche er sie hineingeführt hatte; er küßte ihr die Hand, da er sie an der Schwelle des reservirten Zimmers verließ, und kehrte in die Gesellschaft zurück.

„Meine Herrschaften, ein einstimmiges Urtheil über die Tochter des Fürsten Kleisten," rief er noch an der Thüre, „Sie ist eine glänzende Acquisition für das Land im Allgemeinen und für unser Comitat en particulier. Bedanken Sie sich bei meinem Freunde Graf Tibor Ungváry, er entdeckte sie in einem verzauberten Fürstenschloß am Berge droben, er eroberte sie, und das eben ist sein größtes Verdienst, er brachte sie uns her."

„Bela,“ erwiderte Graf Ungváry lächelnd, „du bist ein Schwätzer, aber immerhin ein genialer Schwätzer.“

Man umdrängte den Grafen und beglückwünschte ihn von allen Seiten, er fühlte sich geschmeichelt, dann begab er sich in das Zimmer seiner Gemalin, um kurz darauf mit ihr zurück zukehren.

„Das ländlich einfache Mahl ist sehr gelungen,“ bemerkte Gräfin Ungváry während des Essens, „meine arme Küche verliert dabei das bescheidene Selbstbewußtsein, mit welchem sie bis jetzt ihren gerngesehenen Gast empfing.“

„Warum nicht gar! Mein Koch ist ein launenhafter Künstler,“ erwiderte Baron Oerlaky, „und erweist mir nicht alle Tage dieselbe Gnade; wenn ich allein bin, behandelt er mich jämmerlich, wenn Gäste kommen, geht es besser, für Damen hat er stets Rücksichten, und für heute zog er sich's allerdings zu Gemüthe, daß er die Tochter eines Fürsten zu bewirthen habe.“

„Der Silberaufsatz, mit Blumen und Früchten beladen, ist sehr schön,“ bemerkte die Gräfin weiter.

„Ein altes Familienerbstück.“

„An solchen Reliquien scheint die Familie des Grafen Ungváry weniger reich zu sein?“

„Ach, das ging Alles weg; während der Revolution wurde Hidfalva arg heimgesucht, es hausten und raubten darin alle Nationalitäten nacheinander. — Tibor's Vater ist in der That arm geworden für's Vaterland, dafür hat Tibor der Sohn in der Fremde einen unermeßlichen Schatz gehoben.“

Die junge Gräfin lächelte, aber es mischte sich Trauer in dieses Lächeln; sie dachte: „Mein Mann ist anderer Ansicht.“

Baron Bela Oerlaky besaß nebst andern Talenten auch

einen Anflug von Poesie und eine geläufige Rednergabe; er erhob sich während der Tafel, um den mit Spannung erwarteten Toast auszubringen, und er sprach:

„Wechselnd auf und nieder treibt das Leben seine Wogen, wie auf des Meeres weiter Fernsicht; sie steigen in die Höhe, gepeitscht von des Sturmes Toben, dann wieder lacht Sonnenglanz über die vergoldete Flut!"

„Wechselnd wie am Himmelsdom, reihen sich die Tage aneinander, schwarze Wolken thürmen sich auf und jagen sich in rastlosem Flug; dann wieder lichtet sich die Wölbung und lachend grüßt uns ein heiteres Firmament!"

„Wechselnd, wie die Jahreszeiten, zieht das Leben hin, kalter Winter, rauher Herbst, heller Frühling, segensreicher Sommer, ein Jahr nach dem andern, und die Blätter, die der Winter nahm, bringt der Frühling wieder, und die Blüthen, die der Frost zerstört, sie blühen auf's Neue in Wald und Flur!"

„D'rum laßt uns nicht verzagen, ob es auch stürmt, d'rum laßt uns hoffen, ob es uns auch hart bedrängt; des Donners Dröhnen, das uns schreckt, des Blitzes Glut, die uns blendet, sie klärten die Luft; aus dem Regen quillt der Segen, aus dem Samen sprießt der Halm, aus der Knospe springt die Blüthe auf. — Aus dem Kampfe blüht der Sieg, des Leidens bittere Schule begründet die Weisheit. In des Meeres rollende Wogen stürzt der Taucher kühn, die Perle im Grunde zu fischen, und der Bergmann steigt den finsteren Schacht hinab, den Diamanten herauszuholen."

„Ein einzelnes Menschenleben oder das eines ganzen Geschlechtes, Völker, Nationen, Staaten, ja der Weltgeschichte steter Wechsel treibt die Wogen ab und zu, und für jede

Stufe nach aufwärts bluten die Herzen, fallen die Kämpfer, und für die Perle muß der Finder mit den schwellenden Wogen des Lebens ringen!"

„Ein Jahrzehnt ist dahingegangen, seitdem der Sturm über unser armes Vaterland dahingetobt; der Donner dröhnte, die Blitze zuckten, die Schwerter blitzten, die Bomben knallten, die Erde trank Blut. Aus dem Samen sprießt die Saat, laßt uns hoffen; bleiern schwer rollten die schwarzen Wolkenballen über uns und noch lagert tiefe Schwüle über uns! Laßt uns nicht verzagen, die Luft klärt sich, die Wölbung lichtet sich, aber seid stark und treu! Laßt uns warten, das Wetterleuchten wird zur Morgenröthe!"

„Ein Jahrzehnt ist es, da stand ich, ein junger Bursche, auf dem weiten Platz unserer Comitatsstadt mit zerlumpten Kleidern und zerstörtem Angesicht; wir hatten uns, unser Drei, tagelang in dem Gestrüpp der Wälder oder in den übriggebliebenen Strohresten verborgen, bis endlich die feindlichen österreichischen Soldaten aus der Gegend zogen; wir schlichen uns in die Stadt, abgehetzt und hungrig, nm Nahrung, Kleidung, Wohnung bittend, ohne zu wissen, was denn eigentlich geschehen sei. Auf dem weiten Platz ging ein dumpfes Murren und man ballte die Fäuste, aber was half's? Ein russisches Regiment besetzte die Grenzen des Comitats und über diese Schranke ging kein Murren, keine Drohung hinüber; sie cernirten uns wie eine eiserne Mauer und nur Verwünschungen erleichterten die beklemmte Brust."

„Als wir uns physisch und moralisch so weit erholt hatten, um Abends im Casino der Stadt seufzend und stöhnend zusammenzukommen — das Casino hatte sein Bil-

lard und seinen Spiegel eingebüßt und die Stühle wackelten auf schwachen Beinen — da wurden denn auch Erkundigungen über Einzelne eingezogen, es hieß unter andern, Graf Ungváry sei als Bauer verkleidet mit einem andern Bauer glücklich durchgekommen; der zurückkehrende Bauer brachte die Nachricht seiner glücklichen Flucht über die türkische Grenze. Aber unser wackerer Spielgenosse, der als Honvedlieutenant die Feuertaufe erhielt, sei gefangen! Wir jammerten und wehklagten um ihn aus Herzensgrund."

„Dann ging die Zeit dahin, die Gemüther beruhigten sich; Rache und Vergeltung fielen der Zukunft anheim. — Tibor ließ nichts von sich hören, wir wußten, daß er mit vielen Anderen in ein österreichisches Regiment gesteckt wurde; wir beklagten ihn sehr und Einige meinten sogar, er solle in's Ausland desertiren, aber Tibor hatte die Vorahnung seines guten Sternes, er duldete und wartete; er duldete und wartete wie sein Vaterland — auf eine glückliche Wendung des Schicksals."

„Das Schicksal hat mit dem Grafen Tibor Ungváry den Anfang gemacht, das Vaterland kommt erst später an die Tour. — Im deutschen Lande auf des Berges stolzer Höhe steht ein hohes Fürstenschloß; des Schicksals Wechselspiel brachte unsern Freund Tibor nach mancher harten Tücke zum Entgelt hinauf nach jenem prächtigen Fürstenschloß."

„In dem schönen Schlosse wuchsen die Töchter des Fürsten heranzu schönster Blüthe. Tibor kam und sah und siegte; er eroberte eine Perle aus der alten Fürstenkrone, er pflückte die Blüthe von dem herrlichen Stamm, ehe sie noch ganz zur Reife kam, um sie zu verpflanzen in unser armes

Ungarland; sie schlug Wurzel in der heimatlichen Erde, sie gedieh und blühte auf, sie blüht, sie prangt, sie duftet, sie strahlt; sie erfreut, sie entzückt ringsum; wie eine Zauberblume entfaltet sie ihre Blätter sternengleich; sternengleich uns zum Trost, uns zum Segen, sternengleich, wie an der Schwelle einer neuen Zeit, den sinkenden Muth zu heben, die Hoffnung neu zu erwecken, die Zukunft zu verheißen."

„Eljen (es lebe) der Graf und die Gräfin Ungváry!"

Der Herr des Hauses hob den Becher schäumenden Weines und seine Gäste erhoben sich und tranken zum Wohle. In den Augen der jungen Gräfin standen Thränen, von diesem Tage an hätte sie ihr Blut für Ungarn vergossen, das ihr in der Gestalt einer seiner anziehendsten Landessöhne Liebe und Anerkennung entgegenbrachte, ihr, deren Leben bis jetzt an beiden so arm gewesen; und mit erregter, zitternder Stimme erwiderte sie: „Ich kann die freundliche Aufnahme, die ich hier finde, nur mit dem Versprechen lohnen daß ich Ungarn angehören werde mit jedem Pulsschlage meines Herzens!"

Unter den laut schmetternden Tönen der Zigeunermusik klang das ihr zujubelnde Eljen, der junge Graf Jánoska vergaß seine Affectation und hob das Glas mit glühender Begeisterung, die Augen des alten Jozsi Bácsi ruhten mit aufrichtiger Theilnahme auf dem Gesichte der jungen Frau, Roszika wischte sich unverhohlen Thränen der Rührung aus den Augen, einer Rührung, welche auch die Uebrigen mit ihr theilten. Baron Bela strahlte vor Glück über den Erfolg seiner improvisirten Rede und Graf Ungváry blickte sinnend auf seine Frau, deren große, leuchtende Augen ihm zulächelten,

als wollten sie ihm sagen: „Andere preisen mich, warum thust du es niemals?"

Als sie aber — nach einem heiteren, lustigen Nachmittag, zugebracht auf dem Perron des Hauses, unter einem duftigen hellen Herbsthimmel, den unermüdlichen Klängen der Zigeunermusik lauschend — nach Hause fuhren, frug der Graf seine Frau:

„Elsa, wo hast du es gelernt, dich bei jeder Gelegenheit so vollkommen frei von jeder Befangenheit, wo hast du gelernt, dich in Gesellschaft so tadellos zu benehmen?"

„Tibor, du thust wirklich, als wäre ich ein emporgekommenes Bauernmädchen, du scheinst zu vergessen, daß ich die Tochter des Fürsten Johann Nepomuk von Kleisten bin, geboren und aufgewachsen in einem der schönsten Fürstenschlösser Deutschlands."

„Es kamen aber doch, wie ich mich erinnere, nur wenig Leute nach Ringelsheim."

„Aber diejenigen, die kamen, waren eben sehr vornehm und hatte ich doch vor mir das erhabene Musterbild meiner Schwester Ida, von der ich immer sagen hörte, sie sei eine Fürstin vom Scheitel bis zur Sohle, ausgerüstet mit irdischer Vollkommenheit; und hörte ich doch täglich die Ermahnungen der guten alten Tante Therese und ihre Erziehungsprincipien an; ach, ich möchte sie doch alle miteinander einmal wiedersehen!"

„Elsa, bring' uns nicht den eben so lächerlichen, als traditionellen Hochmuth deutscher Fürsten hieher nach Ungarn."

„Nein, Tibor, denn Hochmuth ist auch nicht der Schlüssel zu meinem Herzen," seufzte die junge Frau.

„Er ist?" fragte ihr Mann.

„Wenn diesen Schlüssel heute ein Fremder, Baron Bela Oerlaky, der mich im Namen seines Landes begrüßte, ohne fernere Anweisung auffand, dann solltest du, Tibor, für den ich Vaterhaus und Fürstenglanz verließ, um dir als dein Weib zu folgen, ihn wohl auch finden, ohne daß ich ihn dir zu nennen brauchte."

„Bis in eine Hütte, verwöhntes Fürstenkind, folgtest du mir," unterbrach sie lächelnd ihr Mann, seine Hand auf die ihre legend, „du hast ihn tapfer getragen den Schicksalswechsel, meine arme Elsa, tapfer und muthig, jahrelang."

Die Stimme des Grafen klang traurig zärtlich, sie neigte sich zu ihm hin und flüsterte:

„Ich habe nie geklagt, obwohl mir das Eine noch immer fehlt, worauf ich hoffte, worauf ich baute, wofür ich litt."

„Das ist?" fragte der Graf wieder.

Sie brach in Thränen aus; er sagte nichts mehr, aber er legte den Arm um ihre Schultern und zog sie an seine Brust.

Warum dauerte die Fahrt nicht ewig!

Da sie an der Schwelle ihres Hauses stand, und in die sternenhelle Nacht emporblickte, flüsterte sie:

„Heute war der schönste Tag, seitdem ich hieher kam."

„Mögen noch schönere folgen, ich wünsche es vom Herzen, Elsa, für uns Beide," sagte der Graf, ihr die Hand reichend, dann aber schritt er seinem Verwalter entgegen.

Die alte Babi, deren moralische Fähigkeiten mit ihren physischen Kräften gleichen Schritt hielten, nämlich abwärtsgingen von Jahr zu Jahr, gerieth in die größte Aufregung, daß sie sich tagelang nachher die räthselhafte ungewohnte Fröhlichkeit der jungen Gräfin nicht erklären konnte.

„Herr Gott und heilige Muttergottes miteinander, das ist nicht mehr gewesen die langen Jahre, das paßt gar nicht her zu uns. Hidfalva, der verwunschene Hof, duldet dergleichen nicht. Welche Fröhlichkeit! Es geschieht uns ein Unglück; heiliger Josef, was bedeutet das?“ Die Alte bekreuzte sich mehrere Male nacheinander. „Heilige Anna, meine arme Prinzeß ist doch nicht verliebt in den schönen Baron? O daß sie alle so schön sein müssen diese gottverlassenen Ungarn, die nicht einmal alle katholisch sind.“

Einige Wochen nach dem „schönen Tag“ schlich sich die alte Tupa wieder einmal in den Hof herein und die alte Babi wußte, daß das Unglück im Gefolge der alten Hexe nahe, sie schlug wieder ein Kreuz und nahm den Rosenkranz in die Hand, um zu beten.

Das Zigeunerweib traf die Gräfin im Garten bei ihren Blumen; sie stellte sich ihr gegenüber, auf den Stab gelehnt.

„Was willst du, alte Zauberin?“

„Ich bringe doppelt gute Botschaft, zwei Nachrichten auf einmal, und gute Nachrichten, macht zehn Gulden Lohn.“

„Bist du verrückt, Alte, ich rief dich nicht hieher!“

„Mein Enkelkind ist zur Welt gekommen und dann auch wieder gestorben, macht Taufe und Leiche nacheinander. Warum plagt man uns armes Zigeunervolk mit Kirche und Pfaffen? Wir brauchen keine Taufe und können unsere Leichen selbst verscharren, Schade um das schöne Geld!“

„Ich gebe keine zehn Gulden,“ lächelte die Gräfin, „ich bin nicht reich, es heißt sparsam sein; so viel hast du übrigens auch für Taufe und Leiche zusammen nicht ausgegeben.“

„So wird denn die alte Tupa nicht sprechen.“

„So mag denn die alte Tupa schweigen.“

„Hochgeborne Gräfin, unterhandeln wir, es ist gute Botschaft, die ich bringe, und zwei Nachrichten auf einmal. Bleiben wir bei der Taxe, fünf Gulden.“

„In Gottes Namen, Alte, du bekommst deine Taxe, sprich!“

„Ich spreche. Popen Jones schöne Tochter Julka ist fort, fort aus dieser Gegend, ist mit einer Anverwandten in die Stadt gefahren und will nicht mehr nach Hause zu ihrem Vater, der sie festhielt unter Schloß und Riegel; in letzterer Zeit kam der Graf auch selten mehr hin.“

Die Wangen der jungen Gräfin färbten sich purpurroth, ihre Augen strahlten und sie frug rasch:

„Die zweite Nachricht? Sprich!“

„Die zweite Nachricht,“ wiederholte die Zigeunerin gedehnt, „der kleine Bube bei den Schmiedleuten in Rudna ist sterbenskrank. Engedje, verdien’ ich mein Geld?“

„Ja, Alte, du verdienst dein Geld und ich danke dir.“ Die Gräfin eilte fort, und ließ das etwas erstaunte Zigeunerweib an Ort und Stelle stehen, sie eilte schnurstracks in den Stall und ließ anspannen, während sie sich umkleidete.

„Das Kind ist sterbend, es leidet vielleicht Mangel, — das Kind meines Mannes! Armes Kind!“

Die Jahreszeit war vorgeschritten, und kalter, grauer Nebel lagerte über der Erde; die junge Frau hüllte sich in ihren Mantel.

Als der Graf nach Hause kam, meldete man ihm, die

Gräfin sei fortgefahren, und käme erst gegen Abend nach Hause.

„Eigenwillig wie immer," dachte der Graf mißmuthig.

„Ich weiß, wohin die Gräfin fuhr," rief ein kleiner Stalljunge, „sie fuhr nach Rudna."

„Nach Rudna," überlegte der Graf, „was will sie dort? Eine neue Laune. Ich kann ihr die Launen nicht abgewöhnen."

Er verspeiste sein einsames Mahl und überlegte während des Essens, ob er seiner Frau folgen sollte oder nicht. Nach dem Essen ließ er satteln, ritt zuerst auf's Feld hinaus, dann wandte er den Kopf seines Pferdes um und ritt geradeaus nach Rudna. In der Kneipe fand er seinen Kutscher, der ihm mittheilte, daß die Gräfin bei den Schmiedsleuten abgestiegen wäre, weil ein Kind dort sterbenskrank sei und sie den armen Leuten helfen wollte; auf der Straße vor der Schmiede versammelte sich viel Volk, um die schöne, gute, junge Gräfin zu sehen, welche die Kinder der armen Leute pflegte.

Der Graf übergab dem Kutscher sein Pferd und ging langsamen Schrittes der Schmiede zu. Das gaffende Volk belästigte ihn sehr. Er blieb stehen und überlegte; da fiel ihm ein, man käme durch die andere Gasse und auf einem schmalen Seitenpfad in den Garten der Schmiede, und von rückwärts in das Haus; er schlug diese Richtung ein, sprang über die Hecke und drang in den Hof der Schmiede; das stark vorgebogene Strohdach des Hauses deckte sein Kommen, und er schlich sich ungesehen bis zur Thüre; die Thür stand offen, ein schmaler Gang trennte die zwei gegenüber liegenden Zimmer, er versteckte

sich in die Ecke und lauerte. Lange blieb es stille im Gemache, dann öffnete sich langsam die Thür, der Schmiedmeister trat heraus und ging auf die Gasse, unter das Volk tretend; die Thür blieb hinter ihm offen, der Graf blickte hinein.

Man zündete eben zwei Kerzen an; an dem Bette saß die junge Gräfin, ängstlich über ein kleines, schlafendes Kind gebeugt, daneben kniete die junge Tochter des Hauses, weinend und ihr Gesicht mit ihrer Schürze trocknend; die Frau des Schmiedes lehnte am Kopfe des Bettes und blickte theilnehmend gerührt auf die Gräfin hin; sie flüsterte leise:

„Ich habe das Kind geliebt wie mein eigenes, und treu dafür gesorgt, umsonst, es sollte nicht leben; — die Mutter ist eine herzlose Dirne und der Vater vermuthlich ein großer Herr. — Armes Kind, Gott nimmt es lieber zu sich, und es ist wohl gethan, obwohl wir sicher stets dafür gesorgt hätten auch ohne Kostgeld, doch sind wir nicht reiche Leute. Gott weiß, wie es am besten ist, sein Wille geschehe!"

Das Mädchen weinte. „Was thun wir ohne den lieben Knaben, das Haus, die Welt ist traurig ohne ihn, o, er darf nicht sterben, deßhalb ist ja die schöne, gute Gräfin hergekommen!"

Es wurde wieder stille im Zimmer, draußen vor der Thür stand der Graf mit verschränkten Armen, wie an die Stelle festgebannt, regungslos nach dem Bilde im schmalen Rahmen der kleinen Stube hinstarrend; das schlafende Kind bewegte sich leise, öffnete die Augen, und schien fragend um sich zu blicken, es streckte die kleinen, schwachen Arme nach der Gräfin hin und hauchte leise:

„Schöne, gute Frau, ich komme zu dir."

Das Kind lächelte und nach einer kurzen Pause faltete es die Händchen mühsam zusammen und bat:

„Ich möchte Blumen haben und die warme Sonne.“

„Geh’ und hole Blumen herein, Erzsi,“ bat die Gräfin, und die Thränen rollten über ihre Wangen.

Das Mädchen trat ans Fenster und winkte einem andern Bauernmädchen, Blumen zu pflücken und sie ihr durchs Fenster hereinzureichen. An der einen Seite des Hauses wuchs ein langer Streif gemischter Blumen, die der Frost noch nicht geknickt.

„Ich will dir einen Kranz binden, Laczi,“ sagte die Gräfin das Kind küssend, „willst du?“

Das Kind nickte mit dem Kopfe, dann frug es leise: „Und wo ist die Sonne?“

„Ach die Sonne, könnte man ihr gebieten! Die Sonne wohnt im Himmel, kleiner Laczi, bald kommt sie herunter zu uns.“

Die Gräfin flocht die Blumen zu einem Kranze zusammen, und indem sie sich damit beschäftigte, färbte sich der nebelumwölbte Himmel nach einer Seite hin mit einem langen gelben Streif, der an Größe und Helle langsam zunahm, bis ihn endlich die Sonne im Untergehen durchbrach. Heller und immer heller kam der Wiederschein davon in das kleine Gemach, heller und immer heller fiel der Strahl auf das schlafende Kind und übergoß es mit schimmerndem Gold. Der Knabe öffnete die Augen wieder und freute sich.

„Laczi, die Sonne vom Himmel kommt zu dir.“

Der Knabe lächelte, aber plötzlich ging unter leisem

Stöhnen ein Frösteln durch seine Glieder, einen Augenblick nur, er streckte sich, schloß die Augen und schlief wieder.

Die Gräfin vollendete den Kranz und blickte manchmal auf die magisch helle Färbung des Himmels, welche durch das kleine Fenster ins Zimmer drang; draußen stand der Graf, sie ahnte es nicht, er schaute auf das erleuchtete Bild.

Sie beugte sich über das Kind und legte die Hand auf dessen Stirne, die Stirne war kalt, der Kranz entfiel ihrer Hand und fiel auf das schlafende Kind. Die leichte Last erweckte den kleinen Knaben nicht mehr, das Kind war todt!

„Die Sonne hat ihn geholt und trägt ihn nun in den Himmel hinauf, damit er ein Engel werde," sagte die Schmiedsfrau weinend, „er soll für uns beten, für uns Alle, auch für Sie, hochgeborne Gräfin; denn auch die Großen der Erde, gleich uns armen Leuten, brauchen den Schutz des Himmels."

Die Frau legte das Kind in dem Bettchen zurecht, dann kniete sie davor nieder; schluchzend folgte die Tochter dem Beispiel der Mutter. „Laczi, mein kleiner Laczi, was thue ich ohne dich! geh nicht fort von mir, ich hatte dich doch stets so lieb, ich spielte und lief mit dir, so viel du wolltest!"

Das Kind hörte die gute Schwester nicht mehr.

Die Gräfin legte den aus Blättern und Blumen geflochtenen Kranz über das schlafende Kind, zog die kleinen, kalten Händchen darüber und flüsterte:

„Armes Kind, wenn du ein Engel wirst im Himmel droben, wie frommer Glaube verheißt, bete für mich, bete für mich, daß Segen komme über mein Haus, bete für

mich, daß Muth und Kraft mich nicht verlassen; denn für Kleine und Große, Reiche und Arme, Hohe und Geringe, ist das Leben eine lange, harte Pilgerfahrt, ist das Leben schwer!“

Und auch die junge Gräfin, die stolze Fürstentochter, kniete nieder vor dem Bette des kleinen, todten Kindes in der niederen Bauernhütte. Die lichten Sonnenstrahlen schwanden langsam aus dem Raume und senkten sich immer tiefer am Horizont herab, dann nahm der Himmel wieder seine einförmige, graue Färbung an.

Draußen stand der Graf mit verschränkten Armen, er rührte sich nicht, er wagte nicht hereinzutreten, und doch erfüllte eine unendliche Sehnsucht sein Herz, mit den Anderen niederzuknien vor der Leiche seines Kindes. Thränen umflorten seinen Blick, er preßte die Hand gegen seine Augen, dann schritt er rasch hinaus, und leise, wie er gekommen, eilte er ungesehen fort; er schwang sich aufs Pferd und eilte fort, ohne nach der Richtung zu sehen.

Die Gräfin erhob sich. „Ich werde die Bestattung und ein weißes Marmorkreuz für das Grab des armen elternlosen Knaben bezahlen.“

Als sie nach Hause kam, fing es eben zu regnen an, der graue Himmel wurde immer dunkler und der Regen immer dichter.

Etwa eine halbe Stunde nach ihr kam der Graf ganz durchnäßt nach Hause; er hatte eine andere Richtung eingeschlagen, dabei kam er an eine abgebrochene Brücke und mußte wieder umkehren; der Regen strömte herab.

„Diesmal habe ich mich in der Finsterniß verirrt,“ sagte er. Er saß den Abend über schweigsam über die Zeitung

gebeugt, die er nicht las; er fragte seine Frau nicht, wo sie tagsüber gewesen; sie staunte darüber.

„Tibor, du bist blaß, deine Hand ist kalt, bist du krank? Sprich, was fehlt dir?"

„Mein Kopf ist centnerschwer und meine Glieder eisigkalt, vielleicht bin ich krank."

Sie blickte ängstlich nach ihm hin und legte ihm ein Kissen zurecht, auf das er müde zurücksank.

Die überangestrengte Arbeit, die innere Aufregung, dazu eine heftige Erkältung, der herabströmende Regen, der eisigkalte Wind brachten die Krankheit zum Ausbruch; am andern Tage lag der Graf im Fieber und phantasirte!

Capitel XIV.

Fürst Löwenfeld befand sich gegenwärtig mit Frau und Diamanten in London. Er wechselte seinen Posten jedesmal mit der festen Ueberzeugung, daß es nur geschehe, um das Land, dessen Vertretung er übernommen hatte, zur Geltung zu bringen. Er war in London angelangt inmitten der Season, als die Salons unter der drückenden Atmosphäre einer Juninacht den Höhepunct ihres Glanzes und ihrer Ueberfüllung erreichten. Nachdem er sich und seinem Hause achtundvierzig Stunden der Ruhe gegönnt, war er mit Gemalin und Juwelen auf dem Balle des Herzogs von Manchester erschienen. Ida's hohe, stolze Gestalt trat würdig an die Seite der Herzogin selbst, die zu den schönsten Frauen Englands zählte. Ida's Schönheit, Ida's Juwelen fanden zwar in England würdige Nebenbuhlerinnen, wurden aber nicht überstrahlt, sie hielten auch hier die Feuerprobe tapfer aus.

Das Menschengedränge, welches sich bis zu der letzten Stufe der Stiege herabschlängelte, ließ die Fürstin wie durch eine Gasse schreiten; man nannte ihren Namen schon seit einiger Zeit mit Neugierde, aber auch hier, wie anderswo, übertraf die Fürstin alle Erwartungen. In einem mit

Silbersternen übersäeten, leichten Gewand und einer mit unzähligen Sternen bestreuten, langen Schleppe, die dunklen Haare bis zur Taille herabwallend, von Diamantsternen zusammengehalten, ein Diadem von ineinander gewundenen Sternen über die Stirne, Diamanten-Rivièren um den Hals geschlungen, schwebte sie daher, einem Märchen gleich; das blendende Weiß ihrer Haut, der dunkle Schmelz ihrer Augen, der regelmäßige Schnitt ihrer Züge in dem funkelnden Rahmen der kostbaren Juwelen bildeten ein Ensemble, vor dem selbst die kaltblütigsten Söhne Albions in Entzücken zu gerathen sich nicht enthalten konnten. Bei ihrem ersten Entrée wich die stolzeste und reichste Aristokratie der Erde fast ehrfurchtsvoll zurück vor dieser strahlenden Königin weiblicher Glorie. »Beautiful indeed, most beautiful,« ging's von Mund zu Mund.

Fürst Löwenfeld dachte an diesem Abend: „Ich hatte doch Recht, sie zu heiraten, ungeachtet ihrer Launen, sie ist meiner und meines Namens würdig!“

Er erinnerte sich der Zeit, da er London mit seiner ersten Frau besuchte, die er mühsam weiterdrängte und vor der Niemand zurückwich; damals hieß es: »The little woman with the good jewels,» jetzt heißt es: »The splendid Princess with her finst rate diamonds.«

Fürst Löwenfeld sagte: „Bild und Rahmen müssen zu einander passen, das ist eine Bedingung der Aesthetik, und die Aesthetik über Alles! Ich bin ein Kunstliebhaber; meine erste Frau war ein Engel, aber nicht an ihrem Platz, Ida ist kein Engel — aber ganz an ihrem Platz!“

Die Londoner Season nahm ihren Verlauf wie in anderen Jahren, nur heuer bereichert durch die glänzende Erscheinung

der deutschen Fürstin, welche vom Anfange an den Mittelpunct des High life bildete; die Neuheit des ihr noch unbekannten Landes, das Interesse unzähliger Vorstellungen und Bekanntschaften, der prunkhafte Nimbus englischer Aristokratie, die hochmüthige, selbstbewußte, ihrem Wesen zusagende Ruhe der Gesellschaft belebten das schon abnehmende Weltinteresse der schönen Fürstin mit erneutem Animo, und sie machte den stark besetzten Reigen der heißen Feste ohne Ermüdung und mit wieder erwachtem Vergnügen durch. Wochen vergingen, ohne daß ein einziger Anfall böser Laune den zufriedenen Stolz ihres Gatten trübte.

„London scheint dir besonders gut zu behagen," sagte er.

„Ja," erwiderte sie. „England spricht mich an, es ist großartig, es ist weise, es verleiht der menschlichen Race eine Aureole, die ich anderswo vermisse."

„Es gefällt dir also besser, als Berlin? In Berlin warst du die letzte Zeit hindurch offenbar krank und deßhalb legte ich deinen Launen gegenüber eine so große Geduld an den Tag. Glücklicherweise ist mit der Gesundheit auch die heitere Laune wiedergekehrt. Ich habe zum Lohn Nr. 3 umfassen lassen und du kannst es heute Abend dafür das Diadem produciren."

„Ernstlich, Otto," sagte die Fürstin, „du solltest nicht so viel Geld auf das fortwährende Umfassen deiner Diamanten vergeuden, du wirst Deinem Sohne ein verschuldetes Majorat hinterlassen und ich werde dir dafür keinen Dank wissen!"

„Mein Majorat ist groß genug, um auch noch einige Schulden zu tragen; du weißt, Diamanten sind meine Marotte, gerade ernste Männer wie ich und in meiner Stel-

lung brauchen Zerstreuung. Es ist wahr, ich spiele damit, aber das Spielen thut mir wohl, ich ruhe mich dabei aus nach ernstem Denken."

Die Fürstin fragte unvorsichtigerweise: „Nach welcher Richtung hin verirren sich wohl deine ernsten Gedanken?"

„Nun, liebe Ida, sie gehören wohl meist der Politik an."

„Die Politik, das ist ein weites Feld. Ich selbst nehme mir vor, es einmal zu exploitiren, aber es fehlt mir die Zeit dazu. Die große Welt und die mannigfaltigen Huldigungen, die mir zu Theil werden, sowie die Sorge um die Erziehung meines Sohnes füllen meine Zeit vollkommen aus."

„Liebe Ida, es gibt nichts Absurderes als politische Frauen."

„Geschmacksache, lieber Otto."

„Du bist zum Glück zu jung und zu schön dazu."

„Mit den Jahren nimmt Jugend ab. Warten wir."

„Erziehe lieber deinen Sohn zum Politiker, ich wünsche es, damit er mir in der Carrière nachfolge."

Fürstin Ida scheute keine Mühe, wenn es sich um ihren Sohn handelte; der Knabe wuchs heran, ein prächtiges Kind. Ihr Herz, ihr Stolz und ihre Eitelkeit hingen gleich fest an ihm; sie pflegte ihn, sie spielte mit ihm, sie lehrte ihn selbst, sie verwendete gerne jede Stunde, welche ihre Weltpflichten ihr frei ließen, für ihn, und er hing mit zärtlicher Leidenschaft an seiner schönen Mutter. Ihr sorgsames Bestreben ging vor Allem dahin, ihm ja keine Aehnlichkeit mit seinem Vater zu gestatten, wenn der Knabe spielend eine Angewöhnung des Fürsten annahm, so war dies die Gelegenheit, ihn ernstlich auszuschelten, er sollte physisch, geistig und moralisch ihr Ebenbild werden, sie zweifelte

keinen Augenblick an der gepriesenen Vollendung dieses Musters; er hatte ihre regelmäßigen, edlen Züge geerbt, ihre dunklen Augen und Haare, er war ein Kleisten durch und durch.

„Ich bin noch immer nicht im Reinen darüber," bemerkte der Fürst, „warum eigentlich der Knabe Felix heißt; dieser Name kommt in den Annalen unserer beiden Familien nicht vor."

„Weil ich es so wünschte," erwiderte die Fürstin, „du brauchst dir darüber nicht weiter den Kopf zu zerbrechen, ich hatte doch sicher das Recht meinen Sohn zu nennen, wie ich wollte; Felix ist ein schöner Name und Felix befindet sich gut unter meiner mütterlichen Sorgfalt, du kannst dich vollkommen beruhigen."

„Ich beunruhige mich nicht, ich überlasse dir das Kind bis zum siebenten Jahre, das ist das Recht der Mutter, bis dahin braucht es Pflege und Bonnen, oder wie diese Gewächse sich nennen wollen, erst nachher beginnt der männliche Einfluß, die männliche Erziehung. Ein prächtiger Bub, mein Sohn. Ich finde, daß er mir in letzterer Zeit ähnlicher wird, als früher."

„Nicht im geringsten," erwiderte die Fürstin, „du wirst doch nicht kindisch genug sein zu wünschen, daß er dir ähnlich sehe, statt mir? Er hat die regelmäßigen Züge der Kleisten, er erinnert mich oft an meinen guten Vater, er soll schön und groß werden, wie wir."

„Ich bestreite die Schönheit der Kleisten nicht, man könnte sagen eine historische Schönheit in dem Maße, als der Familienschmuck der Löwenfelds schon lange historisch geworden ist; ich habe mich als Witwer sogleich

entschlossen, eine Tochter des Fürsten Kleisten zu heiraten, dieser historischen Schönheit halber. Ich gestehe, daß ich vom ersten Augenblicke an von deiner Erscheinung geblendet war; ich gestehe sogar, daß ich es oft auch jetzt noch bin, wenn du vor mir stehst en grande tenue mit den Diamanten. Ich bereue meine Wahl nicht, ich wußte, was ich that. Meine erste Frau war ein Engel an Güte, sie hatte niemals Launen — niemals! Sie gehorchte mir in Allem; sie zeigte die größte Freude, wenn ich mich mit ihr unterhielt, ich opferte ihr auch so manche Lectüre; sie hatte für mein Wissen und meine Stellung beinahe Ehrfurcht, aber was half das Alles, sie konnte sich nicht zur Geltung bringen, zu Hause wie in der Fremde. Man sprach von dem Tage ihrer Vermälung bis zu dem ihres Todes nie von einer Fürstin Löwenfeld. Ich überlud sie mit Diamanten oft bis zur Geschmacklosigkeit, die Einen über die Andern, umsonst — es ging Alles an ihr verloren. Jetzt ist das allerdings anders geworden, liebe Ida, ich anerkenne deine Verdienste vollkommen; seitdem du meine Frau geworden bist, gibt es eine Fürstin Löwenfeld, von der alle Welt spricht und mit Bewunderung spricht. Eine Parure an dir schafft Wunder. Wir können behaupten, europäisch berühmt zu sein, aber das Alles zugegeben, freut es jeden Vater, wenn sein Sohn ihm ähnlich sieht; unser kleiner Felix erbt das Majorat, er erbt die Diamanten des Fürsten Löwenfeld, so sollte er doch auch etwas von ihrem „Type de race“ besitzen.“

„Ich bedauere sehr,“ sagte die Fürstin gähnend, „deiner langen Auseinandersetzung gegenüber mit kurzen Worten

meine Behauptung aufrecht halten zu müssen. Felix sieht dir gar nicht ähnlich, und wird dir auch niemals ähnlich sein, die Natur wollte es nicht, ergebe dich darein."

„Mütterliche Eitelkeit, mütterliche Verblendung," lächelte der Fürst; „wohlan, er soll deine Schönheit haben und meinen Geist, meine ernste Ueberlegung in allen Dingen."

Das der Fürstin eigenthümliche, leise, ironische Lächeln spaltete leicht ihre fein geschnitzten Lippen, dann befahl sie: „Sieh' dort nach, auf der Tasse liegen die Einladungskarten, wir speisen heute irgendwo, sieh' nach bei wem?"

„Liebe Ida, die Einladungskarten werden mit gewohnter Präcision täglich von meinem Kammerdiener durchgesehen, geordnet und mir vorgelegt, deine geniale Art dich nicht zu erinnern, wohin heute oder morgen, würde einen Mann meiner politischen Stellung in große Verlegenheit bringen. Ordnung vor Allem im Leben und keine Genialität bei Fachmännern, und ich sage, Politiker und vor Allem Diplomaten sind Fachmänner — bei schönen Frauen hingegen ist eine gewisse nicht zu weit gehende Genialität — nicht ohne — gar nicht ohne — —"

Die Fürstin bemächtigte sich der „Times" und erklärte, daß sie des Sprechens müde sei, und daß sie nur noch zu erfahren wünsche, wo sie heute Abend speise.

„Bei dem Marquis of Haughkings; ruhe dich aus, kleide dich schön, willst du den Rubinschmetterling in die Haare nehmen? Die Stunde ist halb acht Uhr, nach sieben Uhr erscheine ich bei dir für den Rest des Tages, bis dahin bin ich beschäftigt."

„Gott sei Dank," dachte die Fürstin, „könnte ich ihn doch dazu bringen, einer Lady die Cour zu machen und

mich zu vernachlässigen. In Berlin entzog mir die Ballerine Numero 8, wenn ich nicht irre, seine Aufmerksamkeit; seitdem wir hier sind, lastet sie nun wieder ungetheilt und centnerschwer auf mir. O, fände er nur den Gegenstand, mit dem er seine Mußestunden fern von mir zubrächte! Durch die vielen Soiréen und sein unaufhörliches Geschwätz kommt man Tag für Tag zu keiner vernünftigen Beschäftigung."

Die Fürstin las die „Times" und, als sie zu den gesellschaftlichen Nachrichten kam, las sie auch die Namen durch. „Da haben wir's," rief sie, „Lady Emely Hills, die gefällt ihm, er muß ihr die Cour machen, ich werde das einleiten!"

Lady Emely Hills, eine hübsche junge Frau, very shy, war die Tochter eines reichen Squire und an den zweiten unbemittelten Sohn eines Herzogs verheiratet; dadurch war sie plötzlich von dem einfachen, ländlichen Hause bei Oxford, wohin nur hie und da einige gelehrte Professoren zu ihrem früh verwitweten Vater zu Besuche kamen, hauptsächlich, um über mathematische Figuren zu discutiren, durch ihre zufällige, vornehme Heirat in den Strudel des Highlife gestürzt, in dem sie so ziemlich unbeachtet verloren ging. Fürst Löwenfeld bemerkte sie in der Menge, da sie eines Abends bei irgend einem Empfange seinen ästhetischen Kunstsinn tief verletzte und zwar durch ein altmodisches Bracelet am Arme. Da sie aber den Arm erhob, erblickte er daran einen Stein von reinstem Wasser und seltener Größe. Er ließ sich der erstaunten, jungen Frau vorstellen, die im Verlaufe ihrer ersten Season nicht gewöhnt war, von großen Herren bemerkt zu werden, und machte ihr unverhohlen die bittersten

Vorwürfe darüber, mit welcher unverzeihlichen Grausamkeit sie ihren kostbaren Diamant mißhandle.

„Dieses Armband ist ein Horreur. Der Diamant sollte in ein Medaillon gefaßt werden — für sich allein, um zur Geltung gebracht zu werden.“

Die junge Frau lächelte mit naiver Vertraulichkeit und versprach dem fremden Gesandten, über seine ernsten Vorwürfe nachzudenken. „Das Armband aber,“ fügte sie hinzu, „ist das Andenken einer früh verstorbenen, theuren Mutter.“

Der Fürst sagte theilnehmend: „Legen Sie denn das Armband in eine Cassette und bewahren Sie das Andenken sorgfältig auf.“

„Das entspräche nicht ganz,“ meinte Lady Emely. „Ich trage es gerne an meinem Arme und denke dabei an meine liebe Mutter, ich möchte es nicht in eine Cassette verbannen.“

„Hm! hm!“ überlegte der Fürst, „das beweist allerdings ein gutes Herz, aber es rettet nicht den Diamanten, für den ich mich interessire. Erlauben Sie, daß ich das Armband näher besichtige.“

Die junge Frau reichte ihm das Armband hin, er drehte es in seiner Hand und besichtigte es mit Interesse.

„Die Fassung ist nichts werth, es ist nicht das edle Antike, sondern von irgend einem Provinz-Juwelier erfunden, ganz ohne Styl, der Stein hingegen ist first rate, ich versichere Sie, Mylady, ich bitte um Gnade, befreien Sie den Stein aus seiner unwürdigen Hülle.“

Lady Emely versprach, nochmals darüber nachzudenken und binnen kurzer Zeit zu entscheiden. Sie speiste bei dem Marquis of Haughkings und trug das Bracelet am Arme.

Die Augen des Fürsten erspähten es sogleich und er warf ihr einen Blick des Einverständnisses zu.

„Lady Emely Hills sieht heute Abend reizend aus," bemerkte Fürstin Ida laut genug, um von ihrem Manne gehört zu werden.

„Sie ist hübsch," erwiderte leise der Herr des Hauses, „aber etwas gar zu naiv für die große Welt."

„Sie ist noch nicht heimisch darin," fuhr die Fürstin fort, „stille Wässer sind betrüglich, ich traue ihr gar nicht, sie ist gerade die Frau, in die sich ein ernsterer Mann verlieben könnte; meinen Sie nicht auch, Mylord?

„Ich nicht," lachte der Marquis, „überhaupt nicht, in Ihrer Gegenwart aber, Fürstin, erscheint es beinahe lächerlich, das pour et contre einer Lady Emely zu besprechen."

Die Gesellschaft war nicht groß, aber gewählt. Lord Reginald Hills, der englische Lord auf Badesejours und Sommerreisen, sprach nur dann, wenn es sich um Sport handelte, alle übrigen Gespräche gehörten nicht in seinen Ideenkreis und erreichten nicht mehr als ein yes oder no, im Uebrigen war sein Benehmen tadellos artig, die Season langweilte ihn sehr, aber er hatte bei der Heirat seinem Vater versprochen, die junge Frau in die Welt zu führen, und nach und nach gewöhnte er sich daran, „it's not so dreadful as imagined" erwiderte er jedesmal, wenn er darum gefragt wurde.

Außer der Frau des Hauses, Fürstin Löwenfeld und Lady Emely waren noch die Schwester der Ersteren und eine russische Gräfin von der Gesandtschaft zugegen, beide Ladies of fashion.

„Wir überlegten anfangs," sagte der Marquis zur Fürstin

Löwenfeld, „welche unter den Damen die Ehre haben sollten, heute Abend mit Ihnen zu speisen, und kamen dann zum Schluß, daß es einerlei sei, denn es verschwinden alle ohne Ausnahme, sobald Sie, Fürstin, nur die Schwelle übertreten, zu leerem Nichts, man sieht die anderen Sterblichen gar nicht mehr."

„Lieber Marquis," erwiderte die Fürstin lächelnd, „wenn meine Erscheinung Sie so sehr blendet, daß Sie daneben gar nichts Anderes mehr sehen, so theile ich persönlich dieses Uebel doch keinesfalls mit Ihnen, ich sehe vollkommen klar um mich, und erkläre Ihnen, daß Sie ganz nach meinem Geschmacke wählten."

„Desto besser," sagte der Marquis, „mir bliebe dabei nur der Löwenantheil."

Graf Tolstoj, einen kleinen, vergoldeten Stuhl in der Hand, schob denselben heimtückisch sachte zwischen die Fürstin und den nichts ahnenden Marquis und setzte sich selbst darauf.

„Le Monstre!" rief Jener entrüstet.

„Man darf über das Ideal die Details unterwegs nicht vergessen, Mylord, eine Lehre für die Zukunft," lachte der Russe.

„Ihre Tactik bewährt sich, lieber Graf, aber leider kommen Sie zu unrechter Zeit! To dinner!" Der Marquis reichte der Fürstin den Arm, über seinen Gegner triumphirend.

„Geschlagen, ma foi," rief dieser, „und mit meinen eigenen Worten. Im Eifer den Platz zu erobern, vergesse ich die Uhr und meinen Hunger! To dinner — faute de mieux!"

Fürst Löwenfeld sah sich vermöge seines Ranges genöthigt, der Frau des Hauses den Arm zu reichen, zu sei-

ner Beruhigung aber saß er Lady Emely gegenüber, über deren runden Arm seine Blicke von Zeit zu Zeit auf und nieder glitten.

„Sie hat übrigens auch eine sehr schöne Büste," dachte er, „voll, üppig, gerundet. Lord Reginald weiß nichts davon, das Prestige, alle Pferde aller Länder fehlerlos im Gedächtniß zu behalten, gleich einem lebendigen Register, verfolgt ihn bis in den Traum. Die Reize seiner Frau sind ihm sozusagen untersagt, es wäre eine Störung für den Fachmann. Wir Politiker sind glücklicherweise andere Leute."

„Warum hat Lord Reginald Lady Emely geheiratet," fragte er seine Nachbarin flüsternd, „nicht aus Liebe, wie mir dünkt."

Lord Reginald saß am Ende des Tisches und sprach von dem Wettrennen in Chantilly.

„Ich schicke meine Frau zu ihrem Vater nach Hause, und fahre dann nach Paris, all right! Das thue ich!"

„Lady Emely ist die einzige Tochter eines reichen Mannes," erwiderte die Marchioneß ihrem Nachbarn, „und Lord Reginald hat sein Vermögen am Turf verloren. Zu seinem Glücke hält der Schwiegervater das Geld noch fest in den Händen."

„Ich empfinde eine ausgesprochene Sympathie für Lady Emely," betheuerte der Fürst, „eine Art väterlicher Sympathie, sie könnte meine Tochter sein. Ich habe eine fast erwachsene Tochter, sie wird im Kloster erzogen, sie wollte sich nicht an ihre Stiefmutter gewöhnen, ein verzogenes Mädchen, aber ein gutes Kind, auch moralisch, sieht mir ähnlich; ein kluges Mädchen, ich möchte fast sagen, geist=

reich, bis sie aufgeführt wird, bringe ich sie auch einmal nach London."

Die Marchioneß hörte andächtig zu, sie war eine Frau von Verstand, die aber gerne schwieg.

„Um auf Lady Emely zurückzukommen, sie ist „shy", nicht wahr? Wäre sie es nicht, sie gehörte zu den hübschesten Frauen, aber sie versteckt sich immer; ein Zufall, daß sie mir ins Auge fiel, und zwar in Folge eines geschmacklosen Armbandes, das sie trug, dasselbe wie heute Abend. Ein Horreur!"

„Lady Emely, mein Fürst, mag es ihrem Armband danken; denn in der That, bis jetzt wurde sie wenig bemerkt, und doch ist sie hübsch, sogar sehr hübsch."

„Nicht wahr! Das Genre für uns ernstere Männer, die Naivetät solch' junger Frauen ist oft eine wahre Labung pour nous autres, die wir das diplomatische Lügengewebe aller europäischen Intriguen leider durch die Hände spinnen müssen. Ach die Menschen, Mylady, sie plagen sich beständig und nutzlos, sie sinnen auf Krieg, und der Friede ist doch so schön!"

„Mein Fürst, Sie gehören ja zu den Auserkorenen, die über Friede und Krieg zu wachen haben."

„Ich habe meiner Regierung vom Kriege mit Italien sehr kategorisch abgerathen und unserem Minister deutlich nachgewiesen, daß Italien im Verein mit Napoleon zu mächtig für uns sei. Ich gehöre sogar zu Jenen, die bedeutende Concessionen an Italien gemacht hätten, um dem Kriege auszuweichen, aber Graf Buol-Schauenstein hörte nicht, er declamirte: „In diesem Lager ist Oesterreich!" Im Lager gegenüber kämpften die Turkos, die wilden Katzen,

und besiegten uns. Ich bin immer gegen den Krieg, Kriege haben keinem Lande jemals Gutes gebracht, wie man aus der Geschichte lernen kann, und gar in Oesterreich, das selbst seine Siege bezahlen mußte. Man regiere mit vernünftigen, conservativen Principien und nicht mit Extremen, einmal mit Absolutismus, das andere Mal mit liberalen, unmöglichen Idealen. Unter uns gesagt, Mylady, die Niederlage in Italien war eine natürliche Folge schlechter Elemente. Oben ein Minister, der einst auf den Barrikaden stand, Minister Bach, Sie werden den Namen wohl gehört haben, er ist Minister des Innern, soll das etwa dem Volke imponiren? Unmöglich! Ein großer Name, eine tadellose Reputation und klarer Ernst, das ist der Mann."

„Man würde fast glauben, mein Fürst, daß Sie sich selber zeichnen," bemerkte die Frau vom Hause.

„Ich danke, Mylady," der Fürst verneigte sich.

„Eingebildetes Thier, trotz Fürstenkrone," flüsterte der Russe seiner Nachbarin zu.

„Sind Sie ebenso friedliebend als Ihr Mann, schöne Fürstin?" frug er, sich an diese wendend.

„Nein," erwiderte sie, „ich würde ohne Erbarmen Krieg führen, wenn er nothwendig wäre, um damit meiner Sache zum Sieg zu verhelfen. Die Geschichte der Menschen fordert Tribut an Blut und Leben."

„Sonderbar, daß Frauen und die schönsten Frauen immer grausam sind; woher kommt das?

„Von unserer Unterdrückung."

„Fürstin Löwenfeld, sind Sie unterdrückt?"

„Nicht ich! O nein, nicht ich, niemals, aber mein Geschlecht. Hätte man mich im grauen Alterthum als Sclavin

verkauft, ich hätte mir ohne Zaudern den Dolch in die Brust gestoßen, und es gäbe heute eine tragische Heldin mehr, modernen Dichtern zur Bearbeitung."

„Hätten Sie damit Ihr Geschlecht erlöst?"

„Nein, aber mich selbst."

„Das Opfer hätte sich nicht gelohnt."

„Bin ich selbst des Opfers nicht werth?"

„Ein schweres Problem, Fürstin, zwei Gegensätze halten sich das Gleichgewicht."

„Und Sie, Gräfin, was würden Sie gewählt haben?" fragte der Marquis die Russin, „Sclavenjoch oder den Tod?"

„Ich," erwiderte sie rasch, „ich hätte meinen Käufer verführt und nachher wäre ich ihm davongelaufen."

„Mit seinem abgeschnittenen Haupte, wie Dalila?"

„O nein, er hätte leben können, so lange er wollte."

„Sie sehen, Fürstin, Temperamente und Individualitäten sind verschieden, also kein zu großes Opfer für das Allgemeine."

„Aber ich sage Ihnen ja, es wäre für mich selbst gewesen," sprach die Fürstin bestimmt.

„Kein Wunder, schöne Fürstin, wenn Sie in höheren Regionen leben, sind Sie doch selbst wie eine Erscheinung höherer Sphären herabgestiegen zu uns armen Menschenkindern," sagte der Russe.

„Einigen davon freundlich zuzulächeln," flüsterte die Fürstin.

„Wäre das eine Aufforderung?" dachte der Russe, aber er brach das Gespräch ab und beschäftigte sich während des Soupers mit seiner Nachbarin zur Rechten.

Nach der Tafel und nachdem die Herren, englischer Sitte

gemäß, beim Weine blieben und den Damen erst später nachfolgten, vermehrte sich die Gesellschaft um ein Beträchtliches. Verschiedene Herren und einige Damen kamen nach und nach, um den Abend zu verplaudern. Graf Tolstoj hielt sich im Hintergrund und überließ dem Marquis die ungetheilte Gunst der Fürstin, die er ihm vor dem Essen scheinbar streitig zu machen schien.

Fürst Löwenfeld durchschritt den Salon, das Monocle im Auge, mit der Miene eines Potentaten, dem jede Laune gestattet sei, und sank in einen Fauteuil an Lady Emely's Seite.

„Erinnern Sie sich noch Ihres Versprechens, Mylady?"

„Das wäre?" fragte die junge Frau erröthend.

„Sie entsinnen sich nicht? das ist nicht schmeichelhaft für mich."

„Ach," sagte sie nun noch röther als früher, „es ist wohl wegen des Armbandes?"

„Ganz richtig, wegen des Armbandes. Erlauben Sie, daß ich dieses Horreur nochmals näher betrachte."

Lady Emely hielt nichts ahnend ihren Arm zur Besichtigung hin.

„Ein schöner Arm," dachte der Fürst mit dem Blicke eines Kenners, „eine auffallend schöne Büste, überhaupt die ganze Gestalt hat tadellose Formen, dazu ein hübsches Gesicht . . ."

„Erlauben Sie," sagte er laut, „daß ich das Bracelet herabnehme," und ohne die Genehmigung abzuwarten, öffnete er die Schließe, das Armband fiel herab, der Arm blieb in seiner Hand.

Lady Emely wurde purpurroth. Als sie scheu

im Kreise um sich blickte, um nachzusehen, ob sie Niemand beobachtete, traf sie den auf sie gerichteten Blick der Fürstin Löwenfeld; sie wurde nun blaß vor Schreck, ohne die ironische Schadenfreude der Fürstin zu bemerken.

„Marquis,“ sagte Letztere, „mein Mann macht Lady Emely die Cour.“

„Ma foi, so ist es, der Geschmack ist verschieden und Vielen gilt die Abwechslung Alles!“

„Lady Emely,“ lispelte der Fürst, „Sie brauchen nicht so very shy zu sein mit mir, mit einem Mann in meinen Jahren, Gatte, Vater, ich könnte ja fast Ihr Vater sein.“

„Das ist wahr,“ meinte Lady Emely beruhigt, ihm diesmal zutraulicher in die Augen blickend.

„Und dann sprechen wir ja nur von dem Schicksal Ihres Armbandes, gewiß ein unverfängliches Thema.“

„Gewiß.“ Lady Emely fühlte sich vollkommen beruhigt.

„Darf ich über Ihr Bracelet verfügen?“

„Ja, das dürfen Sie.“

„Wohlan, wir nehmen den schönen Stein heraus und setzen eine Perle dafür an denselben Platz, es wird ganz gut sein, ich verstehe mich auf Schmucksachen, das Bracelet wird kaum dabei verlieren, der Stein paßt nicht in dasselbe.“

„Und was machen wir mit dem Stein?“

„Den Stein lassen wir in ein Medaillon fassen, in ein großes, prachtvolles Medaillon. Darf ich noch eine Gunst von Ihnen erbitten, Lady Emely?

„Mit größter Freude.“

„Nun denn, ich werde eine Zeichnung machen, ich selbst, für die Fassung des Medaillons, und mit Ihrer Erlaubniß Ihnen diese Zeichnung bringen, und zwar in den nächsten

Tagen, sagen wir Donnerstag. Sind Sie Donnerstag zu treffen und um wie viel Uhr?"

„Donnerstag," wiederholte die junge Frau, „das ist übermorgen, ich erwarte Sie mit Ungeduld, kommen Sie doch um drei Uhr nach dem Lunch ich werde an diesem Tage nicht ausfahren, und mein Mann hat eben gerade Donnerstag eine Clubsitzung in Pferdeangelegenheiten; wir können also ganz gemüthlich über die Fassung des Medaillons mit einander plaudern."

„Charmant, ich danke Ihnen, Sie sind ein Engel."

Der Russe zog ein Notizbuch aus der Tasche und bat den Fürsten: „Monsieur le Prince, hätten Sie nicht einen Bleistift in Ihrer Tasche? Bitte darum."

Der Fürst zog einen goldenen Bleistift hervor und reichte ihn dem Russen. „Da haben Sie, ein nothwendiger Gegenstand für Diplomaten, mindestens für den Chef."

„Ich danke, Durchlaucht, ich bin noch nicht Chef, und hoffe mich von meiner Vergeßlichkeit zu heilen, weßhalb ich Alles aufnotire. Der Russe schrieb auf seine Karte mit dem goldenen Bleistift des Fürsten:

„Donnerstag um 3 Uhr, Lady Emely und Prinzeß Ida, England, Oesterreich und Rußland Allianz. Honni soit, qui mal y pense!"

Capitel XV.

Der englische Nebel färbte sich lichtgelb, er nimmt im Sommer nicht die orangegelbe Färbung wie in der rauheren Jahreszeit an; die Atmosphäre ist dann weit drückende als in den heißen Ländern des Südens, ein paar Schritte über das Pflaster von Newboudstreet und der Schweiß perlt von der Stirne herab. Das fühlte Graf Tolstoj, als er sich in die Wohnung des österreichischen Gesandten begab. Der Nebel verdichtete sich immer mehr, so daß man ihn hätte entzweischneiden können, man fühlte die Hitze der Sonne durch, obwohl sie unsichtbar blieb.

„Ein Dampfbad," stöhnte der russische Graf an der Schwelle des Hauses, „das Weib ist herrlich, aber heute verdiene ich mir das Glück ihres Anblickes im Schweiße meines Angesichtes."

Er stieg die Stufen der Stiege langsam hinan; sich den Schweiß von der Stirne wischend und vor einem Spiegel anhaltend, glättete er seine schwarzen Haare.

„Ich wünsche zu gefallen."

Er beruhigte sich über seine äußere Erscheinung, die ohne Zweifel gefallen konnte, er besaß das je ne sais quoi der Russen. Wann hätte Graf Tolstoj faillirt? Freilich stellte er

sich diesmal einen hohen Preis, der alle übrigen aus der bunten Erinnerung seines wechselvollen Lebens überbot.

Fürst und Fürstin Löwenfeld verließen gerade das Speisezimmer nach eben eingenommenem Lunch, als der Graf gemeldet wurde. Der Fürst ging ihm freundlich entgegen, entschuldigte sich aber zugleich, daß er binnen fünf Minuten einem genommenen Engagement Folge leisten mußte.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Durchlaucht, und der Frau Fürstin Genehmigung werde ich die Ehre haben, etwas länger zu verweilen," sprach der Russe, „ich fühle mich unfähig, meinen Rückweg sogleich anzutreten, die Hitze draußen ist entsetzlich."

„Meiner Frau ist es ein Vergnügen, sie hat meines Wissens kein Engagement, nicht wahr?"

„Durchaus keines," lächelte die Fürstin, „und auch mir ist es draußen zu heiß. Abends haben wir wieder einen Ball, den wievielten seit unserer Ankunft in London, wer es wüßte? Dein Kammerdiener vielleicht, lieber Otto, ich nicht."

Die Fürstin nahm auf einem niedern Fauteuil Platz und lehnte sich zurück. „Unerhört, die Hitze und dabei keine Sonne!"

„Ein indischer Prinz, der unlängst hier durchreiste," erzählte der Graf, „sagte zu einer unserer schönen Ladies: Ein schönes Land, Ihr altes England, nur, hélas! keine Sonne! — Ich liebe die Sonne nicht, erwiderte die Dame schnippisch. — Ah Madame, rief der Prinz, c'est que vous ne la connaissez pas!"

„Sehr gut, sehr gut!" bemerkte der Fürst, „Sie haben immer witzige Anecdoten bei der Hand, lieber Graf, Schade,

daß ich heute keine Zeit habe, Ihnen länger zuzuhören, ich habe Eile. Adieu, amusiren Sie meine Frau, auf Wiedersehen!"

Die Fürstin und der Graf sahen ihm nach, beide mit demselben ironischen Lächeln, dann begegneten sich ihre beiden Augen, der Graf lachte laut, die Fürstin heuchelte Ernst.

„Wissen Sie, Fürstin, wohin er eilt, Ihr Herr Gemal?"

„Ich fragte nicht darnach, ich frage nie, er ist Herr seiner Gedanken und seiner Thaten."

„Er eilt zu Lady Emely Hills."

„Woher wissen Sie?"

„Ich erlauschte das Rendezvous neulich am Abend, Donnerstag um drei Uhr! Heute ist Donnerstag.

„Lady Emely gefällt meinem Mann, sie ist eine hübsche, junge Frau."

„Sind sie nicht eifersüchtig, Fürstin?"

„Nicht im Geringsten."

„Aus Vertrauen, aus Gleichgiltigkeit oder aus Weltweisheit?"

„Lieber Graf, das geht Sie gar nichts an."

„Es geht mich allerdings nichts an," sagte der Graf, den man nicht sogleich aus der Contenance brachte, „aber demungeachtet bin genug neugierig, um der Sache nachzuforschen, und enfin, belle Princesse, Sie können mir das Recht nicht nehmen, mich für Sie zu interessiren, wenn ich es durchaus thun will."

„Ich verwehre es Ihnen nicht, ich danke Ihnen im Gegentheil für Ihre Theilnahme, aber ich schweige."

„Sie schweigen. Der Fürst, Ihr Gemal, wird an der

Seite Lady Emely's gewiß sprechen, man möchte es sogar Schwätzen nennen."

Die Fürstin konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Der Graf benützte dieses Lächeln, um mit einer geschickten Schwenkung seinen Sitz in ihre unmittelbare Nähe zu bringen.

„Lieben Sie Ihren Mann, Fürstin?"

Die Fürstin blickte ihn einen Augenblick erstaunt an, dann nahm sie einen Flacon vom Tische und unterhielt sich damit, die goldene Kapsel desselben auf und zuzumachen.

„Meine gnädigste Fürstin, glauben Sie ja nicht, daß Schweigen keine Antwort sei, es ist manchmal sogar eine sehr beredte, nach meiner Erfahrung beurtheilt."

„Ihre Erfahrung enthebt mich der Mühe, zu antworten. Ich danke Ihnen."

„Ah, nous y voilà!" dachte der Russe, sich bedenklich tief verbeugend.

„Knieen Sie nicht vor mir," lächelte die Fürstin, „es wäre lächerlich."

„Ich hatte nicht die Absicht," erwiderte der Russe verletzt, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte, den er sogar etwas zurückschob. Pause.

„Weßhalb sind Sie eigentlich hergekommen, Herr Graf?"

„Um Ihnen mitzutheilen, daß Ihr Gemal zu Lady Emely ging und noch dazu auf Bestellung."

„Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Theilnahme und versichere Sie, daß es mir ganz gleichgiltig ist."

„Ihr Mangel an Eifersucht, Fürstin, ist kein Decouragement für mich."

„Sie wollten also die Abwesenheit meines Mannes benützen? Wozu, wenn ich bitten darf?“

„Ich wollte die Gelegenheit nicht versäumen, ich hätte später Reue darüber empfunden.“

„Wollten Sie mir eine Liebeserklärung machen?“

„Fürstin, ich habe mannigfaltige Erfahrungen im Leben gesammelt, ich bin es nicht gewöhnt, verhöhnt zu werden.“

„Ich verhöhne Sie nicht, ich frage, wie Sie früher fragten.“

„Und ich antworte nach meiner Ueberzeugung, da Sie auf Ihren Mann nicht eifersüchtig sind, da Sie von mir keine Liebeserklärung wünschen, dann glaube ich...“

„Eh bien, s'il vous plait?“

„Sie lieben über uns Beide hinweg einen Dritten.“

„Ah, wie Sie klug sind, und wen, wenn ich bitten darf, etwa den Marquis of Haughkings?“

„O nein, das ist eine Tändelei aus der großen Welt.“

„Ganz richtig.“

„Den Rechten, ich kenne ihn nicht, ich weiß seinen Namen nicht, ich werde ihn aber wissen, auf Ehre!“

„Vielleicht ist es nicht gar so sehr interessant.“

„Es ist interessant für mich.“

„Suchen Sie.“

„Ich suche, ich werde finden.“

„Ein Versprechen, Herr Graf, ich bitte darum.“

„Sprechen Sie es aus.“

„Wenn Sie gefunden haben, so theilen Sie es mir mit.“

„Ich verspreche, abgemacht. Für heute empfehle ich mich, sans rancune, nicht wahr?“

„Vollkommen! Ich verzeihe Alles, was Sie beabsichtigten und nicht vollführten. Adieu!“

Er küßte die dargebotene Hand. „Es ist noch nicht aller Tage Abend, schöne Fürstin, sagte sich der Graf im Abgehen, der Faden ist gesponnen und Sie sind in die Falle gegangen, ungeachtet Ihres Verstandes, Ihrer Tugend, Ihrer Ironie. Von heute ab, ob Sie wollen oder nicht, hegen Sie unleugbares Interesse für mich. Sie werden mich beobachten und sich mit mir beschäftigen. Es gibt natürlich einen Dritten, und einen Dritten kann man ausstechen."

Graf Tolstoj ging selbstzufrieden von dannen, er hatte ein Interesse gefunden, seine blasirte Langweile auszufüllen. Fürstin Löwenfeld, deren Schönheit ihn hinriß, beschäftigte seine Gedanken und es war mehr als eine Salonintrigue und eine Liebesaventure, so wie sie mehr als eine Frau unter anderen Frauen war. Fürstin Löwenfeld imponirte ihm und schien seine Menschenverachtung im Allgemeinen und Frauenverachtung daneben Lügen strafen zu wollen. Der unbekannte Dritte aber sollte der besiegte Held eines Romans werden, den er kühn auszuspielen sich vorgenommen hatte.

Indessen saß Fürst Löwenfeld bei Lady Emely, sie hatte ihn erröthend und verlegen empfangen, sie reichte ihm die Hand und bat ihn Platz zu nehmen. Ihre sorgfältig gewählte Toilette, in der sich etwas zu viel Farben mischten, brachte ihre volle üppige Gestalt zur Geltung und überbot nicht die Jugendfrische ihrer glänzenden blauen Augen, ihrer rosenrothen Wangen; sie war hübscher zu Hause und einfacher gekleidet, als en toilette in den Salons der großen Welt; sie war noch immer das naive, blühende Landmädchen, das plötzlich zu ihrem Nachtheil in die lärmende Menge der Stadt hineingeworfen wurde.

„Ich bin pünctlich, Mylady," sagte der Fürst ihr gerade gegenüber Platz nehmend und sie wohlgefällig betrachtend; er spielte die Rolle des Protectors, er, Fürst Löwenfeld, gegenüber dem unerfahrenen Landmädchen!

„Sehr pünctlich, mon Prince."

„Lord Reginald ist im Club."

„Er fuhr zu einer Besprechung wegen Pferde."

„Er kommt wohl nicht so bald nach Hause; ich gestehe Ihnen aufrichtig, Lord Hills ist mir nicht sympathisch, er mag sonst ein schätzenswerther Mann sein."

„Ich begreife," erwiderte Lady Emely unbefangen, „Lord Hills pflegt wenig Conversation mit Fremden, man muß ihn näher kennen lernen, um seine vielen, guten Eigenschaften zu würdigen."

„War es eine Heirat aus Liebe?"

„Es war der Wunsch meines Vaters, der mir sagte, leidenschaftliche Liebe sei nicht nothwendig, Achtung und Vertrauen brächten Neigung als natürliche Folge mit sich. Mein Vater hatte Recht."

„Sind Sie nicht manchmal recht einsam, wenn Ihr Mann nach Pferden sucht?"

„Ich bin daran gewöhnt; auch zu Hause, bei meinem Vater, lernte ich mich beschäftigen, um mir die Zeit zu vertreiben."

„Sagt Ihnen Lord Reginald manchmal, daß Sie sehr hübsch sind? Erröthen Sie nicht zu sehr, übrigens es steht Ihnen vortrefflich. Sie dürfen die Versicherung von mir annehmen, denn wie ich Ihnen bereits erklärte, ich könnte ja Ihr Vater sein. Ich fühle für Sie die Theilnahme eines Vaters."

„Ich danke, Fürst, für Ihre Theilnahme, es ist sehr gütig von Ihnen, wenn Sie mich hübsch finden. Sie sind sehr verwöhnt, was Schönheit betrifft, Fürstin Löwenfeld ist so glänzend schön, daß ich mich kaum jemals in ihre Nähe wage."

„Da thun Sie eigentlich recht, meine Frau ist so gewöhnt an Huldigungen, daß es ihr endlich vorkommt, Jedermann müsse sie bewundern. Ueberlassen Sie diese Pflicht den Männern und beschäftigen Sie sich lieber mit mir; unterhalten Sie mich ein wenig. Wir Diplomaten, immer mit ernsten Geschäften beschäftigt, wir sind unendlich dankbar, wenn hübsche, junge Damen uns aufheitern; meine Frau gibt sich selten die Mühe, sie ist eben sehr verwöhnt."

„Ihre Gemalin hat vollkommen Recht, mein Fürst, Huldigung in Anspruch zu nehmen, sie ist eine selten schöne und glänzende Erscheinung."

„Allerdings, als ich sie zum ersten Male im Schlosse ihres Vaters erblickte, überwältigte mich ihre Schönheit, und endlich hatte ich eine Frau gefunden, welche meines berühmten, kostbaren Familienschmuckes würdig war."

„Die Diamanten der Fürstin Löwenfeld sind ihrer Erscheinung angemessen, blendend, wie sie selbst. Ich möchte Ihren berühmten Familienschmuck einmal in der Nähe bewundern."

„Kommen Sie doch 'mal eines Vormittags zu uns oder vielmehr zu mir. Erröthen Sie nicht wieder, ja Sie müssen zu mir kommen, ich halte Schmuckkasten und Schlüssel dazu in Verwahrung."

„Gut denn, ich werde zu Ihnen kommen."

„Sie sind reizend, Lady Emely, nur bitte, bringen Sie Lord Reginald nicht mit.“

„Er kommt nicht, beruhigen Sie sich, Diamanten haben für ihn kein Interesse.“

„Und nun, da wir bei den Diamanten angelangt sind, meine eigentliche Bestellung galt ja dahin, mit Ihnen über Ihren prächtigen Stein zu conversiren, doch hat mich die Trägerin davon abgelenkt; wo ist der Stein?“

„Er ist hier in dem Kästchen auf dem Tische; ich legte ihn zurecht, als ich Ihren Besuch erwartet, nun harre ich Ihrer Befehle.“

„Lady Emely, Sie sind geistreich, — ich schmeichle nicht, ich schmeichle nie.“

Der Fürst besichtigte den Diamanten nochmals nach allen Seiten hin. „Ein wirkliches Juwel, seien Sie beruhigt. Darf ich ihn mitnehmen, ihn nach meiner Angabe fassen zu lassen?“

„Aufrichtig gestanden, Fürst Löwenfeld,“ sagte die junge Frau erröthend, „ich fürchte, Lord Reginald wird damit nicht einverstanden sein, ich sprach schon mit ihm darüber, und er wollte nichts davon hören; er gibt nicht gerne Geld aus auf Steine.“

„Er bleibt dem Thierreich treu, hahaha! Sehen Sie, ich kann auch geistreich sein, trotzdem schwärme ich blos für die Mineralogie.“

„Ich glaube gegenwärtig der Fassung des Steines entsagen zu müssen,“ fuhr die junge Frau fort.

„Warum nicht gar, ich habe die Zeichnung mitgebracht, ein Medaillon, voilà — mit kleinen Perlen gepflastert, das

Dessin im Viereck gleich Pflastersteinen, sehr gelungen, in der Mitte unser unschätzbares Juwel."

„Auf diese Art müßte es allerdings sehr schön sein."

„Sie sollen das Medaillon besitzen. Ich will es."

„Und Lord Reginald?"

„Ueberlassen Sie mir die Angelegenheit, ich werde mit ihm darüber sprechen, er kann es mir unmöglich abschlagen."

„Das hat etwas für sich," sagte die junge Frau.

„Also abgemacht. Geben Sie mir noch Ihre Hand zu küssen, die weiche, weiße Hand. Ich entführe den Diamanten, leider nicht Sie selbst! Hahaha, ich scherze manchmal gerne, das thut uns ernsten Diplomaten wohl. Noch Eines, wann kommen Sie zu mir, den Familienschmuck zu besichtigen?"

„Bestimmen Sie selbst, Fürst, meine Zeit ist weniger kostbar als die Ihre."

„Also sagen wir heute über acht Tage, nächsten Donnerstag."

„Gut denn, sagen Sie mich bei der Fürstin Löwenfeld an."

„Ein reizendes Frauchen," dachte der Fürst im Gehen, „man könnte verführt werden, sie zu verführen."

Lady Emely traf am nächsten Donnerstag pünctlich ein; etwas schüchtern, wie gewöhnlich, und noch mehr, da sie erfuhr, daß Fürstin Löwenfeld unwohl sei, und der Fürst ihr die Honneurs allein machen müsse.

Der Fürst überbot sich an Liebenswürdigkeit, indem er seine Schätze der Reihe nach vorwies. Schätze in der That, aus Vergangenheit und Gegenwart zusammengehäuft.

„Jetzt noch ein Versprechen,“ rief er, da er die Schmuckcassette schloß.

„Herzlich gerne, wenn es in meiner Macht steht.“

„Hier ist das Etui mit dem besprochenen und versprochenen Medaillon, aber Sie öffnen es erst zu Hause und tragen es heute Abend auf dem Balle.“

„Und Lord Reginald?“

„Sorgen Sie nicht, es wird Alles geordnet.“

Lady Emely trug noch an demselben Abend das Medaillon am Halse, und exaltirte sich über den guten Geschmack, die Güte und Gefälligkeit des Fürsten.

Wie es kam, daß noch am selben Abende sich die Sage verbreitete, Lady Emely wäre des Morgens bei Fürst Löwenfeld gewesen, und hätte von ihm ein kostbares Medaillon als Geschenk angenommen, blieb unerörtert; muthmaßlich erzählte es der Späher Graf Tolstoj der Fürstin und diese, eifersüchtig auf die Bevorzugung des Fürsten, die sie für sich selbst beanspruchte, aller Welt. Auch Lord Reginald hörte am Balle selbst davon; er nahm seine Frau und führte sie nach Hause. Am nächsten Morgen schrieb er dem Fürsten einen impertinenten Brief.

Der Fürst empfing den Brief in Gegenwart seiner Gemalin, er las ihn durch, und beehrte Lord Reginald mit allerlei Benennungen, wovon die im guten Wiener Localdialecte übliche „Esel“ die mildeste war.

„Was gibt’s?“ fragte die Fürstin, die sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Er reichte ihr den Brief.

„Ach Gott, Otto, du bist doch in allen Dingen ungeschickt!“

„Was ist zu thun?“ rief er in überaus erregter Stimmung, „ich muß Lord Reginald fordern.“

„Warum nicht gar, mache noch mehr Scandal! Ich werde die Angelegenheit ordnen.“

„Bei einer Ehrensache haben Frauen nichts dreinzureden. Es wird Eclat machen.“

„Und deine Stellung? Und dein Posten?“

„Hm, hm, hm! allerdings.“ Der Fürst ging lange im Zimmer auf und ab, dann fügte er sich dem Rathschlusse seiner Frau.

Sie legte die Rechnung des Medaillons in ein Couvert, das sie an Lord Reginald adressirte, und schrieb dazu: „In Abwesenheit meines Mannes, Fürstin Löwenfeld.“ Sie sandte den Brief miteingeschlossen an Lord Haughkings. Der Marquis, ernstlich in die schöne Fürstin verliebt, pries ihren Witz, ihren Geist und schalt seinen Neffen. Lord Reginald zahlte die Rechnung und versagte sich dann einen Renner erster Classe. Er verzieh nicht, bei allen Pferdemeetings spöttelte er über den Fürsten Löwenfeld und sagte unter Anderm: „He is an ass, to be sure!“ Lady Emely wurde zu ihrem Vater auf's Land geschickt und Fürstin Löwenfeld hatte, wie gewöhnlich, bei der ganzen Angelegenheit die dankbarste Rolle gespielt.

Capitel XVI.

Das große Gebäude des Damenstiftes am Hradschin thronte mit stolzer Ruhe auf den Höhen der schönen, alten, historischen Stadt Prag; es war das vielgesuchte Refugium der unvermälten Töchter höherer Stände, die mit dem Namen Stiftsdame Selbstständigkeit und sonstige sehr schätzenswerthe Frauenrechte erwarben. Die Frauen-Emancipation, welche seither so viele Federn und Gemüther erregte, wurde zu Lebzeiten der guten, alten Fürstin Therese von Kleisten noch wenig erörtert; auch Frauenrechten gegenüber huldigte sie den angeerbten und anerzogenen Vorurtheilen ihrer Zeit und ihrer Kaste; in ihren Augen gab es für Aristokratinnen, welche nicht an den Mann gebracht wurden, nur eine mögliche Versorgung, das Damenstift, und unter den verschiedenen adeligen Stiftungen der Monarchie nahm die am Hradschin den ersten Platz ein. Sie dachte also oft darüber nach, einer ihrer Zwillingsnichten einen Stiftungsplatz daselbst zu verschaffen.

Freilich war es gegen die Statuten, vermögliche Frauen aufzunehmen, und Fürst Kleisten war vollkommen im Stande, seine Töchter zu versorgen. Aber im Falle eine ihrer geliebten Zwillingsnichten nicht heiratete, sollte ihr lebenslänglich das Glück untersagt sein, selbstständig aufzutreten,

allein in's Theater und in die Welt zu gehen, ungehütet auf den Straßen herumzuwandern, einen Federhut, eine Haube und ein Spitzentuch zu tragen und, wie sie alle heißen die übrigen Privilegien verheirateter Frauen? Besser ihrem Vermögen zu Gunsten ihrer Schwestern entsagen und Stiftsdame werden. Nebstdem gab es noch hohe Protection für die Familie Kleisten und das Damenstift war nicht unempfindlich für einen Fürstentitel, das hatte sie selbst oft empfunden.

So dachte Tante Therese, als sie zuerst nach Prag zurückkam, und sie ließ den Stiftungsplatz vormerken.

Therese und Antonie, die Zwillingstöchter des Fürsten Kleisten, gingen in Prag in die Welt mit jener leichten Mühe, welche ihr Stand, ihr Vermögen und ihre frische hübsche Erscheinung bedingten; denn seitdem sie der verhängnißvollen Nähe ihrer älteren Schwester entrückt waren, deren glänzende Schönheit Alles um sich in Schatten stellte, gestand ihnen Jedermann gerne zu, daß sie sehr hübsche Mädchen wären. Beide nahmen das Leben von der frohen Seite, sie tanzten, freuten und unterhielten sich prächtig; sie dachten niemals daran, sich aus Ehrgeiz oder Hochmuth über Andere zu erheben, ihr Name, wie ihre Erscheinung dienten überall zur Zierde, ohne Andere zu unterdrücken, man liebte und protegirte sie allgemein; sie erweckten Wohlwollen und Theilnahme, nicht Eifersucht und Neid, sie waren gutmüthig, aber alltäglich. Ein einziger Schatten trübte den klaren Horizont ihres Lebens, man flüsterte noch oft davon, daß ihre jüngere Schwester mit einem Officier und gar mit einem Ungarn davongelaufen wäre.

„Werden wir Elsa jemals wiedersehen?“ frugen sie einander.

„Ich möchte gerne von ihr hören,“ sagte die Eine.

„Papa sollte sie nach Ringelsheim einladen, wir empfangen, so lange ihr Aufenthalt währt, keine anderen Besuche. Was thut's wegen ein paar Wochen?“

„Ja, wir möchten sie gerne wiedersehen.“

Nach und nach, da die Jahre vergingen, vergaß die Welt auch die jüngste Tochter des Fürsten, die ihr niemals vorgeführt wurde, ihren Schwestern aber blieb ihre Erinnerung treuer, als sie selbst es ahnte.

„Tante Therese, wie wär's, wenn du einmal an Elsa schreiben würdest?“

„Kind, ich weiß nichts von Elsa.“

„Tante, du bist sonst so gut, warum kannst du Elsa nicht verzeihen?“

„Mein Kind, das übersteigt meine moralische Kraft, ich habe das Entsetzen ihres Andenkens nicht überwunden. Verzeih ihr Gott!“

„Vater, wirst du Elsa nicht nach Ringelsheim rufen? Die arme Elsa, hast du sie vergessen?“

„Nicht doch, auch ich möchte sie wiedersehen, aber die Welt und die alte Tante — später, später, liebe Kinder, auch lebt sie gar weit von uns!“

Die Jahre flossen hin, und keines störte mehr den Frieden des alternden Fürsten. Der Ruhm der Fürstin Löwenfeld war eine ausgemachte Sache, und Ida's Triumphzüge im Auslande bildeten das Lieblingsgespräch ihres Vaters. Er bemühte sich nebstdem ernstlich für das allgemeine Wohl, er erklärte sich nicht gegen ein Parlament und Volksvertreter, nur mußte es daneben auch eine mächtige Pairskammer geben.

Tante Therese bezog mit ihren Nichten eine schöne, geräumige Wohnung in Prag; vom neuen Jahre angefangen bis zum Mai führte sie regelmäßig alle Jahre ihre Nichten in die Welt und ungeachtet ihres hohen Alters fühlte sie keine Ermüdung; sie schlief in ihrem Fauteuil bei dem Klange der Tanzmusik und dem Summen der Stimmen ebenso gut als auf weichen Dunen, und Niemand dachte daran, die alte Dame in ihrem Schlummer zu stören, man sorgte sogar dafür, sie nicht zu wecken.

In Prag gab es Theater, Soiréen, Bälle, Promenaden; in Ringelsheim gab es Landpartien, Armenbesuche, schöne Sommerabende inmitten einer reichen Blumenflur, dann später trauliche Abende am Kamin, einen Weihnachtsbaum für die armen Kinder; in Prag gab es eine Schaar junger Mädchen und flotter Tänzer, am Lande gab es die gemüthlichen Nachbarsleute.

Als Entschädigung für jene mühevollen Zeiten, da sie ihre Nichten Ida und Elsa nicht bemeistern konnte, genoß nun die alte Tante Jahre des goldensten Friedens in Gesellschaft ihrer Lieblinge, die zu jenen glücklichen Geschöpfen gehörten, welche unbehelligt durch's Leben gehen, mit ihren kleinen Sorgen, ihren kleinen Freuden, und die gewiß in ihrem engeren Kreise sehr viel Gutes thun, aber die Welt im großen Ganzen auch nicht um einen einzigen Schritt nach vorwärts treiben. Glücklich in den enggezogenen Grenzen ihrer von Kindheit an zugeschnittenen Anschauungen, glücklich in dem einförmigen Rundgang ihrer Gedanken, glichen sie jeden Mangel durch ihr gutes Herz aus. Kein ehrgeiziger Egoismus, kein selbstbewußter Hochmuth, kein Thatendrang nach Herrschaft und nach Ruhm störte den Frieden ihrer Seele, wie es bei Fürstin Löwenfeld der Fall war;

keine ungestillte Sehnsucht nach Anerkennung und nach Liebe, kein Drang nach den Sphären höherer Vollkommenheit trübte den Frieden ihres Gemüthes, wie es bei Gräfin Ungváry der Fall war; sie nahmen die Spenden ihres Erdenlaufes dankbar an, wie sich diese eben darboten, und verlangten nie mehr, als was sie eben erhielten; sie halfen gerne nach, wenn sie konnten, sie klagten und sie murrten nicht, wenn etwa eine Wolke über ihre Häupter flog, aber sie lächelten froh, wenn die Wolke wieder ging. Sie waren glückliche Geschöpfe, von keiner Seite beneidet, und doch so sehr beneidenswerth.

So ging Jahr um Jahr dahin, und eines Tages, als Tante Therese bei der Abenddämmerung am Fenster saß, um einen Armenstrumpf zu vollenden, sagte eine ihrer Stiftscolleginnen, die noch aus jener Zeit stammte, da sie selbst am Hradschin wohnte, damals aber, ungeachtet ihrer reiferen Jugend, von den älteren Damen als Backfisch behandelt worden war:

„Deine Nichten sind allerliebste Mädchen, sie gefallen überall, nur Schade, daß sie nicht heiraten, es wäre höchste Zeit, wenn sie es nicht überhaupt ganz aufgeben, denn jung sind sie nicht mehr."

„Nicht mehr jung," rief Tante Therese, „bist du verrückt?"

„Sie müssen doch bald dreißig sein! Es sind viele Jahre, seitdem Ihr nach Prag kommt, und da Ihr zuerst herkamt, waren sie auch nicht mehr achtzehn Jahre alt."

„Als wir herkamen," erwiderte Tante Therese mit unverhohlener Entrüstung, die sich bis zur Verachtung steigerte, „waren meine Nichten gerade achtzehn Jahre alt, und seit-

dem sind eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Jahre vergangen, ja wahrhaftig schon sechs Jahre, mithin zählen meine Nichten vierundzwanzig Jahre, das ist noch nicht zu spät, um zu heiraten."

„Noch nicht, wenn dem so ist," murmelte die Stiftsdame, von dem vernichtenden Blick und verächtlichen Tone ihrer älteren Freundin betroffen, „aber Zeit, daran zu denken."

„Ich werde darüber nachdenken."

Und die arme, alte Dame dachte so viel darüber nach, daß ihr die Gedanken zuletzt den Dienst versagten. Je mehr sie dachte, desto weniger gelangte sie zu einem Resultat. Ihr gesegneter Schlummer während des Cotillons erhielt eine arge Störung, sie spähte nun nach rechts und nach links, wo es denn einen Tänzer gäbe, der sich zum Gatten umwandeln könnte; manchmal erschien ihr Jedermann wünschenswerth, ein andermal Jeder unmöglich. Manchmal dünkt es ihr, als kreisten die schönsten, elegantesten, wünschenswerthesten Cavaliere um ihre Nichten, ein andermal hingegen verwandelten sie sich alle in Caricaturen, ja sie nahmen unnatürliche, abschreckende Gestalten an.

Zum ersten Male fand sie an ihren Nichten allerlei zu tadeln: Warum tanzten sie zu viel oder zu wenig mit dem Einen oder Andern? Warum flatterten sie so leichtsinnig herum, auf diese Weise könnten sie sich im Leben niemals ernstlich versorgen.

„Tante, liebe Tante," rief Therese, „du thust ja plötzlich, als wären wir große Coketten!"

„Das seid Ihr auch, alle vierzehn Tage habt Ihr einen anderen Courmacher."

„Liebe Tante, wir können doch nicht die Herren an unsere Schürze binden, wie man sagt."

„Aber Ihr könntet durch Ernst auch endlich einmal rechtes Interesse einflößen."

„Kurz gesagt, Tante, du willst, wir sollen heiraten."

„Es ist an der Zeit."

„Liebe Tante, wir nahmen uns doch vor, nie zu heiraten und uns nie zu trennen, wir sind glücklich und zufrieden hier bei dir, warum eine Aenderung herbeirufen?"

„Weil Ihr bereits vierundzwanzig Jahre alt seid."

„Und ungezogene Leute sagen, damit fange die alte Jungfer an; dem entgegen behaupten artige Leute, sie finge erst mit dreißig Jahren an."

„Mit dreißig Jahren, liebe Kinder, ist Thorsperre, man muß sich also früher versorgen. Die Eine von euch kann auf einen Stiftsplatz rechnen, ich habe euch vorgemerkt, die Andere aber muß durchaus heiraten."

„Höre mal, Resi," rief die Schwester, „da müssen wir Faden ziehen, wer den längeren Faden zieht, geht in's Stift und ist versorgt, die Andere muß an den Mann gebracht werden."

„Gut, Schwester, ziehen wir Faden, aber ohne Groll, wie immer das Schicksal entscheide."

„Zieht, Kinder," sprach die alte Tante mit Weihe, „aber es werde Ernst aus Scherz! Sprecht früher ein kleines Gebet, Gott zeige euch den Weg!"

Sie blickten beide erstaunt auf die alte Tante und wurden ernst, ihr frommes Gemüth war stets empfänglich für das Walten und den Segen Gottes.

„Mit Gott denn!"

„Siehe da, Resi, du hast den längeren Faden.“

„Ja wohl! Ich habe den längeren Faden gezogen.“

„Ach, Tante,“ seufzte Toni, „kämest du doch um einen zweiten Stiftsplatz für mich ein!“

„Es ist ja nur Scherz,“ bemerkte die Andere.

„Nicht Scherz, Kinder, es ist Ernst. Ich bin alt, Gott ruft mich bald zu sich, ich möchte euch früher versorgt wissen. Ich werde künftighin ein sorgsames Auge haben auf unsere junge Männerwelt und auf euch.“

Trotzdem verging auch diese Saison und es zeigte sich kein Freier und seufzend mußte Tante Therese zugeben, daß nichts zu machen sei; ihr redliches Bestreben blieb ohne Erfolg, sie klagte es endlich dem Fürsten Johann Nepomuk.

„Erlaube, lieber Neffe, eine Bemerkung. Du bildest dir viel darauf ein, ein guter Vater zu sein, so thue doch etwas für deine Zwillinge.“

„Was fehlt denn?“ rief der Fürst, „ich sehe sie stets zufrieden, ihre heitern Gesichter machen mir immer Freude.“

„Sie sind zufrieden,“ sagte die Tante, „aber sie sind vierundzwanzig Jahre alt. Dank meiner Vorsorge bekommt Resi einen Stiftsplatz, aber Toni bleibt unversorgt.“

„Ich werde sie nicht darben lassen.“

„Toni soll heiraten,“ rief die alte Dame bestimmt.

„Es würde mich freuen, aber ich kann den Mann für sie nicht aus dem Aermel schütteln, oder kennen Sie Jemanden? Heiraten meine Töchter nicht, werde ich sie gut versorgen, beruhigen Sie sich.“

Aber die alte Tante beruhigte sich nicht, sie stöhnte und klagte fortwährend, der Friede ihrer Tage schien sich wieder in ziemliche Aufregung zu verwandeln.

„Wenn es sein muß,“ sagte sie, „versuchen wir es auf's Jahr in Wien, ich bringe das Opfer.“

„Warum nicht gar,“ erwiderte rasch der Fürst, „das brächte uns Alle in Unordnung, ich bin auch schon ein alter Geselle und schätze meine Ruhe hoch. Ich verspreche Ihnen jedoch, Gräfin Clara zu Rathe ziehen.“

„Diese Gräfin Clara war mir nie sympathisch, doch ist sie sehr geschickt, sie arrangirte auch Ida's Heirat, die so gut ausgefallen ist.“

„Ich werde mit ihr sprechen,“ versprach der Fürst.

„Ach Gott,“ seufzte die alte Dame, „wenn man seinen Zweck durchaus erreichen will, darf man mit den Mitteln nicht gar zu strenge sein. Diese Gräfin Clara war einst eine große Sünderin und hat noch heute nicht viel Reue und Leid darüber empfunden, aber sie ist sehr geschickt.“

Gräfin Clara zählte die Jahre nicht, die sie nicht im Geringsten belästigten, möglicherweise hatte ihr Embonpoint noch ein klein wenig zugenommen, sie sprach noch immer sehr viel, und zeichnete sich noch immer aus durch ihren unbedingten Mangel aller Vorurtheile und ihr allgemeines Wohlwollen gegenüber Jedermann. Als Seine Durchlaucht Muck sein letztes Anliegen vortrug, erstaunte sie sehr, daß man nicht früher daran gedacht, und versprach sich der Sache anzunehmen.

„Den armen Mädchen muß man einen Mann herbeischaffen und wenn ich sage, ich suche, theuerster Muck, heißt es zugleich, ich finde. Vorerst blättern wir die Gotha's durch, fürstlich, gräflich, freiherrlich, für einen der Zwillinge können wir bis zum Baron herabsteigen, zum alten, echten guten Baron, nichts Neugebackenes natürlich, er müßte in

diesem Falle sogar ein Majoratsherr sein. Majoratsherren haben von jeher das Privilegium, Fürstentöchter zu heiraten, blättern wir die Gotha's durch, notiren wir alle die, welche an Alter, Stand und Ansehen passen, wählen wir weise und fädeln wir den jungen Herrn alsogleich ein. Ich kann das, hab's in der Uebung. Erinnert er sich, wie ich's mit dem Fürsten Otto Löwenfeld, dem klugen Diplomaten, gethan habe? Gleich hatten wir ihn an der Angel, freilich war's für Ida, diese Alles überwältigende beauté. Indessen, alter Muck, auch seine Zwillinge sind hübsche Mädchen und die Töchter des Fürsten Kleisten! Beruhige er sich, mein Alter, ich führe Alles zu glücklichem Ende."

„Wie immer! Gott weiß, Theuerste, ich habe meine Jugendliebe nie bereut," er küßte ihr zärtlich die Hände.

„Halt' er s'Maul, mein Alter, jetzt sind wir alte Freunde und wissen nichts mehr von Jugendliebe, — er hat in den letzten Jahren weiße Haare bekommen, mein Alter, und ich habe es aufgegeben, die meinen zu färben. Wir sagen: Liebe vergeht, Freundschaft besteht, wir sagen das der Welt mit so viel Ernst, daß sie darüber gerührt und erbaut auf uns blickt, — o du mein gütiger Himmel, die Welt ist ja so dumm, ich habe mein ganzes Leben auf diese Ueberzeugung gebaut und mich dabei nie geirrt."

Gräfin Clara hielt ihr Versprechen, sie blätterte die Gotha's durch, fürstlich, gräflich und freiherrlich; sie nahm daraus Notizen, sie zog Erkundigungen ein über die aristokratische Männerwelt jener Generation, die ihre Söhne sein könnten; sie erkundigte sich um die Geldverhältnisse, den Charakter und den Lebenswandel jedes Einzelnen, bis

es ihr ungefähr wie Fürstin Theresen erging, und sie ganz verwirrt wurde.

»Embarras de choix!« seufzte sie. „Es sind einige darunter tauglich, aber ich kann mich zu Keinem entschließen. Muck, mein Alter, wir müssen warten, ich muß mich sammeln — ich kann mit der Sache, der Kukuk weiß warum, nicht in's Reine kommen."

Eines Tages aber empfing sie ihren alten Freund mit lautem Triumph und küßte ihn auf jede Backe, indem sie dabei in die Hände klatschte.

„Ich bin eine gute Freundin, ich halte Wort. Ich hab's! ich hab's!" schrie sie. „Na freilich, es macht eigentlich unserem Verstand keine Ehre, daß es uns nicht schon früher einfiel — aber besser spät als gar nicht — und ich beanspruche das Verdienst, die Parole gefunden zu haben, mit welcher wir das Vaterland retten."

„Na, was ist's, quäle sie nicht meine Ungeduld!"

„Nur Geduld! Früher noch eine Frage, mein Alter; hat er schon manchmal darüber nachgedacht, wer sein Nachfolger in Ringelsheim und im Majorat sein wird?"

„Ich habe allerdings nicht viel darüber nachgedacht, weil mir die Leute nicht conveniren. Der Neffe meines Onkel Cardinal, Gott hab' ihn selig, seines Bruders Sohn, heiratete ein obscures Provinzfräulein von gutem Adel und höchst mangelhafter Erziehung, mit der er in unwirthlichen Militärstationen in Ungarn und Galizien herumzog; ich besuchte sie einmal, da sie in Wien auf der Durchreise waren, aber sie machten mir keine Freude, sie waren Beide, ich sage es rund heraus, abschreckend gemein, und ich gab den Gedanken auf, sie jemals nach Ringels-

heim einzuladen. Von Zeit zu Zeit wurde ich als Chef des Hauses angebettelt und schickte Geld. Ich kann keine Freude an diesen Leuten haben, und bin froh, daß sie auf dem Lande garnisonir en. Er ist seither Oberst geworden, die Frau hat obendrein immerwährend Verhältnisse mit unappetitlichen Commißknöpfen!"

„Nun, und haben sie Kinder?"

„Sie haben zwei Söhne, wie ich mir sagen ließ, der Aelteste ist glücklicherweise ein echter Kleisten dem Aussehen nach, der Andere hingegen von höchst zweifelhafter Abstammuug."

„Alter Muck, er sollte sich doch seines Nachfolgers annehmen."

„Mein Gott, ich habe ja ohnedem die Erziehung gezahlt und gebe ihm Appanage. Der Junge war in Neustadt und ist auch schon Oberlieutenant geworden."

„Wie alt ist der Oberlieutenant?"

„Das weiß ich nicht."

„Er ist 26 Jahre alt, mithin heiratsfähig, und er muß Eine der beiden Zwillinge heiraten."

Der Fürst st arrte die Gräfin an. „Meine Liebe, diese Idee, ich kann mich gar nicht fassen."

„Eine gute Idee, me rkwürdig, daß sie mir nicht früher kam!" rief die Gräfin. „Eine der Töchter soll in Ringelsheim bleiben!"

„Es hat viel für sich, aber weiß Gott, wie der Junge aussieht, und die andere Sippschaft dazu — die Mutter — brrr!"

„Die Sippschaft werfen wir über Bord, wir geben ihr einen Jahresgehalt, damit sie sich nicht hineinmenge, lasse er

den jungen Officier auf Urlaub kommen, wir beobachten ihn eine Weile und verheiraten ihn dann."

„Wenn er aber nicht will?"

„Er muß wollen, sonst verschulden wir ihm das Majorat. Ich nehme den jungen Herrn in die Hand."

„Eine köstliche Person diese Gräfin Clara!"

Capitel XVII.

Gräfin Clara war die Frau des Denkens und des Handelns; sie hielt ihr Wort und scheute die Mühe nicht. Heiratenstiften gehörte übrigens zu ihren Lieblingspassionen; sie hatte darüber keine Illusionen und idealistischen Schwärmereien, aber es war eine nothwendige Institution für die menschliche Gesellschaft, in die man sich fügen mußte und über die man sich allenfalls erst nach erhaltenem priesterlichen Segen hinaussetzen konnte. Sobald die Verhältnisse zusammenpaßten, sollte Jeder zugreifen, und je mehr sie über diese projectirte Heirat nachdachte, desto stolzer wurde sie darauf.

Fürst Johann Nepomuk schrieb an seinen Neffen und lud ihn auf Urlaub zu sich ein, um ihn als seinen Nachfolger vorzustellen; die Eltern erhielten eine Unterstützung und die Weisung, sich ruhig zu verhalten. Oberlieutenant Fürst Max von Kleisten erhielt einen dreimonatlichen Urlaub und eilte nach Wien, sich bei seinem Oheim zu bedanken, dieser musterte ihn von oben bis unten und sagte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegenüber Jedermann:

„Lieber Max, es ist an der Zeit, dich der Welt vorzustellen; da ich sicher nicht mehr heirate, so bist du mein Nachfolger.“

„Lieber Onkel, ich bin dir sehr dankbar. Seitdem ich Wiener-Neustadt verließ, treibe ich mich in erbärmlichen Stationen herum und lerne von der Welt nichts kennen; ich wünsche sehr, mich zu bilden, außerdem zieht mir meine Mutter monatlich die Hälfte der Apanage ab, — sie braucht immer Geld."

„Ich habe für deine Mutter keine Sympathie."

„Meine Mutter ist eine gute Frau, nur braucht sie viel Geld, und mein Vater ist riesig unter dem Pantoffel."

„Riesig unter dem Pantoffel?" lachte der Fürst.

„Wir sagen so beim Regiment."

„Meinetwegen," lachte der Fürst wieder und dachte dabei: Ein hübscher Bursche, gutmüthig und naiv, noch unverdorben.

„Hast du Schulden, junger Herr?"

„Niemals, bis erst in letzterer Zeit, ich weiß nicht, wie ich dazu kam — eine Bekanntschaft."

„Eine Geliebte, etwa gar vom Theater?"

„Sie spielt bei einer wandernden Truppe."

„Eine schöne Aufführung! Da haben wir's!"

„Man muß doch auch Erfahrungen sammeln und seine Jugend genießen."

„Ich rathe dir freundschaftlich, dich in Acht zu nehmen und deine Jugend hier in der Stadt mit Maß zu genießen, sonst kommst du zurück auf die Station."

„Ich werde mich zusammennehmen."

„Hätte ich dich doch lieber zur Infanterie gesteckt, anstatt zu den Uhlanen, man ist immer zu gut, zu schwach."

„Lieber Onkel, ein Fürst Kleisten — zur Infanterie!"

„Was thut's! Ein Fürst Kleisten soll vor Allem brav

sein und keine Schulden machen. Ich kann mein Majorat verschulden zu Gunsten meiner Töchter, und wenn du dann selber Schulden abzuzahlen hast, sperren die Schuldner deine Revenuen, verstanden? Nimm das zu Herzen".

„Ich werde mir's zu Herzen nehmen."

Er gefällt mir nicht übel, dachte der Fürst, er gefällt mir sogar gut, ohne die Familie wäre ich vollkommen einverstanden, er scheint zwar etwas leichtsinnig, aber das bessert sich mit den Jahren; die Heirat wäre uns nicht unangenehm.

„Ein hübscher Bursche," rief Gräfin Clara, „ein echter Kleisten, man kann daran nicht zweifeln, er hat zum Glück die Züge der Kleisten; er gefällt mir, er ist hübsch, unverdorben, natürlich . . ."

„Unverdorben!" bemerkte der Fürst den Kopf schüttelnd, „er hat Schulden und eine Geliebte bei einer wandernden Truppe."

„Bah! wer achtet auf diese Bagatelle, man zahlt beide ab und hält ihn fernerhin besser in der Corda!"

Fürst Max wurde nach Prag geschickt, er sollte dort in die Welt gehen, da sein Erbe in Böhmen lag, zugleich der alten Tante seine Aufwartung machen und die Cousinen kennen lernen.

Er fand das Alles vollkommen natürlich und zweifelte nicht mehr daran, daß ihm der freundliche Onkel die Schulden zahlen würde; sie beliefen sich auch nur auf eintausend Gulden, eine Kleinigkeit für Durchlaucht Muck; von dem projectirten Plane ahnte er nichts.

Gräfin Clara schrieb an Tante Therese: „Ich sende den Cousin, haltet ihn fest, bis ich komme."

Tante Therese las nicht zwischen den Zeilen, aber sie

freute sich über ihren jungen Neffen; ebenso hatten die Cousinen große Freude über Cousin Max, er würde in die Welt gehen und sie würden ihm die besten Tänzerinnen anempfehlen und zuletzt würden sie ihm sogar eine Frau suchen.

Max erklärte, daß er nicht heiraten wolle, er sei dazu zu jung und habe im Allgemeinen eine Abneigung dagegen; er wolle seine Jugend genießen und sich amusiren; er wolle weder unter die Haube noch unter den Pantoffel kriechen. Die Cousinen lachten und fanden das charmant; auch sie gingen nun wieder mit erneuter Freude in die Welt und tanzten mit großem Eifer, als wären sie wieder achtzehn Jahre alt, am nächsten Tag dann besprachen sie Alles genau mit Cousin Max. Cousin Max zeichnete Caricaturen und lachte die Leute aus, Resi und Toni gaben ihm die besten Ermahnungen und lachten, das Leben war froh, die Erde schön, der Himmel heiter.

Mitten in der größten Fröhlichkeit erschien Gräfin Clara, um sie bis zur Ausgelassenheit zu steigern.

Tante Therese mußte es leiden, sie klagte höchstens ihrer Kammerfrau, der treuen Katharina.

„Bis die zwei Prinzessinnen verheiratet sind, können wir zurück auf unser Stift, und die Frau Fürstin mag sich auf ihren Lorbeern ausruhen.“

„Woher hat die Person solche Ausdrücke?“ bemerkte die alte Dame.

„Mein Gott, man liest Bücher, Romane aus höheren Ständen.“

„Romane, welche Verderbtheit!“

„Die Frau Fürstin lesen doch den jungen Prinzessinnen auch Romane vor.“

„Ich lese sie, damit die Kinder die deutsche Literatur kennen lernen; es sind keine verderbten Bücher die Romane von Hackländer; Liebesscenen übergehe ich öfters, Ihresgleichen aber soll heilige Legenden lesen.“

„Die jungen Prinzessinnen lesen die Liebesscenen nachträglich für sich, und Legenden sind auch nicht immer sehr anständig, wie z. B. die Legende von der heiligen . . .“

„Ich befehle ihr, zu schweigen,“ unterbrach sie die alte Fürstin.

„Ich schweige, aber Gedankenfreiheit bleibt mir . . .“

„Die Person wird noch in ihren alten Tagen verrückt!“ Tante Therese nahm einen Roman von Hackländer zur Hand und die treue Kathi las über ihre Schultern hinweg, indem sie die weißen Haare lockte.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft fand es Gräfin Clara angezeigt, den jungen Fürsten Max zu sich zu bescheiden und ihn folgendermaßen anzusprechen:

„Lieber Max, ich war es, welche Ihren Onkel bewog, Sie hieher kommen zu lassen und Sie Ihrer künftigen Stellung wegen in die Welt einzuführen. Gott erhalte unsern guten Muck noch viele, viele Jahre, aber einmal kommt die Tour doch auch an ihn, dann sind Sie Majoratsherr auf Ringelsheim; es ziemte sich also, sich Ihrer anzunehmen; ich meinerseits habe aber noch andere Pläne mit Ihnen, gerade heraus, — mit dem Fürsten, Ihrem Onkel sprechen wir erst später darüber, — Sie müssen eine Ihrer beiden Cousinen heiraten.“

„Der Plan ist sehr hübsch ausgedacht, Gräfin, aber . . .“

„Kein Aber, junger Herr; es wird nicht zugelassen.“

„Aber ich wünsche noch gar nicht zu heiraten.“

„Sie werden Majoratsherr, Sie müssen, mein Lieber.“

„Ich habe noch einen Bruder, Gräfin.“

„Dieser Bruder ist problematisch.“

„Wieso, Gräfin?“

„Die böse Welt meint, er sei kein echter Kleisten.“

„Gräfin, ich liebe Mutter und Bruder, und Beide tragen den Namen Kleisten!“

„Ich bestreite es nicht, ich mache nur meine Glossen dazu. Ich gebe Ihnen vierzehn Tage Frist; nach abgelaufener Zeit werden Sie mir mittheilen, für welche der beiden Mädchen Sie sich entscheiden.“

„Verehrte Gräfin, ich wünsche noch nicht zu heiraten.“

„Larifari,“ sagte sie mit einer abwehrenden Bewegung der linken Hand, „und Adieu für heute.“

Die Gräfin drehte ihm den Rücken. „Sapperlott, der junge Affe macht Widerstand, na warte, ich werde dich lehren. Ich dulde keinen Widerstand.“

Tante Therese und Durchlaucht Muck bemerkten ihre schlechte Laune. „Was ist denn geschehen?“

„Das geht euch einstweilen nichts an. Basta!“

Fürst Max wurde ernstlich verdrießlich, er wollte wirklich nicht heiraten, er wollte seine Jugend genießen, er betrachtete nun seine Cousinen mit ganz anderen Augen, er hatte sie lieb gewonnen, nun wollten sie ihm plötzlich nicht mehr gefallen; er fand sie nicht mehr hübsch, zu klein, zu rund, zu gesund und einander zu sehr ähnlich. Wie langweilig, einen Zwilling zu heiraten, wovon ein zweites Exemplar herumläuft! Er wunderte sich, daß man ihm nicht gleich

alle Beide anhängen wollte, oder sollte jedenfalls die Schwägerin mit in die neue Haushaltung? Er wollte nach Galizien zurück und die kleine Mojka von der wandernden Truppe aufsuchen, eine blasse, schlanke Schöne mit schwarzen Augen und Haaren, ihretwegen neue Schulden machen, die er dann später aus dem Majorat zahlen werde; dann wäre es aus mit den Heiratsprojecten und was half ihm ein Majorat, das er erst in seinen alten Tagen erbte? Kurz, er hatte die schlechtesten Absichten, aber er rechnete ohne Gräfin Clara, die ihn nicht mehr aus den Augen ließ.

Es fiel ihm auch plötzlich ein, einer Dame den Hof zu machen, natürlich einer verheirateten Frau, der Gräfin Minna, einer vielumworbenen, schlanken, jungen, brünetten Dame, dem Gegensatze zu seinen Cousinen, worüber Gräfin Clara die Nase rümpfte und ironisch lachte. Gräfin Clara verfolgte im Allgemeinen schlanke Damen, sie beneidete sie in Anbetracht der Last ihrer eigenen Körperform.

„Ich hätte mir eine Andere erwählt,“ bemerkte sie, „als diesen dürren Stamm, mit dunklem Pergament überzogen.“

„Es ist mein Geschmack,“ betheuerte Max.

„Mach' er sich nicht lächerlich, junger Herr, und meinetwegen mag er zehn Verhältnisse anknüpfen, wir werden ihn deswegen doch noch im laufenden Jahre verheiraten.“

Der junge Mann begann die Gräfin zu hassen, aber er konnte ihr nicht entrinnen.

„Max,“ bemerkte Cousine Toni eines Tages, „du hast etwas auf dem Herzen, sage es uns, hast du vielleicht Schulden? Wie man sagt, haben alle Officiere Schulden; wenn sie nicht zu groß sind, werden wir Papa bitten, sie zu bezahlen.“

„Toni ist eine gutmüthige, kleine Person,“ dachte Max.

„Wer weiß, Max,“ sagte Resi, „vielleicht ist es besser, deine Schulden nicht zu zahlen, sonst machst du am Ende wieder neue.“

„Wenn ich durchaus Eine von Beiden heiraten muß,“ dachte Max, „so heirate ich die Toni.“

„Das erste Mal muß man's im Guten versuchen,“ sagte Toni, „gute Menschen werden durch Güte gebessert und, nicht wahr, Max, du bist ein guter Mensch?“

„Wer weiß, wer weiß!“ bemerkte Resi.

„Ich heirate die Toni,“ dachte Max.

„Es gehen schöne Geschichten von dir herum,“ begann Resi wieder, „du machst einer verheirateten Frau die Cour?“

„Das thun alle eleganten und vernünftigen Herren.“

„Du solltest lieber der Nichte der Gräfin Minna die Cour machen und sie dann auch heiraten; sie ist ein allerliebstes Mädchen.“

„Sie ist so klein, wie eine Puppe und ich will gar nicht heiraten.“

„So laß es bleiben!“

„Resi ist eine naseweise Person, ich heirate sie nicht,“ dachte Max.

„Du hast Recht, Max,“ sagte Toni, „unterhalte dich, du bist jung und hübsch, unter euch nennt man das, sich austoben, nicht wahr? Und daraus werden dann die gescheidtesten und besten Männer, sagt man. Ist's nicht so? Heirate nachher und werde glücklich.“

„Ich heirate die Toni,“ dachte Max.

Die gegebene Frist von zwei Wochen verging gar bald und Max wurde wieder zur Gräfin Clara vorgeladen; er

ärgerte sich darüber sehr, aber er wagte nicht ungehorsam zu sein wegen seines Onkels und seiner Schulden, er warf sich also in Gala-Uniform und fuhr zur bestimmten Stunde vor. Sie ließ ihn warten, er stand über eine Viertelstunde, die Uhr in der Hand, im Salon, er wartete und ärgerte sich in einem fort; endlich öffnete sich eine Thüre und die Gräfin kam dahergerauscht.

„Wie eine Ente," dachte er, „mit krummen Beinen und einer rothen Nase, als hätte sie einen Rausch." O, er haßte sie bereits gründlich. Sie lagerte sich bequem, unter Kissen, auf ein kurzes Sopha, das sie mit ihrem Umfange auch ausfüllte, während sie ihm einen leichten Rohrstuhl anwies, auf den er sich kaum zu setzen wagte, denn der Stuhl knisterte unter ihm; sichtbar that sie das aus Bosheit. Sie trug ein grünes Kleid, eine Haube mit rothen Bändern und eine Lila-Cravate um den Hals; die Farben sahen abscheulich nebeneinander aus, ihre Augen schienen noch kleiner als sonst, ihre Nase ging noch mehr in die Höhe, ihre Wangen prangten in Kupferröthe, und doch sagten die Leute: sie sei noch eine hübsche Frau. Sollte Toni auch einmal eine solche Kupferfarbe bekommen? Der Gedanke war entsetzlich.

„Na," begann Gräfin Clara, ihn anblickend, als suche sie ihm die Gedanken von der Stirne herunter zu lesen. „Haben sich der junge Herr entschlossen, und welche von den beiden Cousinen ist die glückliche Auserwählte?"

„Gnädigste Gräfin, ich glaube mich schon einmal dahin ausgesprochen zu haben, daß ich überhaupt nicht zu heiraten wünsche."

„Und ich habe Ihnen darauf kategorisch geantwortet, daß Sie, auch gegen Ihren Wunsch, Ihre Pflicht erfüllen

müssen, dabei bleibt Ihnen jedoch freie Wahl, die Toni oder die Resi."

„Wenn ich durchaus wählen müßte, würde ich die Toni wählen, denn die Resi ist, wie ich in letzterer Zeit bemerkte, ein naseweises Ding, aber wie gesagt . . ."

„Gut, es sei die Toni, mir ist es einerlei — und nun merken Sie wohl auf — Sie haben die Wahl und keine Bedenkzeit mehr, entweder Sie reisen morgen mit dem Frühesten zurück nach Ihrer Militärstation, auf Nimmerwiederkehr und bekommen in Zukunft nie mehr als fünfzig Gulden Apanage monatlich. Mit Ihren Juden können Sie sich abfinden, wie Sie wollen; der Fürst, Ihr Onkel, wird noch zwanzig Jahre leben, und während dieser Zeit sein Majorat verschulden zu Gunsten seiner Töchter, und Sie müssen dann Ihr ganzes Leben abzahlen, verstanden?"

„Vollkommen, gnädigste Gräfin!"

„Oder Sie quittiren, Sie heiraten die Toni, Sie bekommen monatlich tausend Gulden Apanage und freie Wohnung auf Schloß Ringelsheim, im Winter können Sie in die Stadt, Ihre Schulden werden gezahlt. Haben Sie eine Geliebte?"

„So eine halbe — Mójka, von der Truppe, ich weiß indessen nicht recht, was mit ihr geschehen. Arme Kleine, hab' ihr schon lange kein Geld geschickt!"

„Erkundigen Sie sich um die arme, kleine Mójka. Man wird ihr ein Douceur schicken, und kündigen Sie ihr zugleich Ihre Heirat an."

„Gräfin, Sie behandeln mich sozusagen wie einen Schulbuben."

„Bitte sehr," lachte die Gräfin laut, „fallen Sie nicht

vom Sessel herab, sonst ist die Täuschung vollkommen, künftighin kann Sie Ihre Braut erziehen."

„Meine Braut, meine Braut?" wiederholte Max.

„Muck, mein Alter, komm er heraus," rief Gräfin Clara in's andere Zimmer hinein.

Max verstummte, denn zu seinem Entsetzen trat die hohe, stattliche Gestalt des Fürsten Johann Nepomuk aus dem Nebenzimmer.

„Der Herr Oberlieutenant bittet mich, fürzusprechen, er hofft auf die hohe Ehre und das große Glück, Ihr Schwiegersohn zu werden.".

„Max, mein Sohn," sagte der Fürst, ihn herzlich umarmend, „du gefällst mir, ich willige ein."

„Er hat sich für die Toni erklärt," bemerkte Gräfin Clara.

„Ich freue mich, daß sich eure Herzen gefunden, es ist eine gut zusammengestellte Heirat; wenn Toni will, denn ich zwinge meine Tochter nicht, so ist es eine abgemachte Sache." Er umarmte den jungen Mann, dem die Sprache versagte, noch einmal.

„Komm, wir wollen die Toni fragen."

„Ich werde zuerst mit der Toni sprechen," rief Gräfin Clara, „Ihr kommt erst eine halbe Stunde später nach."

„Auch recht!" Der Fürst nahm seinen künftigen Schwiegersohn beim Arm, und schleppte ihn mehrere Straßen auf und ab; er schwätzte dabei fröhlich, während der junge Mann kaum antwortete. „Er ist ergriffen," dachte der Fürst, und nahm es ganz gut auf, er ahnte nicht, wie sehr der Zorn in ihm kochte.

Gräfin Clara eilte athemlos die Treppe hinauf, und ließ

die Toni zu sich bescheiden. „Mein Kind, ich habe mit dir ernsthaft zu sprechen.“

„Ja, liebe Tante, ich höre aufmerksam zu.“

„Ich mache keine Phrasen, liebes Kind, ohne Vorbereitung, gerade heraus, Max will dich heiraten.“

Toni wurde roth, dann bleich und stotterte zitternd: „Wie ist das doch dem Max eingefallen, ich dachte niemals daran!“

„Es ist für dich die beste Heirat, wenn du überhaupt heiraten willst.“

„Das ist es eben, ich wollte gar nicht heiraten.“

„Dummes Zeug! Mädchenunsinn, bis der Rechte kommt.“

„Glaubst du, Tante?“

„Mädchen kennen nicht ihr eigenes Herz, ich bemerkte es schon lange, daß Ihr euch gefällt.“

„Aber mein Gott, ich kann doch die Resi nicht verlassen.“

„Die Resi stirbt nicht daran.“

„Meine arme Schwester!“

„Sie kann euch in Ringelsheim besuchen, denke nur, du bleibst in Ringelsheim; die einzige Heirat, bei der du in Ringelsheim bleiben kannst.“

„O das ist wahr, das hat viel für sich.“

„Nicht wahr, mein liebes Kind, ein großes Glück?“

Fürst Johann Nepomuk erschien mit dem jungen Bewerber eben im rechten Momente; letzterer, der sich noch immer nicht fassen konnte, stand da, aufrecht, mit wehmuthsvoller Miene, noch durchaus nicht in sein Schicksal ergeben. Gräfin Clara ergriff seine Hand und legte die des jungen Mädchens, welches nicht aufzublicken wagte, in die seinige.

„Gott segne euch, meine Kinder,"

„Gott segne euch," wiederholte gerührt der Fürst.

„Nun begleitet mich zu Tante Therese. Wie die überrascht sein wird!"

Tante Therese schlummerte eben sehr süß und träumte von dem heiligen Nepomuk, ein Armenstrumpf, der ihr aus der Hand gefallen, ruhte auf ihrem Schooß. Der heilige Nepomuk wurde eben über die Brücke in's Wasser geworfen, und als Gräfin Clara sie am Arm packte, schrie sie laut auf vor Schreck.

„Gute Tante, hier stelle ich Ihnen ein Brautpaar vor."

Die alte Dame schrie noch einmal.

„Es ist doch nichts Erschreckliches daran?"

„Die Toni und der Max!"

„Ein hübsches Brautpaar, nicht wahr?"

„Wer hat das gethan?"

„Ich!" rief Gräfin Clara stolz.

„Hinter meinem Rücken!" die alte Tante schüttelte betrübt ihr greises Haupt.

„Bis ich einmal verheiratet bin," dachte Max, „verbiete ich meiner Frau den Umgang mit Gräfin Clara, es sei meine Rache; oh, dieses Ungeheuer!"

Resi brach in lautes Schluchzen aus, Toni warf sich in die Arme ihrer theuren Schwester.

„Geh' fort, du Treulose, Heimtückische!"

„Mein Gott, vor einer halben Stunde wußte ich noch selbst nichts davon," sagte Toni, ebenfalls weinend.

„Mach' die alte Tante keine Mucken," predigte Gräfin Clara, „und segne sie die Kinder. Kinder, kommt her, Resi, albernes Mädchen, hör' auf zu weinen, es ist nichts zu

weinen dabei; übrigens Thränen bringen einer Hochzeit Segen!“

„Ich segne euch,“ sprach die alte Dame, die Hände ausstreckend, noch nicht ganz von ihrer Aufregung erholt.

„Na, so ist's recht,“ jubelte Gräfin Clara, „Alles in Ordnung. Jetzt aber lassen wir den Bräutigam zu Athem kommen, er kann gehen und zum Diner wiederkommen, dann trinken wir auf das Wohl des schmucken Brautpaares. Max, küssen Sie Ihre Braut auf die Stirne.“

Max gehorchte und ging. Gott allein wußte in welcher Stimmung. Er fluchte den Weibern im Allgemeinen und allen alten Gräfinnen im Speciellen.

„Es ist eine große Freude,“ flüsterte Durchlaucht Muck seiner theuern Gräfin zu, „aber ich fürchte, wir haben den Jungen überrumpelt.“

„Malefiz-Junge,“ erwiderte sie, „er wollte Widerstand leisten. Ich mußte ihn fest beim Kragen packen, er wollte noch früher seine Jugend genießen, impertinent, aber ich kann mit solchen Helden gut umgehen. Verlaß' er sich darauf, alter Muck, das wird die glücklichste Heirat, ich wette darauf!“

Capitel XVIII.

Fürst Löwenfeld beglückte Paris mit seiner Gegenwart, mit der Schönheit seiner Frau, mit dem Glanze seiner Diamanten. Seit seiner mißglückten Aventure mit Lady Emely Hills behagte ihm der Aufenthalt in England nicht mehr. Lord Reginald, der ungeschliffene Sportsman, hetzte seine Cameraden vom Turf fortwährend auf, Seine Durchlaucht den Fürsten Löwenfeld lächerlich zu machen, und endlich stimmte selbst Fürstin Ida der Uebersiedlung zu.

Sie saß an Bord des Schiffes zwischen Dover und Calais und blickte in die klare Flut des Meeres, als wollte sie alle Geheimnisse, die im tiefen Grunde unten ruhten, durchdringen; ihr schönes, bleiches Gesicht schien noch ernster als sonst, ja es lagerte unverkennbar ein Zug von Trauer darauf.

„Mein Gott," sagte der Fürst, „hast du das Meer noch immer nicht genug betrachtet?"

Die Fürstin erwiderte mehr zu sich selbst als zu ihrem Mann: „Das Meer, wie ist es groß, mächtig, unergründlich, wie manches Menschenleben, und Mancher, der es wagt, darin hinabzutauchen, kehrt nicht wieder, er geht darin unter."

„Kennst du einen Menschen, liebe Ida, dem Meere gleich, groß, mächtig, unergründlich?"

„Ja."

„Und der ist?"

„Du bist es nicht, das genüge dir, aber allerdings ist deine Albernheit auch manchmal unergründlich!"

„Und deine Grobheit hält ihr das Gleichgewicht, hahaha! Von Frauen, die meine mit eingerechnet, steckt man sie ein, wir dürfen das ungescheut, wir, die Herren der Schöpfung."

„Siehe da, Otto, du wirst beinahe witzig."

„Bist du böse," fragte der Fürst, „weil wir England verlassen?"

„Ja, denn ich war gerne dort."

„Paris ist doch auch ein schöner Aufenthalt."

„Möglich, du mußt aber selbst zugeben, daß wir eigentlich jeden Posten mit einer Blamage verlassen."

„Man kann die Dinge nennen, wie man will. Petersburg gefiel mir nicht, ich forderte meine Entlassung."

„Wegen der Diamanten der Kaiserin, und die ganze Gesellschaft lachte dich aus."

„Sie lache! Ich habe dich bereits darauf aufmerksam gemacht: alle großen Männer hatten ihre Marotte, warum sollte ich nicht die meine haben? Diamanten sind eben meine Passion, andere Leute haben andere Passionen, Pferde, Spiel, Weiber. Ich gestehe, die Geschichte mit Lady Emely war etwas unangenehm, der Diamant verführte mich, nicht das Weib, obwohl es ein reizendes Weibchen war. Enfin, wir wechseln Domicil, das ist kein Unglück, im Gegentheil, es erhöht das Interesse der Carrière."

„Ich bin neugierig, lieber Otto, ob du diese deine Carrière auch glücklich zu Ende führst."

„O, ein Fürst Löwenfeld mit einer halben Million Ein=

künste, der steht fest ungeachtet seiner Marotten! Daß wir Berlin verließen, war deine Schuld, liebe Ida, du konntest das Klima nicht vertragen."

„Eine alberne Einbildung von dir."

„Ich meinerseits, ich war gerne in Berlin, ich hatte dort das Ballet; das Ballet erheitert mich — ich hatte ein Faible für die kleinen Ballerinen; Ballerinen sind bequemer als Damen."

„Kehren wir doch nach Berlin zurück," meinte die Fürstin.

„Vielleicht später einmal. Dieser gewisse Herr von Schaffhausen, dein Protegé, er mißfiel mir sehr, und man munkelt davon, er werde Minister; einstweilen ist er Gesandter geworden. Das müßte ich abwarten, und jedenfalls will ich einige Zeit hindurch Paris genießen."

„Ich will, ich will!" wiederholte die Fürstin, ihre Stirn in Falten legend, „und wenn ich, — ich nicht wollte?"

„Liebes Kind, du kennst Paris noch nicht. Paris, das schöne, das tolle, das verzauberte Paris!"

Es vergingen einige Wochen, Fürstin Löwenfeld dachte weder an Petersburg noch London, und nur selten an Berlin. Paris überwältigte sie ebenso wie damals, als sie vor Jahren, ein junges Mädchen, dort zeitweilig ihr erstes Liebesweh vergaß. Ein sinnverwirrender Taumel von Macht und Glanz herrschte am Hofe des Kaisers, welcher siegreich in der Krim, siegreich in Italien, siegreich immerfort, eben die mexicanische Expedition planend, mit für sein scharfes Auge fast unerklärlichem Wahnwitz die Herrschaft der romanischen Rasse zu verkündigen sich anschickte. Ein liebenswürdiger Gastgeber den zahlreichen Fürstlichkeiten, welche ihm ihre Huldigung darbrachten, war er dadurch wirklich jenen Herrschern der

Antike vergleichbar, vor denen sich der Reihe nach Völker mit heidnischem Aberglauben auf die Knie neigten. Durch den gewinnenden Eindruck seiner Persönlichkeit seine Herkunft ausgleichend, war Napoleon und sein von Jahr zu Jahr verschönertes Paris zum Mittelpunct der Welt geworden. Der fröhliche, das Auge blendende Reigen von Festen und Besuchen, von Triumphen und Huldigungen erneuerte sich mit jedem Jahreswechsel, und kaum noch, daß sich am Horizonte ein Wölkchen zeigte. Die immer tiefer gehende Demoralisation, welche alle Schichten der Bevölkerung durchdrang, wurde durch den zu voller Geltung emporgehobenen Glanz und den Reichthum der französischen Industrie und des französischen Erfolges verdeckt. Nach Paris hin wandten sich alle Wünsche, alle Sehnsucht, alle Bewunderung. Paris war das Losungswort aller Völker geworden, alle Sprachen der Erde priesen das glückliche Paris und zugleich das Alles überwältigende Genie des dritten Napoleon. Die kleinste Niederlage seines Ruhmes, seiner Principien und seiner Persönlichkeit schien auch für die Zukunft unmöglich. Der Staatsmann Napoleon kam dem Feldherrn gleich; seine Neujahrsrede, von allen kleinen und großen Residenzen mit erregter Spannung erwartet, regierte als Jahresplanet! Und an der Seite dieses Kaisers herrschte eine Frau, deren Schönheit alle Phantome einer etwas problematischen Vergangenheit besiegte, deren Schönheit ihre nicht in Purpur getauchte Geburt vollkommen ausglich, deren Schönheit so selbstbewußt strahlte, daß alles Murren in der Runde nach und nach darüber verstummte. Potentaten aller Länder, Königssöhne aller Zonen zogen hin, ihren Tribut darzubringen; die Schönheit der Kaiserin hielt dem Genie

des Kaisers das Gleichgewicht. Sie spielte zuerst mit ihren Kleidern und kostbarem Schmuck, sie spielte mit ihren Verehrern, dann mit ihrer Frömmigkeit und zuletzt leider gar mit Politik! — Und das Spiel dieser schönen, kleinen weißen Hände zerbrach Frankreichs Gloire und den Thron Napoleons.

Doch in jenen Tagen, als die Gemalin des Fürsten Löwenfeld von den Lippen des großen Kaisers und der schönen Kaiserin die erste Anerkennung empfing, und beide sie baten, ihrem intimeren Cercle anzugehören und bei keinem, weder der größeren noch kleineren Feste ihres Hofes zu fehlen, ahnte man noch nicht, daß die erste Niederlage auf den Feldern Mexiko's stattfinden sollte, daß dieses Gemisch von spanischem und indischem Blut, vergossen unter französischer Heerführung, die Keime der Rache in sich trug.

Napoleon hatte die Welt daran gewöhnt, in der Gegenwart zu leben, und sie dankte ihm den bequemen Genuß mit lautem Applaus. Napoleon's großes Komödientalent verstand es, die mise-en-scène seiner ehrgeizigen Pläne in so reizendem, verlockendem und stetem Wechsel vorzugaukeln, daß über die Begeisterung für die Staffage jedes ernste Denken und Ergründen verging.

Dem Fürsten und der Fürstin Löwenfeld schwand bald im Verein mit der übrigen Welt Denken und Sinnen, sie wurden ebenfalls hineingewirbelt in den Strudel, und darin festgehalten. Zu Anfang zwar rümpfte der Fürst die Nase über das Gemisch aller Classen, welche den Hof des Kaisers bildeten; sein aristokratisch conservativer Sinn machte Glossen über Parvenus und Abenteurer; da sich aber auch einige große Namen darunter vorfanden, und man ihn in die Intimität des Hofes zog, so wurde sein Hochmuth durch seine

befriedigte Eitelkeit versöhnt, und er fühlte sich an dem Hofe Napoleons äußerst wohl. Vergnügungen aller Art, Feste, Zerstreuungen, leichte Sitten, hübsche Frauen ließen ihn die Mesaventure mit Lady Emely vergessen. Er verschmähte es auch durchaus nicht an Soupers und Bällen anderer Sorte Theil zu nehmen, die Demimonde gefiel ihm ausnehmend. Er konnte seiner Gemalin im Bois de Bologne die Cocotten der Reihe nach nennen. „Freilich," sagte der Fürst, „vom Standpuncte der Moral höchst verdammenswerth, hat für uns Männer, und gerade für uns ernstere Männer, die Demimonde einen eigenen Reiz, und gar die Pariser Demimonde; ma foi, çà vous entraine irrésistiblement. Ich sage dir, diese Weiber sind alle schön, verführerisch, unwiderstehlich. Jede, selbst die Geringeren unter ihnen! Eine prachtvolle Erfindung diese Cocottes, noch nicht da gewesen, eigenthümlich; sie haben etwas ganz Besonderes, tant de chic, und sind offenbar dazu bestimmt, noch eine große Rolle in der Welt zu spielen."

„Ich füge leider hinzu, denn ich halte auf Moral, aber ich bin froh, daß ich nicht zu entscheiden habe; das Fleisch ist schwach; auf einer Seite die Moral, auf der anderen l'entrainénement."

„Sprichst du noch immer von der Demimonde?" erwiderte die Fürstin zerstreut, da ihre Augen nach der Säule des Place Vendome blickten. Sie seufzte.

„Ich spreche davon," sagte der Fürst, „denn wovon das Herz voll ist, fließt der Mund über. Ich bin enchantirt, ich gestehe. Da ist z. B. die Cocotte Rosepomponne, eine Blonde mit Haaren von Gold, ich sage dir, ravissante blaue Augen, runde Formen, Grazie, Chic und Diamanten!

Sie hat ihre Diamanten aus allen Ländern geholt, Diamanten von reinstem Wasser, und sie selbst ist die Perle dazu. Eine Perle unter den Cocotten! Das ist ein guter Gedanke, nicht wahr, eine Perle unter Cocotten? Diese Rosepomponne! Ein Glück, daß mein Familienschmuck gebunden ist, ma foi, zum ersten Male im Leben wäre ich in Versuchung!"

„Bist du verrückt oder betrunken?" fragte die Fürstin ungeduldig.

„Keines von Beiden, mein Schatz, doch muß ich gestehen, daß mir diese Cocotte blonde etwas zu Kopfe steigt."

„Otto," sagte die Fürstin kalt, „du kannst dich mit der Demimonde unterhalten, so viel du willst, ich bin nicht im geringsten eifersüchtig, aber eine öffentlich affichirte Maitresse im Bois de Boulogne dulde ich nicht. Merke dir's!"

„So," erwiderte der Fürst, entzückt über seine Wichtigkeit. „Wenn ich mich aber wirklich in Rosepomponne verliebe?"

„Das ist mir einerlei, nur mache keinen Scandal dabei. Denke an deine Stellung."

„Als ob es andere Herren meinesgleichen nicht thäten?"

„Ich dulde es nicht," sagte die Fürstin bestimmt.

„Was wirst du thun?"

„Ich reise mit meinem Sohn ab, und du kannst zurückbleiben sammt deinen Diamanten. Ich trage sie nicht mehr."

Der Fürst wurde nachdenklich. Nach einer Pause sagte er versöhnlich: „Du wirst meine Diamanten heute Abend tragen am Bal des Tuileries, und hörst du, morgen muß ganz Paris von den Diamanten der Fürstin Löwenfeld

sprechen; heute Abend überhäufe ich mit ihnen, damit du in jeder Beziehung die einzige Rivalin der schönen Kaiserin werdest. Ich will es so!“ Der Fürst warf sich in die Brust. „Seitdem ich mit Napoleon auf intimem Fuß stehe, und er ist sehr froh darüber, der Kaiser, gewöhne ich mir das positive Wesen an. Ah, ma chère, überhaupt, das ist eine Schule für uns Diplomaten, unbezahlbar. Da kann man auch noch in seinen alten Tagen Manches lernen!“

„Lerne,“ erwiderte die Fürstin, und sie strahlte des Abends am Ball der Tuilerien, an Schönheit und Diamanten unerreichbar, wie sie seit Jahren an allen Höfen, in allen Ländern gestrahlt hatte. Alle Journale sprachen von der schönen Fürstin, alle Zungen priesen sie. Fürst Löwenfeld war zufrieden.

„Ah!“ rief er ihr zu, „es ist doch noch etwas ganz Anderes diese stolze Fürstin, als meine Cocotte!“

„Otto, wahrhaftig, du bist verrückt!“

Bei einem der großen Feste der officiellen Welt erschien Graf Tolstoj; er näherte sich der Fürstin sogleich und sagte: „Denken Sie sich, welches Glück, ich habe es erreicht, nach Paris versetzt zu werden, ich hatte den Londoner Nebel und die Londoner Langweile herzlich satt.“

„Das heißt, Herr Graf, Sie sind mir gefolgt.“

„Und wenn auch; bin ich nicht frei, kann ich nicht dieselbe Luft einathmen wie Sie, Fürstin?“

„Das sind Sie. Kommen Sie als Verehrer oder Späher?“

„Als Beides.“

„Und wenn Sie in Beidem fehlschlagen?“

„Ich habe ein zähes Naturell, Fürstin; ich werde nach beiden Richtungen hin ausharren."

Graf und Gräfin Tolstoj waren vollkommen geeignet, die lustige, leichtlebige Gesellschaft zu gewinnen, in der sie mit russischer Grazie hineintanzten. Beide waren binnen Kurzem in alle Hof- und Liebesintriguen eingeweiht, und kaum war des Grafen Verehrung für Fürstin Löwenfeld bemerkt worden, wurde sie auch von allen Seiten begünstigt; er folgte ihr überall als Schleppträger, doch ohne Erfolg.

„Ach, Fürstin, in welchem Winkel dieser Erde steckt der einzig Wahre, der Unvergleichliche?"

„Suchen Sie."

„Es kommt mir vor, als blickten Sie mich manchmal fast mit Widerwillen an."

„Man haßt gewöhnlich die Controle."

„Aus Haß wird manchmal Liebe, les extrêmes se touchent."

„Niemals," sagte die Fürstin kalt.

„Sind Sie dessen sicher?"

„Vollkommen."

„Für immer?"

„Für immer."

„Das heißt so lange Sie einen Andern lieben?"

„Aber dieser Andere steht so hoch, daß nach ihm kein Erdgeborner ein Herz gewinnen kann, das er besaß; dieser Andere steht so hoch, daß kein Erdgeborner auf den Platz hinaufreichen kann, den er einst einnahm; dieser Andere steht so hoch, daß die Erinnerung an ihn Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausfüllt."

„Hm,“ meinte der Graf, „ich habe nicht viel Chancen, aber eine doch noch.“

„Welche?“

„Die Zukunft wird es lehren, Fürstin. Ich baue darauf.“

„Sie liebt mich nicht und doch will ich sie gewinnen, es sei die Aufgabe meines Lebens. Ach, wo ist er, dieser Einzige, Hohe? Auf den Thronen Europa's? Nein, eine Fürstin Löwenfeld verliebt sich in keinen Prinzen, das ist ihr nicht der Mühe werth. Eine Fürstin Löwenfeld verliebt sich in einen Politiker, einen Staatsmann erster Classe, das ist es, suchen wir unter den Staatsmännern, deren Persönlichkeit hervorragen. Persönlichkeit ist selten. Ich werde finden.“

Unter den unzähligen Gespannen, welche an den fashionablen Tagen nach dem Bois de Boulogne fuhren, fehlte selten das der Fürstin Löwenfeld. Paris, das große Welt-Paris kannte ihren Wagen und sie selbst, la belle Princesse autrichienne, gehörte bald zu den Merkwürdigkeiten, welche Europa nach Paris zur Ausstellung sandte. Die Blicke der bewundernden Menge richteten sich nach ihr, sie war tadellos und der höchsten Bewunderung auch würdig, sowohl die Equipage als die Fürstin selbst. Wie war sie reizend, wenn sie durch das Gehölz fuhr, zurückgelehnt in weiche Kissen, in schweren Kleidern, in Sammt und in Seide, mit wallenden Federn, von kostbaren Pferden gezogen. Unter der Menge, die mit Neid und Bewunderung auf sie hinblickte, mochte hie und da ein Einzelner bemerken, daß auf ihrem schönen, bleichen, regelmäßigen Gesicht ein Hauch tiefer Trauer lag und ihre dunklen Augen über die Menge schweiften, als suche sie etwas, das sie nicht finden konnte. Und auch das Lächeln, das nur selten ihre Lippen leise spaltete, war

nicht fröhlich, eine unerfüllte Sehnsucht lag in ihrem Wesen. Graf Tolstoj, der an ihrer Seite ritt, wußte es am besten.

Der Wagen der Fürstin machte le tour du lac. Die Mehrzahl der Gespanne, die langsam folgten, gehörten der Demimonde an, eine Schaar von Cocotten, immer mehr zu Königinnen der Mode emporsteigend, mit den Damen des Hofes an Putz und Chic rivalisirend, und unerreichbar für die Damen der Börse, die über Nacht zu Millionärinnen geworden, trotz kostbarer Gewänder, den Stempel der Parvenus nicht abstreifen konnten; und alle drei Kategorien umschwärmt von einer Schaar Abenteurern aller Länder, deren Namen man kaum kannte, deren Verschwendung aber desto mehr Lärm machte: der tollste Reigen, den je die Menschheit ersonnen, ebenso verführerisch als verderblich.

„Mais, Princesse, regardez donc," mahnte Graf Tolstoj, ernstlich bestrebt, die schwermüthige Laune der Fürstin zu erheitern, „die schönen Pferde, die schönen Weiber der Reihe nach, regardez-donc, die Marquise*), Faubourg St. Germain pur sang, es folgt ihr Mlle Edla des Variétés, la maîtresse du Prince de*) Regardez-donc voilà notre plus grand chic Bébé Laurion, la reine du Demimonde. Mais regardez-donc la Duchesse de St. Ich ziehe Bébé Laurion vor, die Frau Herzogin langweilt mich, und auch die Marquise aus dem Faubourg St. Germain, die mich nur mit einem Auge ansieht, weil ich den Hof des Kaisers besuche. Hören Sie auf mich, Fürstin?"

„Doch, doch," erwiderte sie mit einem halben Lächeln.

„Jetzt kommt das Merkwürdigste, diese Cocotte dort mit den goldenen Haaren und blauen Augen und rothen Wangen, als wäre Alles von Korallen."

„Bitte, belästigen Sie mich nicht so viel mit Cocotten.“

„Nur mehr mit dieser Einen, schöne Fürstin, die Ihnen unbedingt Interesse einflößen muß. Die Puppe heißt Rosepomponne und ist einem englischen Mylord von dem Fürsten Löwenfeld abgekauft worden.“

„Im Ernst?“ frug die Fürstin und sie konnte sich eines wirklichen Lächelns nicht erwehren, da sie sich umwandte, um Rosepomponne noch einmal zu betrachten.

„Im Ernst, im Ernst!“ wiederholte der Graf.

„Ich werde mit dem Fürsten darüber sprechen.“

„Sind Sie etwa doch eifersüchtig?“

„Nicht im Geringsten, ich möchte nur eine etwaige Dummheit Seiner Durchlaucht und den etwaigen darauf folgenden Scandal verhüten.“

Ein heiterer Frühlingshimmel lachte über die schöne Stadt Paris, die Seine bevölkerte sich mit Schiffen und Kähnen aller Art und kleinen Dampfbooten, welche die Fahnen gehißt hatten. Die Thürme der unzähligen Kirchen ragten über das Häusermeer hinweg, die Kuppeln der Invalides prangte goldenhell im Sonnenglanz strahlend, unweit davon flog wie ein Pfeil kühn hinauf die Spitze der Sainte-Chapelle, das Wasser der Fontainen plätscherte lustig, über die majestätische Brücke des Louvre rasselten die Wagen. Fürstin Löwenfeld war, da ihr Wagen nach der Stadt zurückrollte, nicht unempfindlich für die schönen Bilder, die an ihr vorübergingen, die herrlichen, antiken Monumente der Stadt, die modernen Anlagen, die sorgfältig gehaltenen Gärten, die breiten Straßen, die reichen Schaufenster, die geschmackvollen Toiletten, die unzähligen Gespanne, die sich lustig tummelnden Rosse, die gaffende Menge, kurz, die ganze, schöne Welt im

Feiertagskleide. Sie schien, Vergangenheit und Zukunft vergessend, dem frohen Taumel der Gegenwart zu huldigen, und war stolz auf den Schimmer, den Glanz und die Heiterkeit ihres Paris, welches ein Zaubermärchen in den Händen des dritten Napoleons geworden war.

Und der Wagen der Fürstin Löwenfeld fuhr durch den arc de Triomphe nach der grande avenue des champs Elysées. Unter den Fußgängern einer dichtgedrängten Menge in den Champs Elysées ragte die hohe, stattliche Gestalt eines Mannes hervor, welche in der Menge nicht verloren ging.

Ein fast tödtliche Bläße bedeckte das Gesicht der Fürstin.

„Sie sind nicht wohl!“ rief Graf Tolstoj, knapp am Wagenschlag sich herabneigend.

Die Fürstin sah und hörte ihn nicht, er folgte ihrem starren Blicke und traf im Verein mit dem ihren die Mannesgestalt, die langsam durch die Menge weiterschritt.

„Er ist es!“ knirschte der Graf zwischen den Zähnen, sein Pferd sprang nach seitwärts, so daß er mühsam das Gleichgewicht im Sattel behielt, die Fürstin sah es nicht; ihr Wagen rollte weiter und ließ ihn zurück, sie preßte ihre Hände an ihre pochenden Schläfe, ohne mehr zu wissen, wo sie sich befand.

Die mächtigen Gebäude der Tuilerien und des Louvre, die Colonnaden der Rue de Rivoli, la Rue royale und im Hintergrund der Perron der Kirche la Madeleine, la place de la Concorde mit ihrer großartigen Rundsicht, Alles schwand vor ihren Sinnen zu leerem Nichts. Die Stadt, die Welt, das Leben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, rauschende Feste, zahlreiche Huldigungen, heiße Sehnsucht und ein banges Herz, Paris mit seinem Glanz und Ruhm und seiner Herrlichkeit, Alles, Alles rollte hin zu den Füßen des Grafen Carl von Schaffhausen.

Capitel XIX.

Die Aufmerksamkeit des Napoleonischen Hofes lenkte sich nun auf den deutschen Diplomaten, der sogar etwas Ernst inmitten des leichtblütigen Cercle hervorrief. Die Damen besprachen seine Erscheinung und erklärten, er sei nicht schön, aber eine stattliche Gestalt. Die Herren empfanden keine Sympathie für ihn, aber das allgemeine Interesse drehte sich um ihn. Man sagte, er hätte lange Audienzen bei Seiner Majestät und des Kaisers Stirn verdüstere sich oft. Obwohl ein Deutscher, so fehlte es ihm durchaus nicht an geselliger Begabung, nur schien ein Etwas ihn beständig zu provociren; eine gewisse Unruhe zeichnete sich deutlich an ihm, selbst an der Seite der ihm schmeichelnden, schönsten, liebenswürdigsten Damen, und doch waren seine Ansichten so klar, fest und bestimmt; nach und nach übte er einen gewissen Druck auf die Gesellschaft aus, man nannte ihn: la politique en relief.

„Ich kann Politiker nicht leiden," bemerkte Fürst Löwenfeld, „die immerwährend den Politiker spielen."

„O que c'est bien dit," erwiderte Gräfin Tolstoj, die es jedem Mann übelnahm, wenn er ihr nicht huldigte und der es endlich gelungen war, sich in die Gunst des Fürsten einzuschmeicheln.

„Wie sie ihn liebt," dachte Graf Tolstoj, ingrimmig seine Augen auf Fürstin Löwenfeld gerichtet, deren Gesicht ein Lächeln verklärte, und bei der er alle Martern der Eifersucht kennen lernen sollte. „Ich bin eifersüchtig wie ein angeketteter Löwe. Wie sie ihn liebt! Mit der ganzen Thorheit, mit der ganzen Raserei, die sich geltend macht, wenn endlich einmal Leidenschaft diese kalten, unerreichbaren Geschöpfe ergreift; und dazu noch eine unerwiederte Leidenschaft; denn andere Pläne und Gedanken erhitzen das Gehirn dieses ehrgeizigen Politikers; er brauchte nur die Hand nach ihr auszustrecken; aber er will Länder und Völker in Ketten schlagen, nicht ein einzelnes Weib. Wäre sie auch die Krone der Schöpfung, ihm ist sie nichts! Weiß es der Gatte, der Affe, mit seiner Cocotte Rosepomponne, oder soll ich ihm's sagen?" Graf Tolstoj überlegte.

„Ach, Fürstin, wer hätte es gedacht, ich glaubte es nicht, bis ich nicht die Ueberzeugung davon hatte. Sie lieben, Sie können lieben und bis zu solchem Wahnwitz. Sie sehen, Sie hören, Sie wissen nicht mehr, was um Sie vorgeht, die ganze Welt ist Ihnen nichts mehr und dieser eine Mann ist Ihnen Alles, Alles auf Erden?"

„Ist er nicht auch zugleich der Größte auf Erden?"

„Sie kümmern sich nicht mehr um das Urtheil der Welt, Sie fürchten nicht mein Späherauge und Sie höhnen meinen Schmerz; wenn ich nebenan stehe und Ihr ganzes Wesen an seinen Athemzügen hängt, würden Sie ohne Zaudern mit Ihren weißen Händen die schuldlosen Opfer zerreißen, um sie auf den Altar Ihrer Gottheit zu legen, die Flammen mit Ihrem Hauch anfachend."

„Kein Tribut wäre zu groß; ich habe in den vielen

Ländern und Städten die wir durchstrichen, kein menschliches Wesen begegnet, das sich erkühnen könnte, den Vergleich mit Carl von Schaffhausen anzunehmen."

„Erbarmungslos für uns Alle!"

„Erbarmungslos für Sie, wenn Sie es wagten, bis zu ihm hinaufreichen zu wollen."

„Und was sagt Ihr Gemal dazu?"

„Das ist mir einerlei. Was kümmert's mich?"

„Er bleibe bei seiner Cocotte, Sie gönnen ihm wohl jetzt diesen kleinen Zeitvertreib."

„Ich habe keine Gedanken, keine Muße dafür."

Graf Tolstoj schwieg, er verneigte sich und ging.

„Ich habe lange auf Ihren Besuch warten müssen," sagte die Fürstin zu dem Grafen Schaffhausen zärtlich traurig, „obwohl wir uns alle Tage begegnen, so ist es doch immer nur in Gesellschaft gewesen."

„Weil ich Zeit und Muße dazu gewinnen wollte, Fürstin, und mehr wünschte, als einen Etiquette-Besuch."

„Sie sind hier in diplomatischer Mission?"

„Zu dienen."

„Sie sind verstimmt, Sie sind unruhig."

„Ich hoffte beim Scheiden, Fürstin, es möchten nicht wieder Jahre vergehen, bis wir uns wiedersehen, aber, ach, es sind seitdem wieder Jahre vergangen. Sie sehen ermüdet aus, meine schöne Fürstin, fast wie ich selbst; eine traurige Sympathie. Sind Sie unglücklich, unzufrieden?"

„Kann ich glücklich sein in jenen langen Pausen düsterer Tage, ohne Sonnenschein für mich? Und kommst du

wieder, mein strahlender Stern, so zittere ich nur, dich auch wieder aus den Augen zu verlieren."

Graf Schaffhausen führte die Hand der Fürstin an seine Lippen.

„Fürstin Ida, Jahre sind vergangen, seitdem Sie, ein schönes, gefeiertes, junges Mädchen, mir Ruhm und Sieg prophezeiten; ich habe bis jetzt noch immer weder Ruhm noch Erfolg gefunden, ich habe die Bahn durchlaufen, die Sie mir vorzeichneten, und ich kann Sie versichern, es war oft eine dornenreiche Bahn."

„Sie sind ungerecht mit dem Schicksal und sich selbst; schon nennt man allenthalben Ihren Namen als der Zukunft angehörend."

„Noch immer erst Zukunft, nach den redlichen Bemühungen langer Jahre."

„Graf Schaffhausen, Jahre der Bemühungen werden Ihnen kurz erscheinen, sind Sie erst am Ziele angelangt. Sehen Sie das Ziel?"

„Ja, ich sehe es."

„Suchen sie es hier in Frankreich?"

„Ja."

„Das verstehe ich nicht. War nicht die Einheit Deutschlands Ihr Ideal?"

„Sie ist es noch."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Erst wenn wir vereint gegen den Erbfeind unseres Landes ziehen, wird die Einheit besiegelt sein, aber, ach, dazu braucht es vielleicht noch einmal die Geduld langer Jahre."

„Das ist das Ende; und der Anfang?"

„Schleswig-Holstein meerumschlungen! Das ist der Anfang.“

„Sie haben das Alles schon im Kopfe?“

„Im Kopfe wohl, aber nicht in der Hand.“

„Wir gehen vereint für Schleswig-Holstein, Oesterreich und Preußen?“

„Zu dienen, und nachdem wir vereint siegten, werden wir uns über den Erisapfel zanken.“

„O Graf Schaffhausen, muß das sein?“

„Es muß sein.“

„Ich bin eine Oesterreicherin, und Loyalität ist die Tradition der Kleisten.“

„Sie sind eine deutsche Fürstin. Fürst Löwenfeld hat sogar Besitzungen in Deutschland.“

„Ich vergesse oft, daß es einen Fürsten Löwenfeld überhaupt gibt.“

„Das thut nichts,“ lachte der Graf, „unser bon Prince ist für die diplomatischen und politischen Combinationen der Zukunft nicht von Bedeutung; Sie könnten aber manchmal die Berichte, die er nach Hause sendet, ein ganz klein wenig controliren. Sie thun nicht Unrecht, wir sind Verbündete in der Gegenwart und Kleinigkeiten beschleunigen oft den Gang der Ereignisse. Erweisen Sie uns die Gefälligkeit in Erinnerung an die Vergangenheit Deutschlands und wir erreichen dadurch das Ziel um ein Geringes früher. Der ruhmgekrönte Sieger, am Ziele stehend, ein ernster müder Staatsmann, sieht dann einen Engel mit dem Lorbeerkranz vor sich, und der Engel trägt die Züge der Fürstin Ida von Kleisten. Ach wie schön waren Sie, da ich Sie zum ersten Male sah!“

„Und jetzt?“

„An Anmuth, an Schönheit, an Geist und Güte dieselbe noch; aber, ach, für Niemand, weder für Sie noch für mich, lassen sich lange Jahre aus dem Leben streichen. Jahre des Ringens, der Sorge und des Kampfes.“

„Und des Duldens,“ ergänzte die Fürstin.

Der Graf führte die Hand der Fürstin an seine Lippen.

„Ja, hätte uns das Schicksal vereint, wie stolz wären wir nebeneinander gestanden. O glauben Sie mir, meine Gefühle für Sie sind unerschütterlich. Was kann meine Freundschaft für Sie thun? Legen Sie ihr doch ein Opfer auf.“

„Freundschaft,“ wiederholte Ida leise; das Wort berührte sie widerlich.

„Es ändert nichts, wenn ich Liebe sage,“ flüsterte der Graf.

„Späterhin,“ erwiderte die Fürstin, „bis er heranwächst, werde ich Sie einmal bitten: „Lieben Sie meinen Sohn, er möge im Schatten Ihrer Größe ein Mann werden.““

„Bis ich nämlich diese Größe erreicht habe.“

„Ich rechne darauf mit unerschütterlichem Glauben.“

Wie oft auch der Graf die weiße Hand, die in der seinen ruhte, an die Lippen führte, die Fürstin fühlte es doch, es war in dem Verkehre mit ihm nicht mehr die Wärme von ehedem, es war Freundschaft und nicht Liebe; ihr Herz aber sehnte sich heißer, glühender denn je nach Liebe, sie flehte um brennende Glut, und man reichte ihr einen kühlenden Trank. Ihre Stirne wurde düster, ihr Blick traurig, ihre Wangen bleich. Wie hatten ihre Pulse gebebt beim Wiedersehen, welche Hoffnungen hatte sie daran geknüpft, und was gewährte es ihr dieses Wiedersehen? Den flüchtigen Einblick in politische

Pläne, ein paar Worte des Vertrauens eines kühn emporstrebenden Ehrgeizes und Freundschaftsbetheuerungen."

„O es kommt ja stets anders, als wir es wünschen, hoffen, ersehnen, als sich's unsere Phantasie ausmalt, als unser Herz sich's einredet! Das Pochen des Herzens, der hohe Flug der Gedanken, das tief verborgen gehegte Gefühl, alles dient nur zur Enttäuschung. Schatten über uns, Schatten um uns, Schatten überall!"

„Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?
Was wir lieblich fast besessen,
Schwindet hin wie Träumerei'n,
Und die Herzen, die vergessen,
Und die Augen schlafen ein."

Die Fürstin schlug in Heine's Liedern dieses Blatt auf. Thränen perlten über ihre Wangen, und sie legte ihr müdes Haupt auf ihre ineinander verschlungenen Hände, müde von all' den Kronen, die es trug, in schmerzlicher Entbehrung der einen, die ihr fehlte, der Krone der Liebe.

„Ach, Fürstin," bemerkte Graf Tolstoj, „nicht wahr, die Liebe thut weh, ich weiß es wohl, auch ich kann davon sagen! Es ist ein Schwächling das Menschenherz, das nicht ruhen will, „die Engel, die nennen es Himmelsfreud', die Teufel, die nennen es Höllenleid, die Menschen, die nennen es Liebe!" Auch er blätterte in Heine's Liedern. „Ein großer Dichter Heinrich Heine, ich glaube der einzige deutsche Dichter, der es trifft, die anderen sind Phantasten oder Materialisten. Heine kennt das Leben und singt dazu.

O, ich könnte Ihnen noch viele so schöne Verse daraus lesen für Sie und mich zugleich!"

„Lassen Sie es lieber ungeschehen," seufzte die Fürstin leise.

„Sie lieben diesen Mann und Sie leiden darunter, denn er erwidert Ihre Liebe nicht, nicht in dem Maße, als er sollte, nicht mit der Glut der Gefühle, nach der Sie sich sehnen. Nicht wahr, es ist so? Ich weiß es. Ich würde Ihnen diese Glut der Gefühle zu Füßen legen in blindem Sclavendienst, aber Sie weisen mich ab ohne einen Augenblick der Reue, ohne Mitgefühl, daß ich gerade in denselben Gefühlen leide, als Sie selbst, daß mein Herz genau dieselbe Pein martert, als das Ihre, die Pein unverstandener, unerwiederter Liebe."

Die Fürstin reichte ihm in stummer Theilnahme die Hand und er drückte einen langen, langen Kuß auf dieselbe.

„Ah," jubelte er für sich, „endlich der erste Schritt gewonnen, der Russe und der Deutsche als Rivalen! Der Deutsche mag die Welt erobern und sie unter das Joch seiner strengen Ordnung, seiner unantastbaren Moral zwingen, aber Herzen kann er nicht gewinnen; die Tugend, die Pflicht, das Recht ist ihm eigen, uns hingegen die süßen Verirrungen menschlicher Schwachheit. Gönnen wir ihm den Sieg, Fürstin, uns bleibt die Liebe!"

Da kam mit lautem Freudengeschrei der kleine Felix herbeigesprungen und warf sich in die Arme seiner Mutter.

„Graf Tolstoj," sagte diese ernst, „es bleibt mir die Liebe, die reinste, die heiligste, die beste im Leben! Die Liebe, die das Herz des Weibes erhebt, anstatt es zu erniedrigen, die Liebe zu meinem Sohn! Was auch mein

Herz im Entsagen leiden mag, wie viel es mich auch koste, ihm Vernunft beizubringen, um daraus alle Leidenschaften zu reißen, es wird geschehen! Leidenschaften sind unwürdig, unwürdig in jeder Gestalt und für Alle, noch mehr aber für die Tochter des Fürsten Kleisten."

„Stolz und schön, und erbarmungslos selbst für sich selbst!" stöhnte Graf Tolstoj.

„Die Liebe zwischen Mann und Weib," fuhr die Fürstin fort, „bringt gar selten Glück, Segen, Ehre; sie ist meistens eine Verirrung unserer Gefühle; bei den Bessern später dann Ergebung in die bittere Enttäuschung, herrlich aber nur in Mädchenträumen. Mit der Erkenntniß flieht der schöne Wahn. Graf Tolstoj, wenn Sie durch einen Zufall tiefer eingeweiht wurden in mein Leben, wenn die einzige Schwäche, die ich mir jemals zu Schulden kommen ließ, Ihnen aufgedeckt wurde, wenn Sie jene stolze Fürstin Löwenfeld, der die ganze große Welt Europa's huldigt, mit gebeugter Stirn gesehen haben, so nehmen Sie denn auch die Versicherung mit sich, daß es vorübergeht, daß sie sich selbst wieder gefunden hat, daß sie auch wieder ihre Stirne erhebt, ebenso stolz wie früher, daß sie fortan nur mehr an die strenge Erfüllung ihrer Pflichten denkt, die ihr zufallen sowohl als Frau wie als Fürstin, und daß sie nur mehr eine Liebe kennt, ich wiederhole es, die reinste, die edelstbeste im Leben — die Mutterliebe!"

Sie drückte den Knaben, der auf ihre Knieen gelehnt, spielte, an's Herz und er rief, die Arme um ihren Hals schlingend:

„Meine liebe, schöne, gute Mutter!"

„Folgen Sie meinem Beispiel, Herr Graf, überwinden

Sie die thörichte Sehnsucht Ihres Herzens, suchen Sie Entgelt in der Erfüllung Ihrer Pflichten als Mann, als Diplomat!"

„Ich werde trachten."

„Dieses Weib ist groß, fürwahr," dachte Graf Tolstoj, „ich bewundere es ebenso sehr, als wie ich es begehre. Soll ich es aufgeben, es ist wenig Chance vorhanden, höchstens einmal — par dépit. — Diese Gattung Weiber lieben meistens nur einmal; sie wird ihr Wort halten, und ihre Existenz ihrem Sohne widmen, der ihr Ebenbild wird, je mehr er heranwächst."

Graf Tolstoj schlenderte mißvergnügt durch die Straßen, er konnte keinen Entschluß fassen, er besaß durchaus nicht die ihm von der Fürstin angepriesene Charaktergröße, die im Entsagen Befriedigung findet, er verwünschte von Grund seines Herzens die langweilige, abgeschmackte Welt.

— — — — — — — — — — —

„Wie ein flüchtiger Sonnenblick im Leben," sprach Graf Schaffhausen, „schöne Fürstin, begegne ich Ihnen manchmal unerwartet, stehen Sie plötzlich vor mir, auf den mühevollen Pfaden, auf denen ich der Zukunft zuschreite, tröstend und ermahnend, tröstend für die Dornen, die ich anstatt Rosen pflücke, ermahnend, nicht zu schwanken, sondern demungeachtet auszuharren. Ich bleibe stehen, den Sonnenstrahl aufzufangen, der mir noch in der Erinnerung leuchten muß, wenn sturmgepeitschte Wolken über unseres Landes Gauen ziehen. Und wenn sich manchmal unsere Wege kreuzen, heißt es dann bald auch wieder scheiden — und Scheiden thut weh!

„Scheiden thut weh," wiederholte die Fürstin seufzend,

„besonders wenn man dabei nicht zu sagen wagt: Auf Wiedersehen!“

„Ich sage, auf Wiedersehen!“

„Ich nenne das nicht auf Wiedersehen, was mir ein unbestimmter Zufall gewährt.“

„Wohlan denn, so sei es kein Zufall, wagen wir es kühn in den Gang der Ereignisse einzugreifen und bestimmen wir dieses Wiedersehen!“

Eine rasche Röthe flog über das Gesicht der Fürstin.

„Bestimmen Sie Ihren Gemal, notre bon prince,“ lächelte Graf Schaffhausen, „Urlaub zu nehmen, um eine Zeit lang in Wien sein überangestrengtes Gehirn ausruhen zu lassen.“

„Sie kommen nach Wien,“ rief die Fürstin entzückt, „noch vor dem Bruch, und wann?“

„Eine Reise nach Wien und noch im Verlaufe dieses Jahres steht auf meinem politischen Weltprogramm.“

„Kann ich Ihnen dort behilflich sein?“

„Sie können die Charakteristik der einzelnen Individuen für mich zeichnen, das wird von Nutzen sein.“

„Ach, mein Freund,“ seufzte die Fürstin, „wo sind die schönen Tage der Vergangenheit hingeflogen, wo neben Politik und Diplomatie auch das Herz noch sprach!“

„Verurtheilen Sie nicht ungerechterweise das Herz, das einst so heiß für Sie geschlagen und Ihnen ergeben bleibt in alle Ewigkeit.“

„In Freundschaft?“

„Fürstin Ida, die Göttin, der ich mich geweiht, sie fordert ein ganzes Opfer . . .“

„Denn sie heißt Germania.“

„Denn sie heißt Germania," wiederholte der Graf.

„O wüßte ich doch auch, vor welchem Altar ich mein Opfer darbringen sollte!" seufzte die Fürstin.

„Vor demselben, Sie sind eine deutsche Fürstin."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin eine Oesterreicherin."

„Hm! Das sollte dasselbe sein und ist es doch nicht, leider wird noch der Sturm zwischen uns brausen, aber später dann, dann wollen wir wieder gute Freunde sein."

„O," klagte die Fürstin mit leiser, zitternder Stimme, „immer dasselbe, stolze Pläne, Kampf und Gelingen auf politischem Gebiet, und kein Pulsschlag mehr für Ida von Kleisten."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen.

„Ida!" Er zog die Hände von ihrem Gesichte und hielt sie in der seinen, er zog sie heran und küßte ihre Stirne und sie sank an seine Brust.

„Leben Sie wohl," flüsterte sie.

„Auf Wiedersehen!" sagte er.

Er drückte sie in seine Arme fest und neigte sich ein wenig, seine Lippen berührten noch einmal ihre Stirn.

Unter der Draperie der Gobelinvorhänge stand Fürst Löwenfeld. Der Graf sah ihn nicht, er schritt kalt und stolz an ihm vorüber.

Der Fürst trat herbei und stellte sich seiner Gemalin, die ihm kalt und ironisch in's Gesicht blickte, mit gekreuzten Armen gegenüber. Er knirschte vor Wuth.

„Hast du ein Verhältniß mit diesem Mann?"

„Nein."

„Er hat dich geküßt."

„Ja."

„Weiter ist es nicht gegangen?"

„Nein."

„Du liebst ihn?"

„Ja."

„War das der erste Kuß?"

„Nein."

„Wann hast du diesen Mann zum ersten Male geküßt? Gib Rechenschaft, ich will es wissen."

„Vor mehreren Jahren im Boudoir der Tante Clara."

„Du hast mich geheiratet, warum?"

„Par convenance."

„Du hast mich nie geliebt?"

„Nie!"

„Das ist eine große Ueberraschung, ich werde sie jedoch als Mann ertragen, aber ..."

„Zerstreue dich mit deinen Cocotten."

„Zum Teufel alle Cocotten!"

„Fürst Löwenfeld, keine Thorheiten, keinen Scandal, wenn ich bitten darf. Graf Schaffhausen geht, ich habe ihn zum Abschied geküßt und ich bin die Mutter deines Sohnes."

Sie glitt an ihm vorüber, ohne ihn eines Blickes mehr zu würdigen, stolz, erbarmungslos, ungebeugt.

Er ballte die Faust und preßte sie an seine pochende Stirn, dann sank er in einen Fauteuil, unfähig, länger aufrecht zu stehen, die Wuth erwürgte ihn fast.

„Keine Thorheiten, keinen Scandal," knirschte er, „aber Rache, o ja, Rache, langsam, unermüdlich, unverdrossen, jahrelang, wie ich genarrt und betrogen worden bin, jahrelang!"

Capitel XX.

Das Kreuz auf dem Bauernfriedhof in Rudna hatte noch keinen Segen gebracht, ob auch die junge Gräfin darauf Blumen streute und diese Blumen mit ihren Thränen benetzte, über Hidfalva und über sie lagerte noch immer die gleiche, bleierne Schwermuth.

Mit unsäglicher Geduld und Aufopferung hatte sie ihren kranken Mann gepflegt, denn obwohl das Nervenfieber, das sich bald einstellte, nicht lebensgefährlich wurde, so zog sich die Krankheit sehr in die Länge. Monate hindurch immer wieder an das Haus gefesselt, verstimmte sich die Laune des Grafen sehr merklich, und seine Frau litt darunter; ihre Pflege und Gesellschaft schienen ihm zwar unentbehrlich, denn er rief sie beständig an seine Seite, aber Dank und Zärtlichkeit zeigte er nicht dafür. Er zeigte keine Anerkennung, ebensowenig für ihre Geduld und Ausdauer an seinem Krankenlager, als er ihr keine Dankbarkeit zollte, daß sie mit derselben Ausdauer uud Geduld seine mißlichen pecuniären Verhältnisse getragen hatte; aber auch sie blieb sich treu, sie klagte nicht, ebenso wenig, wie sie früher geklagt, als ihr fast das Nothwendigste des Lebens fehlte; sie ertrug ihr selbstgeschaffenes Schicksal mindestens mit dem

Schein einer stolzen, ruhigen Ergebung. Ihre Lebhaftigkeit, ihr Frohsinn, ihr Glaube an Glück und Liebe gingen dabei verloren, aber ohne ein Wort der Bitterkeit opferte sie sich auf für den Mann, den sie selbst erwählte. Immer seltener aber erhellte ein Lächeln ihr Gesicht und der Blick ihrer großen, sprechenden Augen wurde immer trauriger.

Sie sagte sich selber nicht, daß sie den Mann noch immer liebte, dessen Namen sie trug, obwohl Jahr um Jahr verging, ohne daß es ihr Glück und Liebe brachte, ohne daß sein Herz gewonnen worden wäre; sie wußte es vielleicht selbst nicht mehr, sie lebte weiter unter dem schweren Druck, der ihr junges Leben umdüsterte, und der Graf wußte es so wenig als sie selbst. Gewohnheit stumpfte ihn ab, er dachte nicht mehr darüber nach; er hatte sich anfangs mit Widerwillen in die erzwungene Heirat hineingefunden und sich nachträglich das Zeugniß ausgestellt, daß er sein Schicksal als Mann trage. Er mißbilligte zwar die zunehmende Melancholie seiner jungen Frau, gab aber zu, das Leben auf Hidfalva sei ein allzu monoton-trauriges. Er versprach sich und ihr für die Zukunft mehr Lebensinteresse hineinzubringen; einstweilen konnte er es mit dem besten Willen nicht ändern, und bei diesem „einstweilen“ blieb es. Seine Versuche, eine heitere Stimmung anzuschlagen, hatten so wenig Erfolg, daß er sie einfach aufgab.

Die Erinnerung an einzelne flüchtige Momente erwachender Zärtlichkeit, die Unruhe, mit welcher er während seiner langen Krankheit nach ihr rief, erhielt eine Zeit lang in ihrer Brust noch die Hoffnung wach, es möchte sich in der Folge ein innigeres und gediegeneres Verhältniß zwischen Beiden herstellen lassen; aber die Hoffnung schwand

mit der Herstellung des Grafen, als er seine Beschäftigung wieder außer Haus aufnahm, und ließ nur eine noch tiefere Wehmuth in ihrem Herzen zurück.

Frau von Hegyesy theilte zuerst die Hoffnung, dann die Niedergeschlagenheit; sie meinte zwar, es werde sich noch Alles zum Besten wenden, aber sie schüttelte dabei den Kopf und ihren Ermahnungen fehlte die Zuversicht.

„Ach, kleine Gräfin, lachen Sie doch wieder wie dazumal, als Sie zuerst zu uns kamen; es ist sich in Hidfalva Alles gleich geblieben bis auf einige nützliche und schöne Verbesserungen, die Sie im Hause vornahmen.“

„Liebe Neni, und bis auf Eines noch, mein Herz hat sich verändert. Ich hatte anfangs viel Plage mit Haus und Küche, ja ich ging wahrlich manchmal hungrig zu Bette; jetzt fehlt es mir nicht mehr an leiblichem Futter; Tibor läßt sogar einen Speisesaal anbauen und eine reizende Veranda davor; aber mein Herz schlägt nicht mehr in froher Erwartung, in tröstender Hoffnung der Zukunft zu, und in unserem sonnigen Lande bleibt der Horizont meines Lebens düster. Alle goldenen Chimären der Jugend sind früh verblichen. Ich habe in meinem Herzen das Glück aufgegeben und die Ergebung gelernt; wenn ich lache, Neni, so kommt mir dieses Lachen so unnatürlich gezwungen vor, daß es Niemanden, mich selbst miteingerechnet, erfreuen kann, darum lache ich lieber gar nicht mehr.“

„Und doch, Gräfin Elsa, sind Sie noch so jung, liegt vor Ihnen eine so lange Zukunft, in der sich Vieles ändern kann und auch noch das Glück erblühen mag.“

„Möglich, Alles ist möglich, das Unglaublichste, aber ich rechne nicht mehr darauf.“

„Wenn ich darüber nachdenke, ist es mir unerklärlich; ich kenne Tibor, ich kenne Sie, Beide sind gut, Sie und er; mit welcher Ausdauer, mit welcher wirklichen Charaktergröße haben Sie die mannigfaltigsten Prüfungen ertragen, die der Reihe nach herankamen. Sie, das verwöhnte Kind eines reichen Fürsten; Beide, Sie und er, im Lande ringsum geachtet, geliebt, bewundert und nur eben zwischen Beiden will es sich nicht zum Guten wenden. Ein trauriges Räthsel, das ich nicht mehr lösen kann.“

„Lassen wir es gut sein, alte Muhme; der Anfang war verfehlt; die Schuld liegt an mir, aber die Buße ist größer als die Schuld. Das Leben dauert nicht ewig, ich werde es bis zu Ende tragen wie viele andere Leute, die von ihrer schweren Plage gar nicht sprechen. Jahre sind vergangen, seitdem ich nach Hidfalva kam, und Jahre werden auch fernerhin vergehen. Hidfalva ist ein recht hübscher Aufenthalt geworden; wir schaffen schon Comfort darin, vielleicht späterhin auch noch Luxus. Tibor's Geschäfte bessern sich, er zahlt seine Schulden, wir werden noch am Ende reiche Leute. Ich reite gerne in den Wald, es ist draußen schön. Ich liebe meine Blumen und Bücher. Nach unerreichbaren Sternen muß man nicht verlangen. Man sagt, das Glück blühe wie die Blume der Aloe einmal in einem Jahrhundert, warum sollte es gerade uns beschieden sein? Ich gebe es auf, man lebt auch ohnedem weiter.“

Ein Gemisch von Bewunderung und Mitgefühl, aber auch von Mißbilligung erfüllte Frau v. Hegyesy, da sie diesen Worten lauschte.

„Liegt nicht auch in Ihrer Ergebenheit sehr viel, zu viel Hochmuth, Gräfin? Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit.“

„Möglich, aber es ist zugleich mein einziger Trost und meine einzige Stütze."

Frau v. Hegyesy wandte sich in derselben Angelegenheit wohl auch an den Grafen und sie sagte: „Tibor, schon als Knabe habe ich Sie geliebt, und Alles, was Sie betrifft, betrifft auch mein Herz. Ich sehe mit Freuden, daß sich Ihre Verhältnisse bessern, daß Ihre Bemühungen gedeihen; ich sehe mit inniger Freude, daß Sie allenthalben Lob und Anerkennung ernten; der Erfolg krönt Ihren Fleiß. Hidfalva, das verwüstete, preisgegebene Hidfalva erholt sich wieder, es wird daraus eine schmucke Behausung, seine Inwohner erfreuend; und doch fehlt darin ein Etwas, und dieses Etwas ist Alles."

„Was ist's, alte, gute Neni?"

„Die Liebe, der Einklang der Gefühle zwischen Mann und Frau und damit das Glück."

„Sari Neni, das läßt sich eben nicht kaufen, nicht erarbeiten, das muß aus sich selbst kommen. Arme Elsa, sie brachte es nicht mit als Morgengabe, weder mir noch sich selbst."

„Kaufen kann man's nicht, doch glaube ich, Tibor, man könnte es verdienen und erringen."

„Lassen wir es gut sein, Neni, wenn es nicht von sich selbst kommt, ist es nichts werth. Wir tragen Beide das gleiche Loos, die gleiche Schuld, das gleiche Leid. Es läßt sich nicht ändern, vermuthlich hätten wir uns nicht heiraten sollen, daß es geschehen, ist nicht meine Schuld, die trägt sie allein. Ich habe die Tochter des Fürsten Kleisten nicht entführt, man hat sie mir aufgedrungen."

„Nun, sehen Sie, Tibor, ich habe nicht die Ueberzeugung,

daß Ihre Heirat die Schuld trägt, im Gegentheile, ich bin überzeugt, Ihr könntet Beide mit einander sehr glücklich sein, nur irgend Etwas ist nicht in der Ordnung, wie eine Schraube an einer Maschine, wodurch der ganze Organismus des Werkes gestört wird. Könnten wir nur diese eine Schraube auffinden und in Ordnung bringen!"

„Ja, liebe Muhme, dann müssen Sie die Schraube aufsuchen, ich finde sie nicht. Zeit wäre in Jahren schon genug dazu gewesen." Der Graf wandte sich ungeduldig ab.

Frau von Hegyesy beobachtete weiter mit sorgender Theilnahme und schüttelte den Kopf darüber nach wie vor.

Die alte Zigeunerin hatte es versucht, nochmals Geld zu verdien.n, und erzählte von der schönen Frau eines Försters, aber die Gräfin sagte kalt: „Ich zahle nichts mehr."

„Nun, so bekomme ich etwa ein altes Kleid," meinte die Tupa schmunzelnd.

„Ja," hieß die Antwort, „wenn du schweigst."

Die alte Zigeunerin schwieg, aber einmal fuhr ein Wagen durch Hidfalva, da rannte sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit für ihre alten Beine hinten nach und nahe am Castell schwang sie ihren Stock, daß die junge Gräfin unwillkürlich an's Gitter kam; im Wagen saß die schöne Försterin mit goldenen Flechten und himmelblauen Augen, geputzt, geziert, lächelnd, vergnügt; die Gräfin blickte nach ihr hin, und langsam füllten sich ihre Augen mit Thränen, aber sie sagte kein Wort, sie nahm ihr Buch wieder auf und las darin, sie las noch immer darin, als der Graf viel später in den Garten trat.

„Elsa," bemerkte dieser, „du wirst gar zu gelehrt, wann

immer ich nach Hause komme, finde ich dich in irgend einem Buche vertieft."

„Ich hole das Versäumte nach," erwiderte sie; „bis zur Gelehrsamkeit ist es noch sehr weit."

„Was liest du mit so viel Aufmerksamkeit?"

„Ueber Frauen-Emancipation," sagte sie halblächelnd.

„Toller Unsinn!" rief er.

„Man muß sich auch über moderne Fragen unterrichten."

„Und diese da gefällt deinem eigenwilligen Sinn?"

„Ich beanspruche jedenfalls mindestens Gedankenfreiheit."

„Und an was denkst du?"

„Ich denke, daß eine wahre, gediegene Bildung das beste Mittel ist, um uns Frauen die Ergebung in ein hartes, ungerechtes Schicksal zu erleichtern."

„Das hat was für sich, je ungebildeter, desto launenhafter."

„Denkt er an die Förstersfrau?" dachte die junge Gräfin.

„Ich bin nicht mehr trotzig und eigensinnig," sagte sie laut.

„Nein, aber mehr als zur Genüge selbständig in Ansichten und Handlungen."

„Das ist eine Nothwendigkeit im Leben. Das Gegentheil ist kein Verdienst, es ist eine Plage für sich und Andere. Ich möchte wissen, was du für ein Gesicht machtest, wenn ich dich bei jeder Gelegenheit mit Fragen belästigte über das Wann und Wie und Wo?"

„Ein sehr gelangweiltes, jedenfalls."

„Nun, siehst du! Uebrigens, daß jetzt so laut nach Frauen-Emancipation verlangt wird, erkläre ich mir dadurch, daß

wir keinen Schutz mehr haben, die Gesetze, wie die Vorurtheile sind gegen uns."

„Und wie war es früher?"

„Früher hatten wir den Schutz der Ritterlichkeit; er hat aufgehört, in adeligen und bürgerlichen Kreisen. Ich sehe die Welt zwar meistens nur im Spiegelbild meiner Blätter und Bücher, aber der Spiegel gibt ja die Wirklichkeit wieder."

„Und was siehst du in diesem Spiegel?"

„Die Verwirrung überall, Verwirrung aller Rechtsbegriffe, aller Ideen nach jeder Richtung hin."

„Liebe Elsa, du wirst so klug, ich wiederhole es, du wächst mir über den Kopf."

„Wir müssen vorerst abwarten, ob sich meine eingelernte Weisheit in der Praxis bewährt; sie hatte noch keine Gelegenheit dazu in ländlicher Einsamkeit."

„Möchtest du die Welt kennen lernen?"

„Ja, als Beobachterin; ich sehne mich nicht eine Rolle darin zu spielen, denn wie ich bemerke, mißlingen die meisten Rollen."

„Ach, Kind, wer kann wissen, welche dir noch im Leben beschieden ist; aber um auf die Frauen-Emancipation zurückzukommen: ich mag sie nicht leiden."

„Du willst willenlose Geschöpfe?"

„Nein, aber fügsame Geschöpfe. Glaubst du ernstlich an eine Möglichkeit dieser Emancipation?"

„Ja, aber vielleicht anders, als sie jetzt proklamirt wird; wir nehmen nicht die Stellung ein, die wir sollten, es muß uns jedenfalls ein größerer Wirkungskreis zugesprochen werden. Es gab ja auch eine Zeit, wo man an die

Nothwendigkeit des Sclavendienstes glaubte; doch schütteln selbst die schwarzen Sclaven nun ihre Ketten ab. Nicht lange her, bis zum Jahr 1848 gab es nur ein unwissendes, unmündiges, unfreies Volk; das Volk hat sich trotzdem frei gemacht.“

„Ich spreche nicht oft von so ernsten Dingen mit dir, Elsa, aber mindestens lerne ich dann von dir.“

„O spotte nur,“ sagte die Gräfin erröthend und ihren Aerger unterdrückend, „deßhalb wollen wir uns doch von euren ungerechten Gesetzen und Vorurtheilen befreien.“

„Elsa, du hast dich hier nicht zu beklagen. Ungarn ist das Land, wo man die Frauen von jeher am höchsten stellte. In Ungarn spielte die Frau immer eine sehr bedeutende Rolle und gar in der Politik, dieses Terrain wurde ihr nur zu sehr überlassen. Es gab stets Patriotinnen, gerade so wie es Patrioten gab, und Niemand verwehrte es ihnen je, wenn sie sich am Altare des Vaterlandes aufopfern wollten. Die Witwe bleibt im Vollgenuß des Vermögens und die Gebieterin über ihre Kinder Die Gattin steht an der Seite ihres Mannes, vollkommen seines Gleichen; es fällt ihm gar nicht ein, sie zu unterdrücken und wenn sie nicht im Landtage mitschreit, so hört man sie dafür zu Hause mit desto größerer Theilnahme an, sie mag nach Belieben ihre Worte wählen, die Begeisterung der Herzen zu erwecken. Nirgends so sehr, als hier zu Lande werden Frauen als gute Cameraden behandelt und haben außerdem eine Schaar Courmacher um sich, die ihnen Niemand bestreitet.“

„O Ungarn, das schöne, liebe Land!“ rief die Gräfin in die Hände klatschend.

Baron Oerlaky hatte sich der Politik zugewendet und brachte nun den größten Theil seiner Zeit in Pest zu; er sprach im Reichstag und wenn er nach Hause kam, so erzählte er Alles genau, was sowohl er als Andere gesagt hatten. Die Politik begeisterte ihn.

Da kam über Nacht der schwere Schlag und alle neuerwachten Hoffnungen und Illusionen sanguinischer Gemüther wurden zurückgeworfen in die traurige Wirklichkeit. Es war noch zu früh gewesen; die feindlichen Elemente herrschten noch allzu mächtig. Am 8. Mai 1861 starb Graf Ladislaus Teleki von eigener Hand erschossen. Der Schuß aber wiederhallte durch's ganze Land, wiederhallte durch alle Herzen. Die Unmöglichkeit, in der er sich befand, zugleich seine Pflichten Ungarn gegenüber zu erfüllen und sein an den Kaiser von Oesterreich gegebenes Wort nicht zu brechen, physische Ueberanstrengung und moralische Erregung, dazu die traurige Erkenntniß, daß er gefehlt hatte, indem er zu früh nach Hause gekehrt war, trieben den edlen Patrioten zum Selbstmord. Baron Beust, damals Minister in Sachsen, hatte ihn an der Grenze auffangen und unter Escorte nach Wien bringen lassen; Baron Beust ahnte damals nicht, daß er den Ausgleich mit Ungarn unterschreiben werde; aber abergläubische Seelen flüsterten: die Hand, die nach Ladislaus Teleki fahndete, könne Ungarn niemals Segen bringen, gleichviel, was sie unterschreibe.

Die vielleicht überspannte, aber redliche Ansicht, daß sein Tod die Situation klären müsse und die mit trügerischen Versprechungen gewonnene Partei, bei der allerdings die ersten Namen der Aristokratie obenan standen, sowohl als die Regierung selbst, die sich in Schmerlingischen Projecten eines ruhigen Erfolges einwiegte, hatten Teleki bewogen, sich selbst

das Leben zu nehmen. Kaum daß einige seiner intimeren Freunde des Abends etwas mehr Erregung als gewöhnlich an ihm bemerkten; am nächsten Morgen fand man ihn todt.

Der Schuß hatte gut getroffen und den Lebensfaden entzwei gerissen. Der Schuß hatte gut getroffen, mitten in's Herz der Nation, es blutete mit ihm. Die Nation begleitete ihn zu Grabe. Schreck und Erregung verbreitete sich mit rascher Eile durch's Land und änderte die Situation binnen vierundzwanzig Stunden. Von Nachgeben konnte nicht mehr die Rede sein. Der Widerstand stählte sich auf's Neue. Der Reichstag wurde aufgehoben und die Deputirten brachten die Details der Schreckenskunde mit sich nach Hause.

Dieselbe Sensation ging durch alle Comitate, die Altconservativen schwiegen, ein Schuß hatte sie belehrt. Die Opposition haranguirte das Volk, und die ihres Führers beraubte Partei hob den jugendlichen Verwandten des Dahingeschiedenen, Coloman Tißa, auf dessen Begabung sich schon die öffentliche Aufmerksamkeit richtete, mit jubelnder Begeisterung in die Höhe, indem sie ihn zum Haupte der Opposition ernannte.

Baron Oerlaky kam nach Hidfalva mit in allen Fibern seines Wesens nachzitternder, tief gefühlter Erregung. Seine Stimme bebte, da er den Namen Ladislaus Teleki's aussprach, und er schämte sich nicht der Thränen, die seine Blicke verschleierten. Indem er sprach und seine Emotion dabei noch zunahm, erweckte er zugleich die seiner Zuhörer. Er erzählte von der grandiosen Theilnahme, mit welcher das Volk den Todten zu Grabe geleitete, von der tiefen, innigen Theilnahme, die in allen Classen herrschte, von den schwarzen Fahnen, die an allen Häusern flaggten; er fügte hinzu:

„Es wäre ein neues Beispiel, eine neue Ermunterung für jeden Ungarn, sein Leben dem Vaterlande zu opfern, und in der Stimmung, in der wir uns gegenwärtig befinden, ist sicherlich auch jeder Einzelne dazu bereit!“ Dann rief er mit fester Ueberzeugung: „Ich danke Gott, im entscheidenden Momente hat Ungarn immer noch seinen Mann gefunden, der kein Opfer scheute für des Landes Rettung. Sie wollten uns mit trügerischem Blendwerk hinüberlocken und Einige, Viele sogar schwankten. Die Schwachen hörten und glaubten und ließen sich bereden. Nun sind sie zu sich gekommen; ein Pistolenschuß hat sie aus dem Taumel erweckt und das Blut des Dahingeopferten spritzte hinüber auf des Feindes Lager. Dieser eine Pistolenschuß bringt ihnen die Niederlage, ich stehe dafür ein mit meinem Leben. Das dargebrachte Opfer wird nicht vergessen werden. Der Wiederhall dieses einen Pistolenschusses ertönt Jahrhunderte nach, er weckt die Generationen der Reihe nach auf zu kühnem Handeln. Die Erinnerung der Einzelnen, wie der Menge sind daran gebunden. Den Schwankenden, den Ermüdeten, den Entmuthigten ruft er zu seiner Pflicht zurück.“

„Die indolente Gegenwart rüttelt sich auf zu kräftigem Widerstand. Dieser eine Pistolenschuß hat die Luft, die Situation geklärt. Die Größe der Aufopferung, die Folgen davon, wird wohl die Zukunft feiern. Der brennende Funke aus dem gegen die eigene Brust gerichteten Geschosse wird leuchten einem führenden Sterne gleich durch all' die Irrwege, welche diese verfolgte Nation noch durchzuschreiten hat.“

Baron Oerlaky's Rednergabe bewährte sich, die junge

Gräfin weinte und der Graf stützte sein ernstes Gesicht auf seine fest zusammengeballten Fäuste.

Baron Oerlaky's Worte gingen in Erfüllung, die Opposition stellte sich von Neuem mit vergrößerter Macht und auflodernder Begeisterung zusammen; die Herren nannten sich selbst die „Tiger" und wiesen die Zähne; sie zeigten sich erbarmungslos für alle Vergleichsanträge und Ausgleichsversuche. Verschnürte Röcke tauchten auf, die Nationaltracht sollte jeden bezeichnen, der dem Vaterlande zu Gebote stand, selbst die Damen nahmen die altungarischen Trachten, sehr zu Ungunsten der Mode, auf. Man zahlte der fremden Regierung keine Steuern mehr und sie schickten die Execution ins Land, das Militär lagerte in Dörfern und Schlössern, das arme Volk wurde gebrandschatzt, die Gutsbesitzer ließen sich's gerne kosten, die österreichischen Officiere zu quälen, unter denen Manche eben so trostlos daherkamen, als die Andern selbstbewußt und impertinent.

Gräfin Ungváry's romantische Schwermuth verwandelte sich rasch in lebhafte Theilnahme; sie nahm regen Antheil an der politischen Bewegung; sie eiferte ihren Mann so gut an und stimmte so vollkommen mit Baron Oerlaky überein, daß ihr Haus bald eines der beliebtesten Rendezvous wurde für die wildesten Herren „Tiger"; sie zeigte in Wort und That, daß, obwohl auf einem schönen, böhmischen Schlosse geboren und die Tochter eines deutschen Fürsten, sie nicht umsonst schon mit fünfzehn Jahren nach Ungarn verpflanzt worden war, daß sie eine Ungarin geworden sei mit Herz und Seele; sie besaß jenen Eifer der Eingewanderten, welcher gewöhnlich die Einheimischen übertrifft, sie wollte den ungarischen Namen, den sie trug, zugleich verdienen und verwerthen.

Eines Tages, als die Gräfin allein zu Hause war, rückte die militärische Execution in's Dorf, der Rittmeister, der sie führte, ein in den Wiener Salons gesuchter und gefeierter Cavalier, sandte seine Karte in's Castell, in der Hoffnung, nach einer Serie überstandener und mit Wuth hinabgewürgter Grobheiten endlich bei der Tochter des Fürsten Kleisten, den er persönlich sehr gut kannte, einen freundlichen Empfang zu finden.

Die Gräfin sandte ihm die Karte zurück und wies ihm ein Zimmer in der nächstgelegenen Meierei mit dem Bedeuten an, die Frau des Ispáns (Unterbeamten) würde für ihn kochen. Der elegante Rittmeister verweilte über zwei Wochen in der Meierei, der Graf und die Gräfin ritten alle Tage, er zweifelte nicht mehr daran, absichtlich vorüber. Die Frau des Ispáns kochte schlecht und der Wein schien mit Essig ausgebessert. Den armen Leuten, die sich in den Wald flüchteten, den Soldaten ihr leeres Haus überlassend, sandten Graf und Gräfin Nahrung hinaus, sie lagerten auf ihrem Grund und Boden. Der Rittmeister, ein herzensguter, junger Mann, verbrachte in Hidfalva seine sauersten Tage, und als er in der dritten Woche weiterrückte, geschah es mit großer Erbitterung gegen den Ort, die Herrschaft und das Volk. Als er einige Zeit später in Wien auf Urlaub weilte, erzählte er seinen Besuch in Hidfalva dem Fürsten Kleisten und klagte darüber unverhohlen mit noch nachträglich aufrichtig empfundener Entrüstung.

Ja noch mehr, der Minister selbst bedeutete dem Fürsten, daß es in ganz Ungarn keinen renitenteren „Tiger" gebe, als seinen Schwiegersohn, und daß dieser von seiner Gemalin auf's Beste unterstützt werde.

Der zu Tode erschrockene Fürst, der seine Tochter und ihren Eigenwillen nicht vergessen hatte, sah sie im Geiste bereits an der Spitze der ungarischen Rebellion daherschreiten, er begab sich in athemloser Aufregung zu Gräfin Clara.

Gräfin Clara, gegen ihre sonstige Gewohnheit, nahm diesmal die Sache nicht von der leichten Seite, sie rief, die Hände faltend:

„Es gibt nichts Schreckenerregenderes als Politik, die in Narrheit übergeht, da muß geholfen werden.“

Nach langem Sinnen und Besprechen wurde denn endlich ausgemacht, der Fürst möge seiner Tochter einen zärtlichen, väterlichen Brief senden, worin er sie bitte, ihn endlich nach der Trennung von Jahren in Ringelsheim zu besuchen und dort einige Wochen mit ihm zu verweilen.

Die Einladung wurde abgesandt und mit sichtlicher Freude angenommen. Diese prächtige Gräfin Clara hatte auch diesmal geholfen und, „na nu, wir werden ihr das Köpfchen schon wieder zurechtsetzen. Tröste er sich auch diesmal, alter Muck!“

Druck und Papier von Leopold Sommer & Comp. in Wien.